Sämmtliche Erzählungen

von

Friederike Lohmann.

Ausgabe letzter Hand;

mit einem Vorworte der Verfasserin

von „Godwie Castle" ꝛc. ꝛc.

Siebenzehnter Band.

Leipzig, 1844.

Verlag von Carl Focke.

857.
(Sophia)
812
[Paalzow, Henriette v., geb. Wach]

„Ob sie auch schied, sie lebt in ihrem Wort,
In dem Gedächtniß ihrer Freunde fort.“

6/71/102

Inhalt.

	Seite
Die Freunde.	1
Die Wünsche.	79
Die Kette.	131
Julie und Clementine.	209.

Die Freunde.

„Das Glück wohnt droben in dem Schooß des ew'gen Vaters.“

Constant Regnier und Camil Vezins waren, durch die Bande jugendlicher Freundschaft, von ihrer frühesten Kindheit an vereinigt gewesen. Freundschaft, in spätern Jahren geschlossen, mit Wahl und Beachtung gleicher Anlagen, gleicher Gesinnung, kann auf festeren Grundsäulen ruhen, aber sie ist seltener und entbehrt den Heiligenschein schöner Erinnerung, der jene umschwebt. Dagegen fragt die Jugend nicht, ob Herz und Sinn im Einklange fühlen; es ist ein Zug des Wohlwollens, der unbesorgten Liebe, der den Knaben zum Knaben zieht, es sind die Freuden gemeinschaftlicher Kindheit, die sie verkettet; die zarten Keime, aus denen der Charakter des Mannes erwächst, sind noch kaum bemerklich; die Scheidewege der Verhältnisse, der Meinungen, der Ansichten, liegen noch in weiter Ferne. Erst wenn man sich später wieder begegnet, nach jahrelanger Trennung, die Gedanken tauscht, wenn die frische, grüne Pflanze zum Baume geworden ist, zeigt sich eine Verschiedenheit, die der Freundschaft schaden müßte, wäre diese nicht mit

dem Leben verwachsen, mit den ersten schönen Gefühlen gewurzelt. — So konnte nichts ungleicheres gedacht werden, als Constant und Camil. Der Erste von lebendigem, schnellem Geiste, weniger gründlich, als glänzend, mit Jedem bald bekannt, ja vertraut, offen bis zur Unbesonnenheit, leidenschaftlich in seinen Wünschen und Beschlüssen, weich, aber nicht zuverlässig; — der Andere still, in sich gekehrt, um so stummer, je tiefer ihn etwas bewegte, fest, fast unerschütterlich in seinen Ansichten, mehr düstern als heitern Geistes. Hundert kleine Liebenswürdigkeiten schmückten Constant; es lag in seinem Wesen eine angenehme Gefälligkeit, die den Augenblick Andern wohlzuthun, nie verfehlte; er that etwas Unbedeutendes so freundlich, daß es wie ein wichtiger Dienst erschien, während Camil ein großes Opfer brachte, das Niemand ihm dankte, weil er selbst nur wußte, was es gekostet hatte. Constant ward von Jedermann geliebt, Camil nur von Wenigen, aber wenn Jener überall neue Freunde erwarb, so verlor dieser fast nie ein Herz, das er einmal besaß. — Die Ungleichheit beider zu vollenden, war auch ihre höchste Angelegenheit, die Religion verschieden. Regnier bekannte sich zum reformirten Glauben, Vezins war ein eifriger Katholik. —

Erst vor kurzem war Constant, nach mehrjähriger Abwesenheit, nach Lyon zurückgekehrt, wo seit dem Tode seines Vaters die Sorge für ein beträchtliches Vermögen seine Gegenwart forderte. Ungern hatte er Paris verlassen; das Leben in der Hauptstadt, in der glanzvollen Nähe Ludwigs des Vierzehnten, sagte seinem beweglichen

Geiste zu, allein auch in der Heimath erwarteten ihn Freunde, die er nicht minder zu schätzen wußte. Er sollte die Wohnung seiner Väter wiedersehen, ein anmuthiges weites Schloß an den Ufern der Rhone, ganz nahe bei der Stadt; hier lebte sein Freund, er konnte ihn täglich sehen, konnte die Tage unbesorgter Kindheit erneuern, um so mehr, da er in jedem Sinne unabhängig, heitern Geistes und geneigt war, keine Lebensblüthe ungepflegt verblühen zu lassen. Aber als er so alles Erworbene mit dem früher Besessenen vereint zu genießen dachte, fand es sich, daß Camil im Begriff stand Lyon zu verlassen, um in einer Familienangelegenheit nach Neapel und Sicilien zu gehen. Eine strenge Erziehung unter den Augen seines alten Onkels, des Intendanten der Provinz, mochte zum Theil den verschlossenen Ernst des Jünglings ausgebildet haben; er hatte nie elterliche Liebe, elterliche Nachsicht erfahren; noch jetzt waltete ein drückendes Verhältniß der Abhängigkeit über ihm, und schmiedete ihn um so sicherer in's Joch, je empfänglicher sein Gemüth der Dankbarkeit für frühere Wohlthaten war. So schien er auch diese Reise und das verwickelte Geschäft, das ihn im Auslande erwartete, nur aus jenem unbeschränkten Gehorsam zu übernehmen, der in seiner Seele neben den Pflichten seiner Religion stand, und einigermaßen mit ihrer strengen, fast blinden Ergebung zusammenhing. Es entging seinem Freunde nicht, wie trübe sein Blick war, wie sichtbar er einen Schmerz bekämpfte, wenn das Gespräch auf seine Entfernung fiel, wenn Constant sich selbst zwar

beklagte, ihn zu verlieren, aber durch wortreiche Begeisterung von dem Vergnügen sprach, die Welt wie ein wandernder Vogel frei und leicht zu durchfliegen, das schönste, herrlichste aller Gegenden zu sehen, die Poesie des fremden Landes lustig von der Oberfläche zu schöpfen, ohne durch ein austerähnliches Festkleben mit dem Bodensatz der Prosa bekannt zu werden. Camil lächelte dann, wie die Trauer lächelt, oder er fiel in tiefes Nachdenken, ja zuweilen dünkte es dem Andern, als kämpfe er mit dem Wunsche, sein immer verhülltes Gemüth zu öffnen und eine geheime Wunde vor dem Blicke des Jugendfreundes zu enschleiern. Aber immer schloß sich der halbgeöffnete Mund wieder, er ward sogar kälter, härter, nach solcher Versuchung, und als einmal Constant in ihn drang, die Ursache seines stillen Grams auszusprechen, vermied er ihn lange, konnte er nur mit Mühe zu der früheren Geselligkeit zurückgebracht werden. Sein Freund ertrug diese Laune mit immer leichtem Sinn und gleicher Freundlichkeit, so wenig er sie begriff. Er wäre an Camils Stelle glücklich gewesen; zwang er sich aber, den Widerwillen des Freundes vorauszusetzen, so konnte er seinen leidenden Gehorsam nicht fassen, noch weniger das Gefühl, das Jenen zum Schweigen bewog, denn offene Seelen ahnen nicht, wie schwer, wie unmöglich es verschlossenen Gemüthern wird, das still gehegte Leiden, den geheimen Verdruß aus der Verborgenheit hervorzuziehen und vertraulich auszusprechen.

Indessen die Beiden sich fast täglich sahen, und mehr und mehr die schöne Zeit der Jugend wieder aufweckten,

kam der Zeitpunkt von Camils Abreise heran, brach der letzte Tag unerwartet herein, und Constant fühlte den nahen Verlust mit aller Lebhaftigkeit seines leicht erregten Gefühls. Die Morgendämmerung sollte Camil auf dem Wege treffen, sein Freund wollte die letzten Stunden noch mit ihm genießen; sie verabredeten, daß Constant in der zehnten Stunde des Abends kommen sollte; bis dahin gab Jener Geschäfte vor, die alsdann beendigt sein würden. Es war schon alles still in dem weitläufigen Gebäude, dessen entferntesten Flügel Vezins bewohnte, nur hier vor seiner Thür zeigte sich das rege Leben, das einer Reise vorherzugehen pflegt. Koffer und Mantelsack lagen gepackt, mancherlei Reisebedürfnisse bedeckten den Boden; Marcel, ein alter Diener Camils, waltete in der regellosen Unordnung; er begrüßte Constant mit trübem Blick, öffnete die Thür, und sah traurig auf seinen Herrn, der am Tische saß, schwermüthig sinnend, die Augen mit beiden Händen bedeckt. Er sprang auf, hieß Constant willkommen, rief nach Wein und Gläsern; der heftigste Kampf mit einem gewaltigen Schmerz lag in seinen Zügen.

„Camil," sagte Constant tief bewegt, „wir scheiden jetzt vielleicht auf lange Zeit. Soll die letzte Stunde das düstere Schweigen nicht brechen, das Dein Herz zusammenpreßt; kennst Du die Erleichterung nicht, wenn Worte und Thränen die Last theilen, um die Hälfte in ein liebendes Herz zu legen. — Ich weiß wohl, Du warst immer so; wo wir Andern laut klagten, bliebst Du stumm, konntest sogar den Thränen gebieten; wo wir in Jubel

ausbrachen, hattest Du nur ein Lächeln; wo uns heftige Rührung ergriff, freute es Dich, kalt zu scheinen. Aber jetzt gelingt es Dir nicht Dein Inneres zu verhehlen, mir nicht, es ruhig zu sehen, wie Du leidest. Ich habe mich monatelang bezwungen, habe hundertmal die Frage zurückgedrängt, — meiner offenen Seele war das Marter; vergilt mir nun den Zwang, siege über Deine Verschlossenheit, und laß mich wissen, was Dein Herz drückt.“ —

Camil wendete sich ab; eine lange stumme Pause entstand, ängstlich beklemmend für Constant, eben so peinlich für den Andern, der in die todte Nacht hinausstarrte. „Laß mich jetzt,“ sagte er endlich ziemlich gefaßt, „aber denke nicht, daß ich Deine Liebe verkenne. Du sollst alles wissen, ja es ist nothwendig daß Du es erfährst. Habe nur Nachsicht mit mir, dränge mich nicht. Ich war nie gewohnt von meinen Gefühlen zu sprechen, ich verstehe es kaum. Nur die Kirche hat mein Herz offen gesehen. Vielleicht wäre das anders, wenn ich eine Mutter gekannt hätte; aber es ist so und mag so sein. Glaube mir, die Empfindungen, denen Worte fehlen, sind nicht die schwächsten.“

Marcel kam mit Wein und Gläsern. Die Beiden setzten sich nieder, Constant bemühte sich, seine Bewegung zu unterdrücken, Camil unterstützte ihn, indem er mit großer Kraft das Gespräch änderte, von Weg und Wetter, von den Stationen seiner Reise, von mancherlei kleinen Besorgungen sprach, die der Freund für ihn übernehmen sollte. Dabei wurde des Weins nicht geschont.

Constant trank mit Hast, wie er zuweilen pflegte; auch Camil, immer bei weitem mäßiger, leerte heute sein Glas öfter als gewöhnlich, die Unterredung ward nach und nach ungezwungener, die Stunden verflossen, es schlug Mitternacht. Constant breitete die Arme nach dem Scheidenden aus. „Soll ich Dich nun verlassen?“ fragte er, und Thränen stürzten aus seinen Augen.

„Bleibe noch,“ antwortete Camil, „und höre, was ich Dir sagen will. Es war nicht Mißtrauen, daß ich bis heute schwieg, nein, nur die Scheu, das heiligste meiner Brust aus dem Dunkel hervorzuziehen. Aber es verbirgt sich nicht, keine Kraft konnte Dir den Schmerz verhehlen, mit welchem ich scheide, und so magst Du nun auch seine tief verborgene Ursache wissen. — Noch kaum dem Knabenalter entwachsen, gelang es mir, durch die verschwenderische Güte meines Onkels, der Wohlthäter einer armen Familie zu werden, die in Elend versunken war. Der alte Marcel, mein treuer Gefährte, zeigte mir diesen Weg, meinen Ueberfluß abzuleiten; Niemand wußte davon, als er und ich. Nach einem Jahre hatte der Tod die Hütte verödet, wo ich meine schönsten Freuden fand; ein kleines Mädchen blieb hülflos zurück, ein Kind von zwölf Jahren, aber erwachsen in traurigen Erfahrungen. Marcel nahm sich des Mädchens an, meine kleinen Schätze waren in seiner Hand, es fand sich eine alte Verwandte, arm wie Jene, aber dem Kinde herzlich zugethan; ich konnte entbehren, was sie bedurften, und so war Hippolitens Schicksal gesichert. Doch Eines, das wichtigste von allem, hatten wir nicht berechnet. Hippo-

litens Eltern waren Katholiken, ihre Tante reformirt. Marcel hatte zwar anfangs Sorge getragen, diesen Punkt zu berichtigen, allein da das Mädchen in den Lehren der alten Frau erwuchs, die sie kindlich verehrte, nahm sie unvermerkt ihre Grundsätze an, und wandte ihre fromme Engelsseele dem Glauben zu, den unsere Kirche als Irrthum verdammt. — Ich mußte das berühren, Constant, und ich fürchte nicht Dich zu beleidigen. Wie ich auch glauben mag, ich kann nur Mitleid mit dem Irrenden fühlen." —

„Es schmerzte mich, aus Marcels Berichten zu hören, daß mein Pflegling von der rechten Bahn verlockt ward; die Zeit sollte kommen, wo es mein Glück untergrub. Ich lernte Hippoliten kennen; ich sah sie oft, sah sie täglich; ihre himmlische Schönheit war der kleinste ihrer Vorzüge. Sie ward das Licht meines Lebens, der Stern meiner Zukunft. Denke nun selbst die heißen Wünsche, die in mir erwachten, denke die Hindernisse, vor denen alle Hoffnung schwand. Mein Onkel, der mir Vater war, wenn auch nicht ein weicher, liebender, doch ein sorgender Vater; mein stolzer Onkel, voll Entwürfe für mein künftiges Glück, voll Eifer für seinen Glauben, — konnte ich wagen, ihm die Tochter der ärmlichen Hütte, die Andersglaubende, als Verwandte aufzudringen? Konnte ich selbst mein Schicksal mit der vereinen wollen, die in den höchsten Gedanken des Geistes ein trauriger Zwiespalt von mir scheidet? — Ich verlor indessen die Hoffnung nicht, sie zu gewinnen; ein frommer Vater aus dem Jesuiterkloster, mein Beichtiger und Vertrauter, un-

terstützte meine Bemühungen, er forschte in ihrem Herzen, er versuchte sie liebend zurückzuführen, doch bis jetzt vergebens; sie wußte ihm mit gefährlicher Beredtsamkeit zu begegnen und hängt unauflöslich an dem einmal gefaßten Wahne. — Jetzt muß ich fort. — Ich ahne, daß mein Onkel meine Gänge erforscht, meine Liebe entdeckt hat, daß er mich deshalb entfernt. Hippoliten zu verlassen, die liebe Gewohnheit sie immer zu sehen, gegen die Leere eines todten, armen Lebens, ohne sie, zu tauschen, bricht mir das Herz. Aber der alte Onkel, der jetzt mit grauem Haar vor mir steht, hat nicht geheirathet, um einst seine Güter auf mich zu häufen; ich darf ihm nicht mit Undank lohnen, und schaudere vor dem Gedanken, seinen Tod zum Zeitpunkt meines Glücks zu machen."

„Und das Mädchen?" fragte Constant hastig, „liebt sie Dich wieder? Hat sie Dir Treue gelobt, glaubst Du an ihr Herz? O, Camil, kannst Du auch eine solche Liebe einem starren Glaubenswahn opfern? Haben wir nicht einen Gott, eine Tugend, ein Christenthum!"

„Du hast Recht," erwiederte Camil tiefsinnend. — „Aber sprich nicht von mir, nicht von meinem Herzen. Die Hand, die ich jetzt Hippoliten reichte, würde zur Vatermörderin. Ob sie mich liebt, kann ich Dir nicht sagen. Ahnungen, die durch meine Seele beben, sind ja doch nur Ahnungen. Nie hat mein Mund meine Gefühle verrathen, selbst meinen Augen suchte ich zu gebieten, ich mochte ihr Herz nicht mit der Unruhe füllen, die in mir tobte, ich mochte sie nicht in die Ungewißheit meiner Zukunft verflechten. Jetzt ist der letzte Abschied

vorüber, ich habe mein Schweigen bewahrt, selbst in dem Augenblicke, wo ich an ihre Gegenliebe glauben mußte. Mag ich nun unglücklich werden, ich habe ihr die kindliche Ruhe ihres Herzens erhalten."

„Höre mich an," rief Constant stürmisch, „ich habe Rath. Es ist nicht Dein Herz, das Dir die Scheidewand zwischen Christen und Christen baut. Du kennst den Vater, der seinen Arm liebend über uns Alle hält. Schone die Meinungen Deines Onkels, aber opfere Dein Glück nicht auf. Ergreife Hippolitens Hand, laß sie geheim in die Deinige legen, mein einsames Haus birgt Euer Geheimniß. Du reisest nach kurzem Aufschub von da aus weiter; Hippolite folgt Dir, oder bleibt unter meinem Schutz, als Dein Weib, und meine Schwester, bis — —"

„Ich danke Dir, Constant," unterbrach ihn Camil, „ich danke Dir und fühle Deine Liebe. Aber was Deiner Raschheit natürlich ist, scheint mir schwer, bedenklich, ja frevelnd. Der Mensch soll dem Schicksale das Glück nicht abzwingen; in mir wenigstens spricht eine warnende Stimme gegen den Kampf mit diesem eisernen Gesetz. Aber Deine Schwester soll sie sein. In Deinem Schutz will ich sie wissen. Alle Gefahren, die ihr drohen könnten, wirst Du von ihr abwenden. Nimm diesen Ring, sie kennt ihn, er wird Dich bei ihr einführen. Du weißt, wie man jetzt hier und da Eure Glaubensverwandten bedrängt; sie ist arm und verlassen, sie ist ein Kind katholischer Eltern, man könnte leicht Gewalt anwenden, wo Ueberredung vergeblich war, und vielleicht wäre ich daran

nicht ohne Schuld. Du hast Einfluß, Du kannst über sie wachen. — Sei ihr Freund, schwöre mir, sie nicht zu verlassen.“

Constant legte seine Rechte in Camils Hand, und gab ihm die verlangte Versicherung; er war so tief gerührt, daß ihm die Worte fehlten, aber heilige Gelübde sprach sein Herz. Ach, das schwache Menschenherz wähnt in edler Wallung sich so stark, so rein; es ahnet die Stürme nicht, in denen sein heiliges Feuer verlöschen kann; ein Engel wird es einst mild und verzeihend richten.

Nachdem Camil ihm die Wohnung seines Mädchens bezeichnet hatte, bat er selbst den Freund, ihn nun zu verlassen; es war ein Uhr nach Mitternacht. Constant weinte heftig, als er Camil zum letzten Male umarmte; dieser bekämpfte ein eben so starkes Gefühl mit eiserner Festigkeit, und suchte den Abschied zu verkürzen, der ihn peinigte, da Jenem der Erguß seiner Traurigkeit wohlthat. Dagegen lag Regnier, als die Sonne aufging, im tiefen Schlummer, während Camil sich in der Einsamkeit den zurückgedrängten Empfindungen hingab, unter heißen ungesehenen Thränen ein Blatt beschrieb, das einem treuen Boten vertraut ward, todtenblaß sein vorgeführtes Pferd bestieg, und durch die stillen nächtlichen Straßen ritt, nur von dem alten Marcel begleitet.

Schon den nächsten Abend suchte Constant Hippolitens Wohnung auf. In dem ältern Theile der Stadt, zwischen der zerstörten Herrlichkeit römischer Prachtgebäude, fand er das kleine bescheidene Haus, dessen äußere Anspruchslosigkeit Camils Glück verborgen hatte. Er trat

ein, nicht ohne lebhafte Erwartung, ja mit einem lauteren Herzensschlage, der ihn später für Ahnung des höchsten Glücks und des tiefsten Kummers galt. Langsam öffnete er die Thür, eine Lampe brannte auf dem Tische in der Mitte des Zimmers, sie beleuchtete die nahen Gegenstände hell aber mondscheinartig, und ließ das Uebrige in matter Dämmerung liegen. Hippolite saß der Thür gegenüber an dem Tische; eine große Bibel lag vor ihr, sie las der Alten vor. Ihre schönen Augen waren auf das Buch geheftet, lange Wimpern beschatteten sie, über das feine zart geröthete Gesicht lag ein Ausdruck sanfter Milde, stiller Ergebung, jungfräulicher Würde; ihre Haut war weißer als die der meisten Französinnen, ihr Haar lag kunstlos auf der reinen Stirn. Ehrfurcht vor den Worten die ihre Lippen aussprachen, malte sich in ihren Zügen, ihre Hände waren gefaltet. Eben so andächtig hörte die Alte ihr zu. Aber in diesem scharf gezeichneten, tiefgefurchten Gesicht herrschte überlegene Besonnenheit, erfahrner Muth, Bekanntschaft mit der Welt und ihren Gefahren; in das Irdische führte das Bild der Alten, zum Himmel das Bild der Jungfrau.

Hippolite schlug die Augen auf, als die Thür klang; sie erhob sich schnell, eine hohe Röthe überflog ihr Gesicht. Constant glaubte die Ursache zu errathen; seine Gestalt, seine Kleidung, der tiefe Schatten, in welchem er stand, konnten ihm Aehnlichkeit mit Bezins geben, den man hier jeden Abend zu sehen gewohnt war; Hippolite konnte ein Hinderniß seiner Reise vermuthen, konnte glauben, ihn noch einmal erscheinen zu sehen. Es war ihm,

seit er Hippoliten in's Auge sah, als müsse er diese Bewegung des Mädchens dem Glücklichen beneiden. Bescheiden nahte er sich, zeigte sein Pfand, machte sein Recht geltend, bat um ihr Vertrauen. Die Tante begriff ihn schnell, sie reichte ihm dankbar die Hand, nöthigte höflich zum Niedersitzen, und fing mit großem Antheil von Vezins zu sprechen an; von seiner Reise, von der Ungewißheit seiner Rückkehr, und den Verpflichtungen, die sie und Hippolite gegen ihn hätten. Constant beobachtete indessen das Mädchen; sie saß ruhig da, sittsam vor sich niederblickend, nur zuweilen sandte sie den Blick zu ihm hinüber, ihm schien es, als sähe sie nach dem Ringe, der noch gestern an Camils Finger glänzte. Selten mischte sie ein Wort in das Gespräch, aber ihre Stimme, wie der Sinn ihrer Rede, waren gleich lieblich, gleich bezaubernd. Als Constant sie verließ und, auf dem nächtlichen Heimwege, Camils gestrige Geständnisse sich zurückrief, glaubte er erst die Gefühle zu verstehen, die Jener so kalt, so unvollkommen ausgedrückt hatte. Er bedauerte den Armen, der aus solchem Himmel geschieden war, er dachte an ihn mit Liebe und schmerzlichem Mitleid, aber er konnte sich nicht überreden, daß irgend eine Nothwendigkeit ihn, an seiner Stelle, von Hippoliten geschieden haben könnte.

Constant kam von da an oft und immer öfter in das kleine Haus, zu den beiden Frauen. Der Umkreis ihres armen reinlichen Stübchens ward endlich der Raum, der all' sein Denken einschloß, der Sitz an Hippolitens Stickrahmen galt ihm mehr, als dem Höflinge der Platz am

Throne. Ihre schönen Hände schufen hier die glänzendsten Gold- und Silberstickereien, der junge Mann bewunderte die Geschicklichkeit, den Fleiß dieser Hände, aber mehr noch das Zartgefühl, mit welchem sie und ihre Tante größere Unterstützung ablehnten, um wenigstens zum Theil die Freude des eignen Gewinns zu haben. Beide, besonders Gotton, so hieß die Tante, hatten sich bald an Constants Umgang gewöhnt, sie erfüllten seine Bitte und Camils Wunsch, indem sie jede kleine Sorge mit ihm in Rath stellten, ihn zu geringen Dienstleistungen aufforderten, ihm hier und da gern eine unschuldige Freude dankten. Als er aber mehr thun wollte, als Hippolitens rastloses Arbeiten ihm weh that, und er einen Theil seines Ueberflusses auf sie zu übertragen wünschte, da mochte der Name des Freundes und Bruders ihm nicht mehr nützen, und die kluge Gotton wußte sein heftiges, wiederholtes Dringen so würdig zurückzuweisen, daß er, aus Furcht ihr Vertrauen zu verlieren, schwieg. Schon Camil hatte diesen ehrwürdigen Widerstand erfahren, als er die spärliche Einrichtung der armen Wirthschaft zuerst bemerkte; bei seiner schüchternen Verschlossenheit bedurfte es nur einer leisen Andeutung, um nie wieder diese Saite zu berühren, und auch jetzt beschränkte sich das kleine Jahrgeld, das Hippoliten von einem Handelshause gezahlt ward, auf dieselbe Summe, die ehemals ihre Eltern von dem jungen Vezins empfangen hatten.

Bei aller dankbaren Erinnerung an Vezins war der Tausch, den sie zwischen ihm und Constant getroffen hat-

ten, ein erwünschter für Gotton. Schon sein Glaube, übereinstimmend mit dem ihrigen, den sie feurig liebte, machte ihn ihr zum Seelenverwandten, machte, daß sie ihm Hippolitens Nähe lieber gönnte, als dem katholischen Bezins. Aber auch das heitere, mittheilende Gemüth, die jugendliche Lebhaftigkeit, die gränzenlose Offenheit Regniers, nahmen sie schnell für ihn ein, und verursachte Vergleichungen zum Schaden des Abwesenden. Sie glaubte, was Viele glauben, ein guter Mensch müsse offen sein, und gestand sich vielleicht nicht, daß ein Zug ihres Charakters, der gern die Gemüther Anderer durchschauen und beherrschen mochte, ihr Camils Verstecktheit besonders tadelswerth erscheinen ließ. Sie las in Constants und Hippolitens Herzens wie in einem aufgeschlagenen Buche, sie kannte selbst alles, was in Camil vorging, aber hier blieben ihr Zweifel, Dunkelheiten, bis an den Tag seiner Abreise, der sie völlig aufklärte. Eine Art von scheuer Zurückhaltung war nie zwischen ihr und Camil gewichen, Regnier war ihr nach kurzer Bekanntschaft lieb und vertraut, wie ein Sohn, und eine geheime Hoffnung schmeichelte ihr mit dem Gedanken, er könne es durch Hippoliten wirklich werden. — Ganz anders aber fühlte das Mädchen; Gottons Hoffnungen ruhten nur auf dem kindlichen, biegsamen Sinn, den sie zu lenken gewohnt war. Liebe für Camil war mit Hippoliten erwachsen; in die Hülle gränzenloser Dankbarkeit gekleidet, hatte sie ihr junges Herz gefüllt, bis es sich selbst verstehen lernte und die Hülle sank. Aber unbekannt mit dem eigenen Werthe, und den Werth des Ge-

liebten hoch empfindend, demüthig im Gefühl ihrer Niedrigkeit, war ihr nie der Gedanke genaht, Camil könne ihre schüchterne Liebe theilen; sie war sich nicht einm des Wunsches bewußt. Ihn zu sehen, von ihm zu le nen, ihn zu lieben, war ihr genug, bis auf den A genblick der Trennung, der sie Schmerz und leise Wü sche lehrte. Wie bitter strafte sie sich in einsam dur wachten Stunden für so eitle, verwegene Träume. G ton sah wohl, was in ihr vorging, aber sie vermied a sichtlich ihr Vertrauen, denn sie wußte, daß ein Gefül wenn es halb unverstanden im Innern schläft, leicht beherrscht wird, als wenn wir es, mit Worten und Grü den ausgestattet, aus dem Dunkel hervorgehen lasse Deshalb freute sie sich doppelt, daß die Dämmerung j des Abends Constants Besuch brachte und mit ihm ei Zerstreuung der ungestörten Träumereien, die der Lieb so günstig sind. Er verstand anmuthig zu erzählen, e hatte die Welt, die Hauptstadt gesehen, den großen Köni und Alle, die ihn glänzend umgaben, er fesselte unver merkt Hippolitens Aufmerksamkeit, ihr wißbegieriger Geis fand immer etwas zu forschen, dankte für nichts so warm als für eine Belehrung. Gotton bemerkte jeden freundlichen Blick, den Hippolite auf Constant warf, sie sah das allmählige Wachsen ihres Vertrauens, ihre schwesterliche Hinneigung zu ihm, sah wie der liebe Hausfreund selbst die heiligen Stunden ihres Lebens mit ihnen theilte, und d urch beinahe ein Glied ihrer Familie ward. Hippoli pflegte Abends nach der Arbeit einen Psalm zu singen, und einen Abschnitt in der Bibel zu lesen; Con-

stant hatte sie einst bei dieser Andacht überrascht, er fühlte sein weiches Herz auf den süßen Tönen wunderbar emporgehoben und kam seitdem öfter um diese Stunde. Still horchend saß er im dunkeln Winkel des Zimmers, unaussprechlich beglückt, daß ihm Hippolite den Mitgenuß ihrer kindlichen Seligkeit gönnte. Und wenn die kluge Gotton, welterfahren wie sie war, die milde Freundlichkeit eines Engelherzens für entstehende Neigung nahm; kann es befremden, daß Constants Feuerseele mit Entzücken dasselbe wähnte, daß er, wenn gleich nicht ohne stillen Vorwurf, der Freude nicht wehren konnte, wenn Camils Name fast nicht mehr genannt wurde, und er ganz an die Stelle des Abwesenden getreten war? Aber Beide bedachten nicht, wie ein jungfräulicher Sinn das am verschwiegensten birgt, was sein liebstes Kleinod ist, den Namen am wenigsten nennt, bei dem das Herz schlägt, dann am ruhigsten Freundschaft zeigt, wenn die Seele verschenkt und alle Möglichkeit einer andern Liebe dahin ist. Während Constant zum Zustande der Seligen emporgehoben, in Hippolitens Nähe lebte und fern von ihr den schrecklichen Kampf zwischen Liebe und Pflicht kämpfte, war er ihr nur theuer, weil er Camils Freund, ein Vermächtniß des Scheidenden an sie war, weil zuweilen ein Wort, eine Redensart, ein Ton seiner Stimme, entfernte Aehnlichkeit mit dem Jugendfreunde hatte, weil Camils Ring an seiner Hand funkelte, kurz, weil er das einzige Band war, das von ihm, den sie liebte, bis zu ihr, der Einsamen, Traurigen herüberreichte.

Ein halbes Jahr war nun verflossen, seit Camil schied.

Es war Constant länger unmöglich, die Flamme zu hüten, die in ihm brannte; sie brach zuweilen um so heftiger hervor, je mehr er schon lange gegen seine Natur ihr Wachsen gehemmt hatte. Die Alte sammelte einzelne Worte, halbe Ausrufungen, und wußte nun genug, um seinem Vertrauen entgegenzukommen, das nicht schwer zu gewinnen war. Nicht bloße Hoffnung, volle Gewißheit des Glücks gewann er hier, nur sein Gewissen widersprach, nur der Schatten des fernen Freundes stand abmahnend an der Schwelle des Himmels. Er wiederholte sich jetzt in nächtlicher Einsamkeit Camils Erzählung, aber wie anders klang sie ihm nun als damals, wo er durch sie gerührt, die Hand des Liebenden selbst in die Hand des Mädchens legen wollte. Hatte nicht Camil fast ganz auf ihren Besitz verzichtet? Waren nicht die Hindernisse die Beide trennten, unübersteigliche Felsen? Der Unterschied des Glaubens, sonst nur gering in Regniers Augen, wuchs nun zum scheidenden Riesen empor; der Stolz des alten Intendanten, die Unentschlossenheit Camils, die er Kälte nannte, schienen ihm so entschieden gegen einen glücklichen Erfolg, als seine Liebe, seine Unabhängigkeit, Hippolitens Glück verbürgten. Er glaubte sogar, Camil habe ihm selbst seine Rechte auf sie übertragen wollen, und seine letzten Worte schienen ihm jetzt seinen Sinn unwidersprechlich auszudrücken. Unedel genug durch die Leidenschaft, beschuldigte er Camil, den Kampf in seinem Busen entzündet, diesen Ausgang selbst verschuldet zu haben, und überredete sich, es sei des Scheidenden Wille gewesen, Hippoliten in ihm

einen Gatten zu geben. Daß Vezins nicht geschrieben hatte, daß Niemand etwas von ihm wußte, am wenigsten Hippolite, dünkte ihm ein neuer Beweis; er wollte sich nicht gestehen, wie sehr dies Zurücktreten in dem Charakter Camils lag. Aber nicht immer waren solche Scheingründe fähig, sein besseres Selbst zu übertäuben. Es erhob sich in qualvollen Stunden gegen die Leidenschaft und erregte leise warnend einen Kampf, der um so schrecklicher war, je weniger Constant über die Heftigkeit seiner Gefühle vermochte. Gesundheit und Frohsinn unterlagen dem Gram, und das bleiche Gesicht ward zum Verräther der Seele.

Ein Geschäft führte Constant eines Morgens ziemlich früh in die Stadt an Hippolitens Wohnung vorüber. Er pflegte sonst um diese Zeit nicht zu kommen; allein jetzt, ihr so nahe, konnte er sich die Einkehr nicht versagen, band sein Pferd an die Pforte und trat ein. Er fand Gotton allein, Hippolite war in der Kirche, die Alte hatte eine Unpäßlichkeit verhindert, sie zu begleiten; jetzt, da sie ihn erscheinen sah, dünkte es ihr eine Veranstaltung des Himmels. Sie hatte lange gewünscht, ihn ohne Zeugen zu sprechen. Ein ziemlich deutliches Gefühl sagte ihr, sie müsse eilen, wenn sie noch etwas hienieden zu thun habe, ihre Stimme werde bald im Grabe verklingen, und Hippolite ohne Rath und Führer zurückbleiben. Daß Constant sie liebte, sie zu besitzen wünschte, wußte Gotton lange schon, und sie gönnte sie Niemandem, als ihm. Aber noch vor ihrem Tode wollte sie das Band knüpfen, sie konnte nicht ruhig sterben, so lange die Mög-

lichkeit blieb, das Licht des heitern Glaubens könne, durch eine Heirath mit Vezins, ihrem Pflegling untergehen. — Diese Rücksicht bestimmte sie vor allem, schien alles zu heiligen, was sie für ihren Zweck that. — Aber auch Constant, als er in's Zimmer trat, Hippoliten vermißte, ihre Arbeit verlassen stehen sah, beschäftigte sich augenblicklich mit dem Gedanken, die langgetragene Last von sich zu werfen, und der alten Frau seine Wünsche, seine Leiden und Zweifel zu entdecken. Sie kam ihm mit theilnehmenden Fragen entgegen; daß er blaß und leidend sei, fuhr sie fort, sei ihr lange schon aufgefallen, und es habe nur eine einsame Stunde gefehlt, um ihm ihren herzlichen Antheil zu zeigen, ihm ihren mütterlichen Rath anzubieten. Constants Herz schlug stürmischer, die unnatürlich zurückgedrängten Gefühle traten hervor und gewannen mit jedem Worte an furchtbarer Kraft. — „So ist es in mir," schloß er endlich, „die letzte Wohlthat meines Lebens hab' ich nun genossen, indem ich Euch meine Qualen schilderte. Ich kann nicht mehr kämpfen, ich will Hippoliten meiden, und was heißt das anders, als das Leben aufgeben. Ich will dieses Zimmer nicht wiedersehen, nie wieder an ihrer Seite sitzen, ihre Stimme nicht mehr hören, das Vaterland, ja die Welt verlassen!"

Gotton hörte ihn staunend zu. Dann bat sie ihn sehr ruhig sich zu fassen, indem sie seine Heftigkeit schalt, die ihm Unglück malte, wo nur Glück bevorstehe. „Es ist mir nicht neu," sagte sie, „daß Herr von Vezins Hippoliten gern sah; aber mich dünkt, Eure Phantasie ver-

größert seine Neigung weit. Zudem würde er wohl nicht wagen, dem Intendanten ein armes Bürgermädchen zur Tochter zu geben, eine Ketzerin, wie sein Glaube sie nennt. Aber möchte das alles sein. — Meint Ihr denn, ich würde ruhig zusehen, wie mein Kind der Gefahr eines steten Seelenkampfes entgegenginge, die sie an Camils Hand erwartete? Hat er nicht schon alles gethan, sie in die Dunkelheit zurückzuführen, die alte Nacht wieder über sie auszubreiten? Hippolitens weiches Herz würde nicht widerstehen; was ich mühsam gebaut habe, würde er ausrotten, und das Unkraut finstern Aberglaubens an die Stelle meiner Blumen pflanzen. Nur zu gut kenne ich das Kind, ihr Gemüth ist Wachs in der Hand geliebter Menschen. Nein, mein Gewissen verbietet mir ausdrücklich, sie einem Katholischen zum Weibe zu geben, es gebietet mir, alles anzuwenden, um solche Verbindung zu hindern, und könnte Hippolite einen Thron gewinnen. Euch gönne ich sie; sie ist arm, aber ihr Herz ist reich; Ihr liebt sie, sie wird Euch lieben. Aber schweigt, bis ich sie vorbereitet habe. Ihre Jugend würde vor Eurer stürmischen Weise erschrecken."

„Mutter!" rief Constant, „Ihr schließt mir einen Himmel auf, aber ich wage nicht hineinzutreten, — ich wage nicht zu fragen: wie Hippolite für Camil empfindet?"

„Wie die Gerettete für den Retter. Andere Gefühle sind ihr fremd; auch ahnet sie in ihrer Demuth nicht, daß sie geliebt wird. — Ich werde sie bald verlassen, und Schutz wird ihr Noth thun. Gebt acht, es thürmen

sich neue Wetterwolken gegen unsern Glauben auf. Unsere Voreltern haben ihn mit Strömen von Blut erkauft, haben ihm Arm und Schwert geliehen; wir haben lange nur seine Segnungen geschmeckt. Aber die Zeit wird kommen, wo wir auch zum dulden und leiden bereit sein müssen. Es ist nicht meine Weisheit, die das spricht, ich weiß es aus dem Munde unserer Priester, wie hier und da unsere Rechte gekränkt, unsere Glaubensverwandten gedrückt, unsere Lehrer verfolgt werden. Der Anfang ist gering; aber der Meeressturm entsteht ja oft nur aus dem weißen Punkt, der am Horizont schwebt. Und wenn die Versuchung hereinbricht, wehe dem schwachen Weibe, wenn ihr Mann, der Vater ihrer Kinder, sich zu den Feinden zählt. Darum soll sie Euch aus meiner Hütte folgen, aus ihrem Vaterlande soll sie Euch folgen, wenn es keine Freistatt mehr für die reine Lehre ist. Und so segne Euch Gott, Euch und die Braut, die ich in Eure Arme lege, wenn Ihr sie mir einst rein vom Irrthum in den Himmel sendet, wo ich Eurer warte."

Constant war vor der alten Frau niedergekniet und fühlte ihre zitternden Hände auf seinem Haupte; vergebens rang er nach Worten, sein Gefühl auszusprechen. Da nahten sich Schritte, er sprang hastig auf, Hippolite öffnete die Thür. Sie grüßte ihn mit liebevoller Traulichkeit, denn es freute sie aufrichtig, ihn zu sehen. Kaum seiner selbst mächtig, zog er ihre Hand an seine Lippen und stürzte hinaus, um nicht mehr zu verrathen. Hippolite blickte ihm überrascht nach, seine selt-

same Bewegung und die Thränen, die in den Augen der Tante hingen, machten sie unruhig. Jetzt rief Gotton sie zu sich, hieß sie niedersetzen, schlang ihren Arm um sie, und eröffnete ihr die neue, ernste Aussicht in's Leben. Mit großer Beredtsamkeit hob sie Constants Vorzüge heraus, pries besonders die Stärke und Uneigennützigkeit seiner Liebe, die Rang und Reichthum nichts achtete, und nannte die Heirath mit ihm ihren letzten irdischen Wunsch. Hippolite hörte ihr schweigend zu, aber mit jedem Worte stieg die Bläße ihres Gesichts, unwillkürlich falteten sich ihre Hände, ihre Lippen bebten. Sie konnte den Vorstellungen ihrer Tante nichts, gar nichts entgegensetzen, als eine Liebe ohne Erwiederung, eine thörichte Liebe, die aber nie so laut gesprochen hatte, als jetzt, da sie der Pflicht geopfert werden sollte. Schon war sie entschlossen, den Zustand ihres Herzens kindlich zu offenbaren, als Gotton ihr Schweigen gebot. „Du sollst mir jetzt nichts erwiedern," sagte sie, „sondern im Stillen mit Dir selbst Rath halten. Aber denke, daß die Thränen, die Du mich weinen siehst, der Freude über Dein Glück fließen. Wohl dem Mädchen, das in dem ersten Bewerber den redlichen, treuen Gatten findet, und für ihn eine ruhige Neigung ohne Leidenschaft fühlt. Heimliche, unbesonnen gewährte Liebe, verrathenes Vertrauen, vergebliches Hoffen, zerstörten schon manches blühende Leben, und was auch Bücher und Lieder von erster Liebe erzählen mögen, sie ist fast immer nur ein schöner Stern, den wir nicht in unser irdisches Leben herabziehen können."

Hippolite setzte sich schweigend an ihre Arbeit, aber der goldene Faden wankte vor ihren Augen; sie brachte den Tag in unaussprechlicher Unruhe zu und war froh, als Constant am Abend nicht erschien. In der Nacht verschlimmerte sich der Zustand der Tante, ihr Fieber nahm zu, sie fing an, halb wachend, halb schlafend mit großer Hast von der Angelegenheit zu sprechen, die ihre letzten Stunden so ausschließend beschäftigt hatte. Die arme Hippolite zerfloß in Thränen. Als der Morgen graute, ward ein Arzt gerufen; er fand die Kranke gefährlich und verhehlte es nicht. Constant kam gegen Abend, er sorgte besonnen für alles nöthige, bestellte eine Wärterin und blieb die traurige Nacht neben Hippoliten am Krankenbette. Die schauerliche Nähe des Todes band seine Zunge, hielt selbst seine Blicke gefesselt, er war nur der sorgende Freund des verlassenen Mädchens, und ihr Herz, das ihm immer gewogen war, neigte sich mit zarter Dankbarkeit noch mehr zu ihm hin. So vergingen fünf bange Tage, in denen sich Gotton der Nähe ihrer Lieben nicht bewußt schien. Am sechsten erwachte sie zur Besinnung; der Arzt fing an zu hoffen, und Hippolite saß blaß und entstellt, aber glücklich wie eine Selige, neben der mütterlichen Freundin. „Sind wir allein?“ fragte sie Abends, indem sie mühsam die Hand nach dem Mädchen ausstreckte.

„Ja,“ antwortete Hippolite, „die Wärterin schläft, und Regnier kommt erst spät wieder. Wie wird er sich freuen, Euch sprechen zu hören.“

„Gieb mir das lateinische Gebetbuch mit den silber-

nen Heften,“ sagte Gotton, „es liegt rechter Hand in dem Schranke, und öffne den Vorhang ein wenig, daß ich sehe.“

„Ihr dürft nicht lesen, Tante,“ sagte Hippolite, „es ist auch Dämmerung und Eure Augen sind schwach; wollt Ihr, so will ich Euch vorlesen, freilich nicht in der fremden Sprache, die ich nicht verstehe.“

„Ich will nicht lesen,“ erwiederte die Kranke heftig, „gieb mir das Buch; was ich suche, kann ich auch im Dämmerlicht finden.“

Hippolite that ängstlich, was ihr befohlen ward, sie legte das Buch auf's Bett und lös'te die silbernen Haken. Die bebenden Hände der Alten blätterten mit Hast darin, bis sich ein zusammengelegtes Blatt fand, das sie lange betrachtete. „Wirf das in's Feuer,“ sagte sie, und reichte das Blatt Hippoliten hin, die damit zum Kamin ging. Gottons Augen folgten ihr, sie sah starr nach der Flamme, wie sie das Papier verzehrte, dann rief sie Hippoliten wieder und gab ihr das Buch zurück. — „Hat Regnier mit Dir gesprochen?“ fing sie nach einer Pause an; das Mädchen schüttelte schweigend den Kopf. „Nun wohl,“ fuhr Gotton fort, „so laß mich fragen, was Du thun willst. Sieh, ich stehe am Rande des Grabes. Wenig Tage, vielleicht nur Stunden, und Du bist allein.“

„Ach, Tante!“ rief Hippolite, „Ihr brecht mir das Herz. Nein, ich werde Euch nicht verlieren. Die Heftigkeit der Krankheit ist gewichen, der Arzt giebt Hoff-

nung. Aber Ihr sollt ruhig sein und an nichts denken, was Euch so ergreift."

„Irre Dich nicht, Hippolite," sagte Gotton, „das Oel meines Lebens ist aufgezehrt, die Flamme wird erlöschen. Willst Du mir den letzten Wunsch erfüllen, so laß mich heute Constants Hand in die Deine legen. Du hast Niemand in der Welt, siebenzehn Jahr alt, ergreift Dich die Welle des Lebens. Wir sind allein und Du redest mit einer Sterbenden. Was willst Du thun?"

„Ich habe in den letzten Tagen an nichts Irdisches gedacht," antwortete Hippolite, „aber in jener ersten Nacht habe ich mein Herz geprüft und Gott mit heißen Thränen um Erleuchtung gebeten. Constant ist mir lieb wie ein Bruder, aber mehr fühle ich nicht, mehr kann ich nie fühlen. Darf ich sein heißes Gefühl mit einem kalten Herzen belohnen?"

„Der Mann muß heftiger lieben, als wir," erwiederte die Kranke, „für das weibliche Herz hat die Natur stärkere Bande, als vergängliche Leidenschaft. Theures, liebes Kind, die Augenblicke sind kostbar, das Leben verrinnt. Laß diese Augen noch Deinen Bund mit dem Manne sehen, der Dein Schützer sein will, und ich lege mein graues Haupt ruhig in die Gruft."

„Tante," sagte das Mädchen mit zitternder Stimme, „ich habe nicht gelernt Euch zu widerstehen, von Jugend auf bin ich Eurer Stimme gefolgt. Aber es giebt noch Einen, den ich fragen möchte, der es wohl verdient hätte, gefragt zu werden. Ach, vielleicht seh' ich ihn

niemals wieder, und doch weigert sich mein Herz, etwas zu beschließen, das er nicht gebilligt hat."

„Er wird es billigen, wenn es Dein Glück macht. Er ist fern, unser Ruf erreicht ihn nicht! Und wäre er hier, doch gebührte mir die erste Stimme, wenn die Rede von Deinem wahren Heil ist. Vezins gehört nicht zu uns, obschon er unser Wohlthäter war. Die Seele gilt mehr als das Leben. Ich segne ihn sterbend für alles, was er an uns that; aber ich wähle, ohne um seinen Beifall zu fragen, was Dein Glaube und Deine Ruhe heischt."

„Wohlan," sagte Hippolite sanft weinend, „so geschehe denn Gottes Wille. Durch welchen Mund könnte er ihn einem Menschen kund thun, als durch den Mund erfahrener, frommer Freunde? Ihr seid mir alles! — meine Eltern sind todt, Vezins weit von hier! — Aber es ist ja sein Freund, dem ich angehören soll, und er selbst hat ihn hergesandt —!"

Ein leises Klopfen an der Thür unterbrach hier das Mädchen; sie ging zu öffnen und Constant trat ein. Gotton richtete sich mit Kraft auf, rief sie zu sich und legte segnend die zitternde Rechte der Braut in seine Hand. Beide sanken an dem Lager nieder. Constant im Uebermaß des Glücks, Hippolite mit einem Gefühl, das keinen Namen hat. Sie barg ihre Thränen in die Kissen der Kranken und fragte sich selbst nicht, ob sie dem nahenden Verlust, oder dem Opfer eines schönen Jugendtraums galten.

Auf Gottons heftiges Dringen ward die stille Ver-

mählung der Verlobten schon für morgen bestimmt. Constant verließ also das Haus der Liebe und der Trauer sogleich wieder, um alles zu der ernsten Feier zu veranstalten. Hippolite saß stumm an dem Krankenbette, bis die Tante sie um Mitternacht in ihre Kammer zur Ruhe trieb. Aber wie hätte sie schlafen können. Sie betete und weinte, sie nahm auf immer Abschied von Camils Bilde, und zahlte ihm noch alle die Thränen, die ihr sanftes Herz künftig für Verrath an Constant erklärte. So stand sie am Morgen gefaßt, aber mit bleichem, verweintem Gesicht auf, und als die Stunde erschien, kleidete sie sich mit Hülfe der Wärterin in ein einfaches ungeschmücktes Gewand und bedeckte ihr Haar mit dem feinen, weißen Schleier, den Constant, nebst manchem andern Schmuck, hergesandt hatte. Die Tante schien alle Kräfte ihres Lebens noch in diese Minuten zusammen zu drängen. Sie sprach lebhaft, ihre Augen glänzten, sie wand der knieenden Braut den bräutlichen Kranz von Orangenblüthen selbst in das schwarze Haar. Es war ein warmer Frühlingsmorgen, aber schwere Wolken bedeckten den Himmel; ein früher Gewitterschauer zog über die Berge hin, als Constant den Weg zu Hippoliten antrat. Leise rollte der Donner vor ihm her, und die Sonne warf ein krankes Licht durch die grauen Wolkengebirge. Constant hatte eben so wenig als Hippolite diese Nacht geruht, er war heftig aufgeregt, seine Seele konnte das neue Glück nicht fassen, die schnelle Erfüllung der schmerzlichen Wünsche sah ihn wie eine Traumerscheinung an. Seine Hand zitterte, als er die Thür des düstern Hochzeits-

zimmers öffnete. Schweigend saß der Priester an Gottons Bett; Hippolite kam Constant entgegen; ihre Schönheit war ihm nie blendender, entzückender vorgekommen, als heute von einer Schwermuth umschleiert, welche er nur der Angst um Gotton zuschrieb. Berauscht von Liebe und Glück, die finstere Umgebung vergessend, zog er sie an seine Brust, und sprach zum ersten Male die stürmischen Gefühle aus, die so lange gefesselt waren. Ein zuckender Blitz theilte die Wolken, sie schmiegte sich ängstlich an ihn; ihr stilles frommes Gelübde der Liebe und Treue verschlang der Donner. — „Soll ich jetzt mein heiliges Amt verrichten?“ fragte der Priester zweifelnd; Gotton winkte bejahend. Die Wärterin richtete sie mühsam empor; es schien, als sei ihre Kraft nun erschöpft, aber sie hielt das fliehende Leben, um ihren festen Willen noch auf Erden erfüllt zu sehen. Ein Nachbar und die alte Wärterin standen mit gefalteten Händen neben dem Brautpaar. Die ernste Weihe des Priestersegens erscholl über dem Bunde.

Kein frohes Mahl, kein Glückwunsch liebender Gespielinnen, kein Gläserklang, bezeichneten der armen Hippolite den Tag ihrer Hochzeit. Sie legte den wenigen Putz, den sie ungern getragen hatte, nur ab, um die letzten Pflichten an einem Sterbebette zu erfüllen. Constant blieb ihr zur Seite. Draußen strömte der Regen, der trübe Himmel warf keinen Lichtblick in den finstern Raum, wo alles schwieg, und nur die Seufzer der Kranken, ihr schwindendes Leben verriethen. Gegen Abend waren Gottons Leiden vorüber. Constant riß die jammernde Braut

bliothek

von dem Schauplatze des Schreckens hinweg und brachte sie in seine Wohnung. Seine unendliche Liebe, seine zarte, mehr als männliche Theilnahme, gewannen in diesen schweren Stunden ihr Herz; sie gab ihm Alles, was sie noch besaß: Freundschaft, Vertrauen und schwesterliche Neigung; die Liebe war ihr gestorben. Aber wie viel galten diese ruhigen Gefühle in Hippolitens treuer Brust. Ihr Leben, ihr Thun und Sorgen gehörten ausschließend ihrem Gemahl, um so mehr, da ihr zartes Gewissen sie immer über das strafte, was sie nicht geben konnte. Constant wäre der glücklichste gewesen, hätten nicht geheime Vorwürfe seine Zufriedenheit umwölkt. Er lebte zwischen Schmerz und Seligkeit, bald auf dem Gipfel menschlichen Glücks, bald im tiefen Abgrund der Reue; aber so schwer es ihm ward, zu verbergen, was seine Seele bewegte, theilte er doch nur die frohen Stunden mit Hippoliten; ihre Ruhe war der Schatz, den er ängstlich bewachte, für den er lebte und litt.

Indessen betrat Camil nach mehr als jahrelanger Abwesenheit den Boden der Heimath wieder, unverändert an Sinn und Neigung, mit derselben heißen Liebe im Herzen, voll Sehnsucht, voll Furcht und Hoffnung. Noch hatte sein Fuß die eigne Schwelle nicht betreten, und schon ging er in dunkler Abendstunde den gewohnten Weg nach Hippolitens Wohnung. Er kam an die Thür, seine Schritte wankten, sein Herz schlug laut; er stand einen Augenblick still, ob er ihre Stimme vernähme. Da riß ein wilder Knabe die Thür von innen auf, Camil sah eine ganz veränderte ärmliche Wirthschaft, und die dunkle

Ahnung des Unglücks flog durch seine Seele. Er fragte umsonst nach den vorigen Bewohnern; Niemand konnte ihm Nachricht geben, bis der Zufall Gottons alte Wärterin herbeiführte, die ein Dachstübchen desselben Hauses bewohnte. Ihr war es aufbehalten, ihm das härteste zu enthüllen, ihm allen Glauben an Freundschaft und Menschenwerth zu rauben. Sie that es mit der breiten Geschwätzigkeit einer alten müßigen Frau, der selten das Glück wird, aufmerksame Zuhörer zu haben, und ihre Erzählung wirkte wie ein furchtbares Gift auf den Unglücklichen. Betäubt, ohne Kraft das entsetzliche zu fassen, durchirrte er die Straßen der Stadt bis Mitternacht. In seiner Seele war nur der eine Gedanke: ‚sie ist vermählt, und mit dem Freunde, dem ich mein Herz vertraute.‘ Einem giftigen Pfeile glich dieser Gedanke; er durchbohrte tausendfach seine Brust, und erzeugte Reue und Hohn über die Stunde der leichtgläubigen Vertraulichkeit, wo er sein heiligstes Gefühl einem Unwürdigen verrathen hatte. In finsterer Verzweiflung kam er zu Hause an und durchwachte eine schreckliche Nacht. Nur ein matter Lichtstrahl durchschien die Finsterniß seiner Seele. Die alte Frau hatte nicht vergessen, Hippolitens Traurigkeit zu schildern, und ihn ahnen lassen, wie sie wohl nur aus Gehorsam in die vornehme Ehe gewilligt habe. Diese Vorstellung war Wohlthat für Camil; er konnte alle Schuld, allen Haß auf Constant werfen, er konnte selbst an Rache denken, ohne daß ihre Gestalt ihm abmahnend erschien. — Und wenn er nun vorwärts in sein leeres, liebearmes Leben blickte, sah er nur einen

Ausweg, nur einen Zweck: den Tod des Falschen, oder den eignen Tod von seiner Hand.

So sehr war Camil Herrscher über seine Gefühle, daß sein Oheim nur den gewohnten Ernst an ihm wahrnahm, als er den nächsten Morgen zu ihm kam. Aber der alte Marcel, dessen dunkel gewordene Augen redliche Liebe schärfte, beobachtete ihn genauer. Ihm entgingen die heimlichen Leiden seines Herrn nicht; er wußte, daß er diese Nacht, statt von der Reise auszuruhen, rastlos im Zimmer auf und nieder gegangen war, daß sein Bett unberührt blieb; er hatte sein entstelltes Gesicht gesehen, als er um Mitternacht von einem geheimnißvollen Gange zurück kam. Auch kannte er lange schon Camils Liebe für Hippoliten, und durfte nur erfahren, wie sich ihr Schicksal gewendet hatte, um alles zu errathen. Schweigend ehrte er die Weise des Leidenden, doch es blieb Camil nicht ganz verborgen, daß ein treues Herz mit ihm trauerte. Ein stiller Händedruck sagte es sogar dem alten Manne deutlich genug, nur Worte durften es nicht enthüllen, und wenn Marcel, überwältigt vom Mitleid, den Mund öffnen wollte, scheuchte ein kaltes, hartes Wort die verwegene Rede in seine volle Brust zurück. Eines Abends jedoch, als ihn Camil schon gehen geheißen, stand er zögernd vor ihm da, fest entschlossen, wie es schien, auf jede Gefahr zu sprechen. „Was willst Du noch?“ fragte Camil ungeduldig.

„Herr!“ sagte der alte Mann, „es ist Einer, dessen Namen ich Euch nicht nennen mag, seit kurzem alle Tage an Eurer Thür gewesen, mit dem ängstlichen Ver-

langen, Euch zu sehen. Anfangs war ich selbst zu zornig auf ihn; die Mutter aller Gnaden mag es mir verzeihen, ich wies ihn rauh ab und achtete nicht auf sein kummervolles Gesicht. Nach und nach erweichte sich mein Herz, seine Stimme rief mir alte Zeiten zurück, ich fing an zu glauben, er habe nicht gewußt, wie es mit Euch stand, und könne wohl etwas zu seinem Gunsten vorbringen. Aber ich wagte nicht ihn herein zu führen, und wenn ich reden wollte, ergriff mich die Sorge Euch weh zu thun. Das kann nun nicht mehr so gehen. Er sagt, er müsse Euch sprechen, er müsse Eure Vergebung erflehen, und Euch Umstände vorlegen, die seine Schuld milderten." —

Camil hatte bis dahin schweigend zugehört, jetzt unterbrach er Marcel, eben da dieser Muth gewann. — „Was Du auch von mir glauben magst, alter Mann," sagte er heftig bewegt, „ich werde den, dessen Fürsprecher Du bist, nur noch einmal in diesem Leben wiedersehen. Aber nicht hier und nicht zu fruchtloser Rede und Gegenrede. Worte genug sind unter uns gewechselt worden; diesen falschen Zeugen ist mein Ohr auf ewig verschlossen. — Sieh, ich glaube an nichts mehr, als an Deine Treue; erhalte mir diesen Glauben, indem Du mir den Anblick ersparst, für den ich noch nicht Kraft genug habe."

„Herr," antwortete Marcel, „mein Leben für das Eure. Wollt Ihr ihn nicht sehen, so geht sein Weg zu Euch über meine Leiche. Aber vergönnt meinen grauen Haaren noch eine Bitte. Hört ihn an, ob seine Rede

vielleicht Euer Herz trifft. Wir Menschen haben ja nichts, einander zu bewegen, als Wort und Stimme.

„Und Niemand weiß dies Geschenk besser zu nützen, als er,“ erwiederte Camil bitter. „Wie arm habe ich oft neben ihm gestanden, wenn seine Zunge beredt ausdrückte, was mein Herz tief empfand. Nun haben Thaten die schönen Worte ausgelöscht. Ich will seine Stimme nicht mehr hören. Drückte mich seine Schuld, ich könnte tausendmal sterben, ehe ich dem Gemißhandelten in's Gesicht schaute, eben so wenig mag ich seine Demüthigung vor mir ertragen. — Nun genug, und auf immer genug von diesem Gegenstande. Gute Nacht, Marcel. Alter Mann, Du hast mich auf Deinen Armen getragen, habe Nachsicht mit mir, — ich kann nicht anders.“ —

Marcel küßte gerührt die Hand, die jener ihm reichte, und ging mit schwerem Herzen. In Camil waren alle früheren Schmerzen erwacht; er warf sich vor dem Bilde der heiligen Mutter nieder und rang nach Milde und Trost, aber vergebens; selbst das Gebet vermochte nicht den wilden Sturm seines Busens zu beschwören. Nicht weniger unglücklich war Regnier. Seit er Camils Rückkehr erfuhr, hatten seine Tage keine Ruhe, seine Nächte keinen Schlaf. Da ihm Marcel alle Hoffnung nahm, seinen Herrn zu sprechen, versuchte er nun dem einsiedlerischen Vezins außer dem Hause entgegenzutreten, und es gelang ihm endlich, ihn dicht an der Pforte des Jesuiterklosters anzutreffen, nachdem er stundenlang, längs der Rhone hinwandelnd, ihn erwartet hatte. Mit zu Boden gesenktem Blick kam Camil ihm entgegen, in Träu=

men versunken; fest in einen Mantel gehüllt zog nichts um und neben ihm seine Augen auf sich. Der Anblick des blassen, schönen Gesichts, dessen vormaliger Ernst jetzt finstere Verzweiflung schien, erschütterte Regniers weiches Gemüth und raubte ihm alle Fassung. Außer sich stürzte er auf ihn zu, breitete die Arme aus und nannte seinen Namen. Vezins fuhr zurück, wie der Wanderer, dem eine Schlange den Weg sperrt. Er bedeckte sein Gesicht mit dem Mantel und schritt hastiger der Klosterpforte zu. Alle Saiten seines Herzens erklangen zerreißend bei Constants stürmisch heftigen Bitten, ihm nur eine Viertelstunde zu schenken; aber er rang gegen die Erweichung, die er Schwäche nannte, und blieb Sieger. — „Kann Dich nichts versöhnen, Camil,“ rief Constant, als Jener die Schelle ergriff, um sich in's Kloster zu flüchten, — „nicht meine Reue, — nicht mein Unglück? Ja, ich bin unglücklich, ich bin Hippolitens Gemahl, und dennoch unglücklich!“

„Hippolitens Gemahl!“ wiederholte Vezins mit herzzerschneidendem Ton. „Regnier, Ihr könnt noch etwas für mich thun. Nehmt mir das Leben, das durch Euch seinen Schmuck verloren hat. Ort und Zeit sollt Ihr erfahren. Fürchtet Euch nicht, Euer Weib zur Wittwe zu machen, Gott wird meinen einzigen Wunsch erfüllen, ich werde fallen. Entfernt Euch jetzt, ich höre den Pförtner kommen.“

Constant sah, einer Bildsäule ähnlich, noch lange den Platz an, wo Jener verschwunden war, dann eilte er in seine Wohnung und verschloß sich auf seinem Zimmer.

Hippoliten konnte die seltsame Unruhe nicht entgehen, mit der er lange schon kämpfte, allein sie wußte nichts von Camils Wiederkehr, und glaubte die Sorgen Constants zu kennen, mit ihm zu theilen. Die Bedrückungen der Hugonotten, wie sie schon durch Gotton aus dem Munde ihrer Priester wußte, nahmen heimlich schleichend immer mehr zu; Gewalt fing an, sich an die Stelle der List und Ueberredung zu setzen; was früher Zufall schien, trat immer offener als Absicht hervor. Ludwig der Vierzehnte, in seinen spätern Jahren eben so bigott, als in der Jugend jedem Vergnügen ergeben, beschloß den Untergang eines großen Theils seiner besten Unterthanen, indem er, durch seine Umgebungen irre geleitet, eben so wenig ihre Anzahl, als ihren Werth kannte. Im Besitze des Edikts von Nantes, das sie Heinrich dem Vierten dankten, hatten die Unglücklichen lange Zeit in Ruhe gelebt. Ludwig wollte ihnen diese Stütze rauben; die wachsenden Ungerechtigkeiten, die sie erfuhren, waren nur Vorbereitungen zu dem großen Schritte. Schon verfolgte man die Priester reformirter Gemeinden, schränkte ihren Gottesdienst ein, versagte ihnen Aemter, zwang die Eltern ihre Kinder in katholische Schulen zu schicken. Die Gerechtigkeit sprach nicht mehr gleich, ihre Wage sank und stieg zum Vortheil der römischen Kirche, katholische Schuldner durften unter dem Schutze des Gesetzes reformirte Gläubiger betrügen, ja man zwang sogar reiche Hugonotten, die Schulden verarmter Katholiken zu bezahlen. Bang und ängstlich schlossen sich die Bedrängten an einander, das ärgste fürchtend, mit ahnendem Her-

zen in die blutige Vergangenheit, in die ungewisse Zukunft blickend. Auch Hippolite und Constant konnten nicht ruhig bleiben, wo alles sorgte, um so mehr, da die Verfolgung am härtesten gegen diejenigen wüthete, die von katholischen Eltern geboren, erst später dem allgemeinen Glauben untreu geworden waren. Schon ehemals hatte Hippolite Versuchungen aller Art erfahren, seit Vezins Liebe die Augen eines schlauen Jesuiten auf sie lenkte. Drohungen wechselten mit Schmeicheleien, Ueberredung gränzte oft an Gewalt; sie entging beiden, als sie den Namen eines Gemahls trug, dessen Rang und Ansehen jetzt noch Schutz gegen die schleichende Bedrükkung war. Aber wie lange mochten sie auf ihrer Höhe unangetastet bleiben, wie bald fand vielleicht der Glaubenshaß auch zu ihnen einen scheinbaren Weg. Der ausgetretene Strom geht zwar anfangs nur über das niedere Gesträuch, über die Wurzeln der Bäume, aber er schwillt immer heftiger, reißt die Hütte mit sich fort, und erreicht endlich die Krone des schlanken Baumes und das Dach des stolzern Hauses. — So war Hippolite nicht einen Augenblick zweifelhaft, was die Stirn ihres Mannes umwölkte; sie fühlte wohl, der Schützer müsse mehr sorgen, als die Beschützte, die sich seiner Klugheit vertraute. Fest entschlossen, der Treue gegen ihren Glauben selbst das geliebte Vaterland zu opfern, erwartete sie nur seine Aufforderung, um unter fremdem Himmel zu suchen, was Frankreich ihr nicht mehr gewähren wollte. Sie ahnete nicht, daß die Tyrannei dies Land zum weiten Gefängnisse machen könnte.

Wenig Tage nach dem Wiedersehen der beiden Männer saß Hippolite einsam in ihrem Zimmer; vor ihr stand ein Schubkästchen, das die kleinen Andenken voriger Zeiten enthielt, nebst dem Wenigen, was sie sich von Gottons Nachlaß erhalten hatte. Noch immer waren diese Sachen ungeordnet, wie Constant sie aus der verlassenen Wohnung herschaffen ließ, seine sorgende Liebe hatte die junge Frau bis jetzt abgehalten, sich mit so traurigen Gegenständen zu beschäftigen; heute war sie ungestört und müßig, sie fand ein schwermüthiges Vergnügen darin, hier Ordnung zu schaffen und die geringen Schätze zu mustern. Ein kleines Bildchen, das die Tante in ihrer Jugendzeit vorstellte, einige Ringe, eine werthlose goldene Kette, mancherlei Arbeitsgeräth, von ihr und Gotton gemeinschaftlich benutzt, mehrere geistliche Schriften, Gebetbücher, die Bibel, aus welcher sie Abends vorzulesen pflegte, Alles weckte die Geister der Vergangenheit, und zauberte die stillen Jugendtage vor Hippolitens Seele. Sie betrachtete wehmüthig ein Stück nach dem andern, und als das lateinische Gebetbuch unter andern Schriften hervorsah, nahm sie es mit lebhafter Erregung in die Hand, indem jener Abend am Bette der Sterbenden mit allen seinen Erinnerungen wieder neu ward. — „Es war das letzte, worauf ihr halberloschener Blick verweilte,“ dachte Hippolite, — und ihre Finger lös'ten die Haken, sie blätterte in den vergelbten Blättern umher, um einige schöngeschnitzelte Bilderchen zu finden, die ihr als Kind das Buch zum Gegenstand der heißesten Wünsche machten. Da fiel ein zusammengefaltetes Blatt in ih-

ren Schooß, genau so gebrochen, wie jenes, das sie aus Gottons Händen nahm und den Flammen opferte. Sie öffnet es, es ist ein Brief, ein Brief mit Camils Namen unterzeichnet. Ihr Herz schlägt ungestüm, sie ahnet ein finsteres Geheimniß, und lies't zitternd folgende Worte:

‚Ich wollte reisen, ohne Euch tiefer in mein Herz blikken zu lassen, aber ich fühle zum ersten Male: das Herz ist stärker, als der muthigste Entschluß. Der Morgen graut schon, der letzte den ich mit Hippoliten unter einem Himmel bin! Noch wäre es in meiner Macht, sie wiederzusehen, ihre Hand zu fassen, ihr meine Liebe zu gestehen, die Ihr lange schon bemerkt habt. Ich will es nicht. Die Hindernisse, die uns trennen, sind nicht leicht zu überwinden, ich will das Loos des jungen Mädchens nicht an ein unsicheres Hoffen binden, ich will sie nicht fragen, ob es Thränen der Liebe waren, mit denen sie heute von mir schied. Aber aufgeben kann ich sie nicht; keine Rücksicht auf Erden, das fühle ich jetzt, indem ich mein Geheimniß ausgesprochen habe, keine ist stark genug, mich von Hippoliten zu trennen, wenn sie mich liebt. Selbst ihr Glaube kann es nicht; die Liebe wird sie auf die rechte Bahn leiten, oder mir den Muth geben, ihre Ueberzeugung zu ehren. Ist dieser Fels geebnet, was bleibt dann noch? Nichtige Weltverhältnisse, die unsere Herzen nicht trennen dürfen.‘

‚Ich beschwöre Euch, Gotton, seid die Schützerin meiner Liebe, wenn ich fern bin. Ich fordere nicht, daß Ihr Hippoliten entdeckt, wie ich nur für sie lebe! — Aber wenn, ehe ich wiederkehre, ein anderer Mann das Mädchen

von Euch fordert, dann sollt Ihr ihr alles sagen, dann sollt Ihr sie fragen, ob sie meiner noch denkt, ob sie mein Schicksal theilen will, sei es düster oder freundlich, ob sie Muth hat, mit mir auf bessere Zeiten zu warten? — Ein tröstender Engel flüstert mir zu, sie wird dann keiner Werbung Gehör geben. — Die Sonne scheint mit ihrem ersten rothen Schimmer auf mein Blatt. Lebt wohl, Gotton, Gott und alle Heiligen mögen Euch beschirmen.

Camil Bezins.'

Es war der feste Wille der Sterbenden gewesen, eine Entdeckung zu hindern, die so grausam auf Hippoliten wirken mußte; aber das Schicksal wollte sie ihr nicht ersparen. Das, was wir Zufall nennen, spottet oft unserer feinsten Anschläge, und so ward an jenem Abend ein anderes Blatt vom Feuer verzehrt, während dieses der Bedauernswürdigen nach Jahresfrist die Aussicht eines ungehofften Glücks zeigte, das ihr auf ewig versunken war. Bis heute war sie ruhig, wenn gleich nicht glücklich gewesen; jetzt fühlte sie sich elend, verrathen, um den Kranz des Lebens betrogen. Am schrecklichsten für ihr sanftes Herz war der Gedanke, daß die Todte sie getäuscht hatte; sie wagte nicht darauf zu verweilen, sie drängte ihn schaudernd in ihr Inneres zurück. Aber statt dessen vergönnte sie sich stille Träumereien einer unglücklichen, nun gerechtfertigten Liebe. Die Gegenwart versank, — strahlend trat die Vergangenheit hervor, und Camils Bild, nur mühsam verbannt, erhob sich

glänzender vor ihrer Phantasie. Sie sah ihn wieder, sie hörte ihn sprechen, sie lebte die Stunde des Abschieds noch einmal, und jetzt — mit diesen Zeilen in der zitternden Hand — welche Deutung gewann jedes seiner Worte, jeder Blick; — wie sicher sah sie Liebe und Zärtlichkeit, wo sie sonst nur Wohlwollen und Mitleid fand. Schöner, als je ein Erdenglück in der Wirklichkeit erblüht, stand das verlorne in unerreichbarer Ferne vor ihr, eine leuchtende Schattengestalt, ewiger Thränen werth. Sie las den Brief, bis seine Worte mit Flammenschrift in ihrer Erinnerung ruhten, ihre müde geweinten Augen hingen an den Schriftzügen, bis die Dämmerung sie nichts mehr unterscheiden ließ.

Wir hegen Alle im Heiligenthum unsers Herzens einen Kranz verwelkter Hoffnungen, gestorbener Blüthen. Liebend betrachten wir ihn in heiligen Feierstunden, seine welken Blumen scheinen in der Erinnerung herrlicher, als die uns blieben, die uns heute duften; denn oft verspricht ja der Frühling mehr, als der Sommer hält. Aber der Schmerz, mit welchem wir den Kranz verwahren, ist nur wehmüthige Ruhe, wenn des Lebens Sturm die Blüthen brach. — Wehe, wenn Menschenhand sie zerknickte, wenn geliebte Menschen uns raubten, was der Himmel gedeihen ließ. — Dies Gefühl trostlosen Grams empfand Hippolite jetzt. — Sie hörte nicht, wie die Thür hinter ihr sich öffnete, wie eine männliche Gestalt sacht hereinschlich und sich ihr furchtsam näherte. Erst ein Geräusch, das der schüchterne Besucher absichtlich erregte, weckte sie aus wachen Träumen; sie erschrak

heftig. „Wer seid Ihr?“ rief sie ängstlich, durch die Dämmerung nach dem Fremden blickend.

„Ich wollte Euch nicht erschrecken,“ tönte eine bekannte Stimme. „Kennt Ihr mich nicht mehr?“ — Er trat näher herzu. „Marcel!“ rief Hippolite, „alter Freund aus glücklicher Zeit. So seid Ihr zurückgekehrt! — Ach meine Gedanken waren bei Euch, aber sie suchten Euch weit von hier.“

„Gnädige Frau,“ erwiederte Marcel sehr unruhig, „mich bringt eine wichtige Stunde zu Euch. Es ist nicht einmal Zeit zu sorgsamer Vorbereitung, wenn wir Beide mit Gottes Hülfe und seiner Heiligen ein Unglück verhüten wollen. Es steht nicht Alles wie sonst zwischen meinem Herrn und Eurem Gemahl. Schuld oder Unschuld mag der Himmel richten. Ich ahnete Unheil, darum forschte ich sorgsam nach meines Herrn Thun und Treiben. Er hat den ganzen Tag viel geschrieben und dann gebeichtet; vor einer Stunde sah ich ihn seine Waffen ergreifen und den Weg hierher nehmen mit einem einzigen jungen Diener. Ich bin ihm gefolgt, bis an einen entlegenen Theil des Schloßgartens, wo er hastig auf und abschreitet, nach dem Schlosse blickt und etwas zu erwarten scheint.“

„Allmächtiger Gott!“ rief Hippolite, „welcher Abgrund des Jammers zeigt sich mir. Constants Unruhe an diesem Morgen, die Einsamkeit, die er suchte, bestätigen alles. Marcel, was soll ich thun, was kann ich thun? Laß uns eilen, ehe Brudermord geschieht.“

„Ich bringe Euch an die Stelle,“ sagte Marcel,

die Halbohnmächtige mitleidig unterstützend. „Euer Anblick wird ihre Arme halten. Mag mein Herr immer wissen, wer Euch leitete. Er soll keine Blutschuld auf sein jammervolles Leben laden, wenn auch sein Zorn mein graues Haupt trifft."

Hippolite faßte des Alten Hand und zog ihn zur Thür hinaus; ihre Kniee wankten, aber sie flog, der Greis vermochte kaum ihr zu folgen. Ringsum lachte die Natur im üppigen Schmuck, die Sonne ging glühend unter, ihre letzten Strahlen weilten auf den freien Blumenplätzen des weiten Schloßgartens. Düsterer empfing die Eilenden jetzt der Schatten dichter Bäume; Hippolite hielt sich krampfhaft an Marcels Arm fest. „Ich glaube, wir sind zur Stelle," sagte sie kaum verständlich, „bleibe zurück, mich führt ein vertrauter Ton."

Wirklich drang in diesem Augenblick Camils Stimme zu Hippolitens Ohr. Was er sagte, hörte sie nicht. Sie stürzte vorwärts und trat, bleich wie ein Schatten, mit aufgehobenen Händen sprachlos aus dem Gebüsch hervor, als eben Camil den Arm mit der Waffe erhob. Kein Laut stand ihr zu Gebot, sie glich einer erstandenen Todten, die des Grabes Bann für einen Augenblick freigiebt. Erstaunt blieb Camil stehen, ihr stummes Flehen entfesselte seinen Arm. — Aber, von so vielen Erschütterungen ermattet, wäre Hippolite zu Boden gesunken, wenn nicht Constant, den Augen seines Gegners folgend, sie erblickt und in seinen Armen aufgefaßt hätte. Ohnmächtig lehnte sie sich an seine Brust, ihr Auge sah noch einmal nach dem Wiedergefundenen, immer Geliebten,

und schloß sich dann zur Bewußtloßigkeit. Vezins ertrug den Anblick nicht. Ohne zu wissen was er that, entfloh er gleich einem Mörder. Es freute ihn kaum, daß er keiner war, es schmerzte ihn, daß er nicht unter jenen flüsternden Zweigen den Tod fand. Nicht Rührung oder bessere Ueberzeugung, ein unwillkürlicher Schrecken entwand seiner Hand den tödtenden Stahl; er glaubte ihn in seiner Brust zu fühlen, als er Hippoliten in Constants Armen sah. Menschenfeindlich alle Zerstreuung, allen Trost von sich weisend, lebte er von diesem Tage an in seinen verschlossenen Zimmern; nur seinen Oheim besuchte er wie immer, Marcels Nähe schien ihn zu drücken. Das Mitleid, das aus den Augen des treuen Dieners sprach, machte ihn weich, und er wollte hart sein, wie sein Schicksal.

Constant bemühte sich lange vergebens, Hippoliten in's Lebens zurückzurufen; endlich schlug sie die Augen auf, blickte bewegungslos um sich, faßte die Hand ihres Mannes, als wolle sie sich seiner Nähe versichern, und bat ihn, sie in ihr Zimmer zu führen. Bleich wie Marmor, in einem Zustande gänzlicher Erschöpfung, ward sie auf ihr Lager gebracht; sie sprach nicht, aber ihre Hand hielt Constant fest, ihr starres Auge bewachte ihn.

„Hippolite!" rief er aus, „wie ist Dir! Himmlische Seele, wende Dich nicht weg von der Erde. Lebe um meinetwillen. Für Dich, um Dich zu besitzen, habe ich den Freund verrathen; raube mir den Preis des theuern Opfers nicht. Wie ist Dir?"

„Sei ruhig," sagte sie leise, „gönne mir Ruhe.

Und eins versprich mir, wenn ich leben soll. Folge keinem Ruf zum Morde. Fliehe Camil."

Constant warf sich vor ihr nieder und bedeckte ihre Hand mit Küssen. Er beachtete ihre sanfte Bitte um Ruhe nicht; es drängte ihn, jetzt, da das Geheimniß von seiner Brust gelöf't war, den lang verschwiegenen Kummer, die geheime Schuld auszusprechen. Leidenschaftlich bewegt, malte er ihr die grenzenlose Macht seiner Liebe, von jener Stunde an, wo Camils Vertrauen ihn zu ihr führte, seine Kämpfe, Gottons Ueberredung, die Reue, die sein Eheglück vergiftete, seine Bemühungen, den Freund zu versöhnen. Bewegungslos hörte Hippolite ihn an. Die Heftigkeit, das wilde Feuer, mit welchem er sprach, die Selbstanklagen, die er einmischte, berührten ihr krankes Gemüth schneidend, sie ertrug es nicht länger; ein schmerzhafter Seufzer hob ihre Brust, sie schluchzte laut und hüllte sich in ihre Decke ein, um nichts mehr zu hören. Ein heftiges Fieber ergriff sie; Constant wollte verzweifeln, er durchwachte die Nacht neben ihr, ihre Züge angstvoll bewachend. Aber am Morgen ward sie ruhig, schlief einige Stunden und erwachte gestärkt. Sie stand auf, kleidete sich an, ging wie sonst an ihr Tagewerk; nur die feine Bläße ihres Gesichts, ihr stilleres, weicheres Wesen, ihre leisere Stimme, zeigten von einem gebrochenen Herzen. Camils Namen nannte sie nie; von jenem Abend sprach sie nicht wieder, und wenn ihr Mann sein Andenken hervorrief, schloß ein bittender Blick und ein tieferes Schweigen ihm bald den Mund. Liebevoller als je gegen ihn, wie gegen

Alle, die ihr naheten, lebte sie nur, um Andern Freude zu geben; sie selbst kannte keine mehr.

In diesem Zustand verhehlter Schmerzen, banger Stille, trat die allgemeine Sorge für Glauben, Leben und Gut, aufregend und erschütternd ein. Der König nahm das Edikt von Nantes und mit ihm die Rechte der reformirten Unterthanen öffentlich zurück*). Die Intendanten der Provinzen machten des Königs Willen bekannt: daß alle Reformirten katholisch werden müßten. Mit dem Schwert in der Hand bestätigten einrückende Dragoner das neue Gesetz; man legte sie in die Häuser der Hugonotten ein, wo sie Hab und Gut als ihr Eigenthum ergriffen und vergeudeten. Tödtliche Mißhandlungen, hartes Gefängniß bedrohten die Unglücklichen, die man bei der Ausübung ihres Gottesdienstes fand; der Tod traf ihre Priester; empörender Zwang zu katholischen Gebräuchen, Trennung der Eltern von ihren Kindern, treuer Diener von ihren Herren; alles was die Menschheit verhöhnt, ward hier unter dem Namen frommer Sorge befohlen und vollführt. Um die Grausamkeit zu vollenden, war ihnen auch die Möglichkeit der Flucht genommen. Alle Häfen und Grenzstädte wurden besetzt. Niemand konnte Frankreich verlassen, der nicht Pässe eines Bischofs aufwies. — Einem Wunder gleicht die gelungene Flucht vieler Tausende, die ihren redlichen Erwerbfleiß, ihre Künste in fremde Länder brachten, wo man sie glauben ließ, wie ihre Väter glaubten.

---

*) 1685.

Es war als ob dieser Angriff auf das theuerste Gut des Menschen die dumpfe Trauer lös'te, die bisher in Constants Brust brütete. Der Augenblick war nun gekommen, Gottons letzten Willen zu erfüllen; es schien ihm gerechtfertigt, daß sie das zarte, schwache Wesen seinem Schutze vertraute. Indem er selbst das Leben nicht achtete, da der Glaube bedroht war, konnte er sich Gottons Segen zueignen; ja, seit Monden ergriff er zum ersten Male die Hand der Geliebten mit Ruhe und Zuversicht, denn er fühlte: sie würde jetzt unglücklicher sein, wenn sie Camils Weib geworden wäre. Auch Hippolite, so weich und ängstlich, so nachgebend gegen fremden Willen, zeigte sich stark und kam ihres Mannes kräftigen Entschlüssen freudig entgegen. Ihr Nachdenken, wenn es bei den verlornen Hoffnungen weilte, hatte sie gelehrt, daß Sorge um die Festigkeit ihrer Ueberzeugungen der Grund von Gottons Handlungen war. Sie sah daher ihren Glauben für ein theuer erworbenes Kleinod an; das höchste Erdenglück war ihm zum Opfer gefallen, kein höheres konnte er mehr fordern. Ihre Wange röthete sich und ihr Auge glänzte wieder, wenn sie die Wahrheiten erhob, für die sie zu leiden, zu sterben bereit war; ihr Eifer in Ausübung ihrer religiösen Pflichten wich keinen Augenblick der Furcht, er theilte sich allen ihren Untergebenen mit, und da Constant seine katholischen Dienstleute hatte entlassen müssen, waren sie nun blos von denen umgeben, die gleiche Hoffnung und gleiche Sorge mit ihnen verband. Wie sonst sang Hippolite Abends im Kreise der Hausgenossen einen Psalm, und

las mit begeisterter Stimme einen Abschnitt des heiligen Buchs, obgleich das strengste Verbot solche Betstunden untersagte. Bald ließ Dankbarkeit und Ehrfurcht sie noch mehr wagen. Der Priester, der einst die Hände der Gatten zusammenfügte, ein ehrwürdiger, alter Mann, mit weißem Haupte, war heimathlos, vom Tode bedroht, weil er seine letzten Tage nicht durch Meineid beflecken mochte. Er hatte gelehrt, ermahnt, so lange ein Ohr ihn hören durfte, seine Stimme hatte muthig bekannt, was sein starkes Herz glaubte, selbst als die Hände der Dragoner ihn ergriffen und die Mauern eines Kerkers seine Wohnung wurden. Er sollte die Lauterkeit seines Glaubens mit dem Tode besiegeln; aber eine fromme Seele, gleichviel von welcher Partei, schloß ihm die Gefängnißthür auf, er entkam bei Nacht und flüchtete zu Regnier. Constant und Hippolite nahmen ihn auf, wie Kinder einen unglücklichen Vater empfangen. Ein verborgenes Plätzchen ihres weiten Hauses ward ihm angewiesen, und während Constant sorgte, wie er zu verhehlen, zu entfernen sei, horchte die junge Frau auf seine Lehren, ihr Herz zu künftigen Leiden zu stärken.

Eben jetzt, da Hippolite in der höchsten Eingezogenheit lebte, wollte das Schicksal, daß eine frühere Bekannte, fast die einzige, mit welcher Gotton ihr Pflegekind umgehen ließ, auf dem Krankenbette nach einem Besuch von ihr verlangte. Es war zwar ziemlich früh am Morgen und Constant abwesend. Aengstlich, ohne seinen Willen das Haus zu verlassen, konnte sie sich eben so wenig entschließen, den Wunsch einer Kranken unerfüllt

zu lassen; sie schrieb ihm also einige Zeilen, nahm einen bewährten Diener zu sich, hüllte sich dicht in ihren Schleier und ging. Lange war sie nicht in die Stadt gekommen, die düstern Mauern sahen sie fremd und unheimlich an, sie hatte einen weiten Weg vor sich, und der Herbstwind braus'te wild um sie her, spielte neckend mit ihrem Schleier. Jetzt, — nicht allzuweit von einem Frauenkloster, an dessen Stelle heut zu Tage die Börse steht, — kam eine Prozession die Straße herab, von vielem Volke begleitet. Der Raum verengte sich durch den Strom der Menge. Hippolite und ihr Diener traten dicht an die Häuser. Eben stand der anführende Mönch still und erhob die Monstranz, das Volk fiel nieder, bis auf die wenigen Hugonotten, die sich in der Nähe befanden. — „Wer ist die Frau dort, die trotzig aufrecht steht?" schrie ein roher Mensch, nachdem er schnell ein Gebet gemurmelt hatte, — „nieder mit ihr, sie ist eine Ketzerin und soll uns nicht trotzen."

„Es ist die Frau des reformirten Barons," sagte ein Anderer, „der, wie es heißt, den alten Ketzerpriester versteckt hat. — Nieder auf die Kniee, Frau, und macht ein Kreuz wie wir andern."

Die rohen Hände der Beiden faßten Hippoliten, um sie zu Boden zu ziehen, aber ihr Begleiter widersetzte sich ihnen mit solcher Macht, daß sie überwältigt worden wären, hätten nicht hundert Arme sich zu ihrer Hülfe ausgestreckt. Wüthendes Geschrei entstand, Soldaten und Priester eilten herbei; derselbe Jesuit, dem einst Bezins Hippolitens Bekehrung vertraute, war unter ihnen.

„Tochter," redete er die Zitternde an, „warum weigerst Du Dich, vor dem Heiligsten zu knieen und das gebenedeite Zeichen des Kreuzes an Deine Brust zu zeichnen?"

„Ich ehre die Gebräuche jeder Kirche," antwortete Hippolite, „aber mein Glaube verlangt keine solche äußern Zeichen. Es wäre Heuchelei, wenn ich sie nachahmte; es wäre Sünde, vor Euch zu verleugnen, wozu ich mich im Herzen bekenne."

„Dein Glaube ist verworfener Irrthum," sagte der Mönch, „geistliche und weltliche Macht befehlen Dir, ihn abzulegen. Der Himmel, der die Herzen der Gewaltigen lenkt, hat den Untergang des falschen Ketzerglaubens beschlossen. Zeitliches Verderben und ewiger Tod werden die treffen, so auf ihm beharren."

„Gott vergebe mir, wenn ich irre," sagte sie fest, „aber ich kann für das sterben, was ich als wahr erkenne."

„Das sollst Du nicht," entgegnete der Jesuit. „Wir wollen nicht Leib und Seele zugleich verderben. Aber Deine Füße werden nicht zurückgehen in das Haus des Unglaubens. Bringt sie in's Nonnenkloster," fuhr er fort, zu den Soldaten sprechend, — „die heilige Mutter wird die Beredtsamkeit der Schwestern unterstützen, um ein verlorenes Schaf der Heerde wieder zu geben." — Willenlos ließ die Unglückliche sich fortziehen. Ihr treuer Diener hatte unter den Händen der Wüthenden den Tod gefunden. Ein Haufe schreienden Pöbels verfolgte sie bis zur Klosterpforte mit lauten Schmähungen. Sie hielt

sich mit Mühe aufrecht. Als aber die Pforte aufging, die schweigenden Nonnen sie demüthig empfingen, als die schwere, eiserne Scheidewand wieder zuschlug, ihr matter Schritt schauerlich in den gewölbten Gängen widerhallte, fühlte sie sich vom Leben getrennt, und Abschied nehmend von der Natur und jeder freundlichen Verbindung, ging sie in die düstere Zelle, die man ihr anwies. —

Bei hohen, wehenden Kerzen, im prächtig geschmückten Zimmer, saß Camil seinem Oheim gegenüber, beim Kartenspiel. Wein und Gläser, nebst mancherlei Erfrischungen, standen neben ihnen. Marcel und ein jüngerer Diener warteten seitwärts stehend auf die Winke der Herrschaft. Der Intendant, dessen gewöhnliche Erholung das Spiel war, heftete seine lebhaften Augen angestrengt sinnend auf die Karten in seiner Hand, während Camil, zerstreut, unachtsam, offenbar nur aus Gefälligkeit, die bunten Blätter beachtete. Die Gestalten der Beiden, wie sie Marcel gedankenvoll verglich, boten einen auffallenden Kontrast. Der Intendant, ein Greis an Jahren, aber ungebeugt und kräftig, hatte noch alle Lebhaftigkeit des männlichen Alters; seine Haltung war stolz, sein Anzug gesucht zierlich, doch passend für den Rang und die Jahre dessen, der ihn trug. Sein Gesicht wäre schön gewesen, wenn Herz und Gefühl die scharf gezeichneten Züge belebt hätten, aber diese durchdringenden Augen konnten nur Strenge blicken; dem fest geschlossenen

Mund sah man es an, daß er nie Worte der Liebe und des Mitleids gesprochen hatte. Camil hingegen, in der Blüthe schöner Jugendjahre, konnte dem aufmerksamen Beobachter den Druck des Kummers nicht verhehlen, unter welchem sein Leben zu Grunde ging. Die Düsternheit seiner schwarzen Augen zog unwiderstehlich an, der schmerzhafte Zug des Mundes, die finstere Stirn, erregten Mitleid, und den Wunsch seinen Gram zu theilen. Er war nachläßig gekleidet, er hatte für nichts äußeres Aufmerksamkeit; in Gedanken verloren schien er nur maschinenmäßig zu handeln, zu leben, wo die regsame Thätigkeit seines Gesellschafters das kleinste Ereigniß in seiner Umgebung beachtete. Behaglich genoß der Intendant den feurigen Wein, der neben ihm stand; Camil trank zuweilen hastig, ohne zu bemerken, wie kostbar das Getränk sei, das Jener als vortrefflich pries. Ohne sich in seiner Freude stören zu lassen, erwähnte der Oheim in den Pausen des Spiels, oder während des Vertheilens der Karten, die grausamen Geschäfte des Tages, die Ausführung der königlichen Befehle, mit einer ernsten Ruhe, die eben so weit vom Mitgefühl an menschlichem Elend, als von bösartiger Schadenfreude entfernt blieb. Camil hatte die Beschlüsse der Regierung auf des Intendanten Befehl, und mit seiner Macht bekleidet, mit vollziehen helfen, er war in dieser Zeit mehr als einmal an der Spitze der bewaffneten Gewalt erschienen; wie er dachte und glaubte, sah er nur Nothwendigkeit und Gerechtigkeit in den Maßregeln zur Ausrottung falscher Lehren. Aber sein Blick verfinsterte sich, und er setzte

den ergriffenen Becher ab, wenn er sich den Jammer der verirrten Unglücklichen zurückrief, von denen sein Oheim mit seltener Seelenstärke sprach. Camils Gemüth, geschaffen zu tiefen, zärtlichen Gefühlen, glich dem lebendigen Quell, den der Sturz nachbarlicher Felsen in seinem raschen Leben hemmt und Kräuter und Blumen tödtet, die um ihn sprossen möchten; aber ein starres Eis war das Herz des Alten, festgebannt in harte Form, keinem Sonnenstrahl zugänglich.

Leise wurde jetzt die Thür geöffnet, ein junger Mann trat ehrfurchtsvoll gebückt herein; es war Grammont, der vornehmste Arbeiter im Bureau des Intendanten. Gränzenlose Demuth lag in seiner gebückten Stellung; doch glaubten die, die ihn näher kannten, in seinem Herzen ein um so größeres Streben nach Einfluß zu entdecken, je absichtlicher er sich erniedrigte. Er war, wie Camil, von frühester Jugend an von dem alten Vezins erzogen worden, und irgend eine Mittheilung, eine Ahnung, oder ein unbewachter Augenblick seines Gönners hatten den Gedanken in ihm erzeugt, diesem näher anzugehören. Die Schlauheit mit welcher er solche Ansprüche in seinem Innern verschloß, die Umsicht und Eroberungssucht, mit der er sich dem Intendanten unentbehrlich zu machen wußte, standen auf seinem Gesicht, gemischt mit der tiefsten Unterwürfigkeit. Sein Glaubenseifer war glühend, und hierin begegnete er den Gesinnungen Camils und des Intendanten, nur daß Grammont einen heimlichen Genuß an dem Gericht fand, das er über die Ketzer verhängen durfte, während der Intendant leidenschaftlos blieb, wie

das Schwert des Gesetzes, und Camil ein blutendes Herz durch Priesterspruch und heilige Vorurtheile zu verhärten suchte.

„Was bringt Ihr, Grammont?" fragte der Intendant den Eintretenden, der in der Ferne stehen blieb. „Die verlangten Nachrichten von dem Baron Regnier," antwortete dieser. „Es ist keinem Zweifel mehr unterworfen, daß er den entsprungenen Priester verbirgt; aber er läugnet hartnäckig und wird nicht dazu zu bringen sein, ihn auszuliefern. Diese Ketzer haben einen unglaublichen Trotz; der Baron um so mehr, da er sich im Falle befindet, nichts mehr zu schonen, seit er vor einigen Tagen seine Frau verloren hat."

Camil war, durch den Namen Constants aufmerksam gemacht, aus seiner frühern Unachtsamkeit herausgeschreckt worden. Jetzt sah Marcel ihn erbleichen; aller angewandten Kraft zum Trotz richteten sich seine Augen starr ängstlich auf den Sprechenden.

„Die junge Frau," fuhr Grammont fort, „hat man in den Straßen der Stadt ergriffen, als sie sich weigerte, den Ceremonien unserer Kirche die gebührende Ehrfurcht zu erweisen. Sie ist in das Frauenkloster gebracht worden. Vater Sylvester hat das so geordnet; denn, da sie im Schooß der Kirche von rechtgläubigen Eltern geboren war, verlor er sie nie aus den Augen und folgte ihr durch den Nebel des Irrglaubens, bis der Himmel sie in seine Hand gab. Ihr Mann wüthet, man fürchtet alles von ihm, selbst eine Gewaltthat gegen das Kloster."

„Das beschleunigt die nothwendigen Maßregeln gegen ihn,“ sagte der Intendant ruhig. „Er hat keiner Warnung Gehör gegeben, der ketzerische Gottesdienst in seinem Hause dauert fort, der geächtete Priester lebt unter seinem Schutz; sein Ansehen ist gleichsam die Fahne, unter welcher die Aufrührer sich sammeln. Darum muß er fallen. Morgen mit Tagesanbruch soll ein Commando Bewaffneter sein Haus umringen und ihn geräuschlos aufheben. Ohne Gewaltthat wo möglich. Er wird in das feste Gefängniß außerhalb der Stadt gebracht, um Aufsehen zu vermeiden. Ich will, daß die Widersetzlichkeit des überspannten Haufens durch nichts gereizt werde. — Besorgt das alles.“

„Gebt mir das Geschäft, mein Onkel!“ rief Camil, mit hochglühender Wange. „Es soll auf's genaueste vollzogen werden.“

„Camil,“ antwortete Jener, und richtete einen festen Blick auf ihn, „Regnier war früher Dein Freund. Die Leidenschaft darf ihre Stimme nicht in das Urtheil der Gerechtigkeit mischen.“

„Er war mein Freund,“ sagte Camil, „jetzt ist er mir fremd, ganz fremd. Der Leidenschaft habe ich nie vergönnt in meinem Herzen laut zu werden.“

Der wankende, heftige Ton, mit welchem er sprach, die funkelnden Augen widersprachen der Versicherung. Marcel schauderte; ihm war, als müsse er den Intendanten fußfällig um ein entscheidendes ‚Nein‘ anflehen. Aber dieser gab nach kurzem Bedenken seine Einwilligung in Camils Begehren, worauf alles nöthige sehr ausführ-

lich überlegt und verabredet ward. Gleichmüthig verabschiedete der alte Mann seinen Geschäftsträger und griff auf's neue zu den Karten. Camil kämpfte einen Augenblick mit den lebhaftesten Gefühlen, doch es gelang ihm, sie unter dem Gehorsam seines eisernen Willens zu fesseln. Nur Marcel sah in sein tobendes Innere. Er drängte sich an ihn, als er nach Mitternacht die Gemächer seines Onkels verließ, um durch Bitten und Flehen seinen Entschluß zu ändern; aber Camil schien diese Absicht zu ahnen und wußte sie zu vereiteln. Vor der Thür seines Zimmers wandte er sich finster nach dem Alten um, befahl ihm herrisch, zur Ruhe zu gehen, und ihm den Felix heraufzuschicken, eben den jungen Diener, der ihn jenes Mal zu dem beabsichtigten Zweikampf begleitete.

Die Sonne war noch lange nicht herauf, als Camil, schon völlig bewaffnet, mit Felix das Haus verließ. Dicke Nebel bedeckten die Erde, lagerten auf den Wellen der königlichen Rhone, hüllten die Spitzen der Berge in Duft. Erst spät drangen einzelne Sonnenstrahlen gleich blitzenden Pfeilen durch die Nebeldecke; in ihrem Schimmer blinkten die Waffen der Soldaten, die schweigend mir großer Ordnung Constants Wohnung umringten. Alle Hausgenossen liefen erschreckt zusammen, sich schüchtern an ihren Herrn schließend; nur Constant blieb ruhig, obgleich er sein Schicksal ahnete. Es war ihm noch diese Nacht gelungen, seinem unglücklichen Gast einen andern Zufluchtsort auszumitteln, eben so unsicher zwar, als der bisherige, doch im Augenblicke weniger bedroht; das öde Haus, in dessen Mauern Hippolite fehlte, ja die

Welt hatte keinen Reiz mehr für ihn; er stand nur noch fest im Kampfe für Ehre und Glauben, gleichgültig, ob beide Güter sein Leben fordern möchten. Aber mochte er auch alle Entschlossenheit der Männlichkeit, alle Kälte der Verzweiflung um sich her sammeln, der Anblick, der ihm bevorstand, griff mit eiserner Hand an sein warmes Herz. Denn jetzt öffnete sich die Thür, und mit bloßem Degen, mit einem Gesicht, finster wie Mitternacht, trat Vezins herein; dieselbe Stimme, die so oft Liebe, Freundschaft, Vertrauen getönt hatte, sprach rauh und tonlos den Befehl des Königs aus, ihm in's Gefängniß zu folgen. Constant war keines Wortes mächtig; er trat stumm auf Camil zu, übergab ihm seinen Degen, und ging die Treppe hinab durch die Reihen der Dragoner. Hier hielt Vezins Pferd, nebst einem andern für Regnier, das ihm Jener zu besteigen befahl. Drei Soldaten wählte Camil zu seiner Begleitung, den Uebrigen gebot er finster, das Haus nach dem versteckten Priester zu durchsuchen; dann ritt er schnell voran, während Constant mit den Dragonern dicht hinter ihm blieb.

Der Nebel hob sich nun von den Wellen der Rhone, an deren Ufer sie eilig hinritten; alles wurde Licht umher, die entzückendste Gegend trat nach und nach aus den Schleiern der Nacht. Camil sah düster vor sich nieder, Constant hob den Blick empor, ein Strahl von Licht drang mit der Morgensonne in seine Brust. Er spornte sein Pferd und ritt ganz nahe an Vezins heran.

„Vezins," sagte er ernst, „wie auch das Schicksal sein mag, dem Ihr mich entgegen führt, wie unschuldig

ich es trage; ich fühle, ich habe es an Euch verdient. Ja, laßt es mich aussprechen, ehe wir auf immer scheiden, selbst das bitterste habe ich um Euch verschuldet. Doch auch das darf ich fühlen, daß Ihr nun gerächt seid. Was Ihr heute thatet, macht uns gleich. Ihr habt nun Genugthuung, — ich darf Euch wieder in's Auge blikken. Laßt uns denn versöhnt aus einander gehen."

Camil schwieg, seine Lippen bebten, seine Wange war bleich, er zuckte am Zügel des Pferdes, um die Unterredung zu enden, aber Constant hielt sich dicht neben ihm und fuhr fort:

„Ihr habt mir einst das liebste vertraut, das Ihr besaßet, laßt mich jetzt dasselbe thun. Mein bitterster Feind ist in diesem Augenblicke der einzige Freund, dem ich es überlassen möchte. — Camil, — laßt sie nicht im Strome der Verfolgung untergehen. — Ich bleibe meinem Glauben treu; indem ich dies ohne Trotz, aber mit fester Kraft ausspreche, spreche ich vielleicht mein Todesurtheil aus. — Euch empfehle ich mein Weib!"

Ein hohes, alterthümliches Schloß kam jetzt, stolz auf einer felsigen Anhöhe thronend, den Eilenden zu Gesicht. Es gehörte dem Intendanten, ward aber nie von ihm besucht. Seine alten, finstern Mauern sahen damals weit in's blühende Land hinein, der Blick von seinen Zinnen reichte bis an die schneeigen Gipfel der Alpen Savoyens und der Schweiz. Jetzt sagt kein Stein mehr, wo er vormals stand, und was allen Ungewittern des Himmels Trotz bot, erlag der zertrümmernden Menschenhand, in den grauenvollen Verwüstungen unserer

Tage. — „Freunde,“ sagte Camil zu den Dragonern, als die zackigen Thürme im Glanze der Morgensonne hervortraten, — „ich bedarf Eurer nun nicht weiter. Kehrt zurück und haltet Wort wie Männer und Soldaten, Euer Lohn ist Euch gewiß.“ Die drei Bewaffneten wandten sich und sprengten fort. Camil und Constant waren allein.

„Ihr seid frei!“ rief Camil schnell mit zitternder Stimme. „Dort ist vorerst ein sicherer Aufenthalt. Der Mann, der Euch vom Schlosse entgegenkömmt, ist mein Diener. Ihr dürft ihm trauen; diese Nacht sollt Ihr Pässe erhalten, die Euch über die Grenze bringen. In der Schweiz seid Ihr sicher. Ihr habt mich verkannt, ich bete anders zu Gott als Ihr, aber wir bitten Beide um seine Barmherzigkeit.“

Diese Worte waren kaum verhallt, als Camil mit Blitzesschnelle dem Staunenden, Ueberraschten entflohen war. Er warf sein Pferd herum und sprengte davon, als wäre das Unglück hinter ihm, kam in die Stadt, in sein Haus, auf sein Zimmer, mit tausend wechselnden Entwürfen, gefaßten und verworfenen Entschlüssen beschäftigt. Was er gethan hatte, ließ sich nur kurze Zeit verhehlen; er rang mit sich, ob er noch mehr thun sollte. Hippoliten zu retten befahl ihm sein Herz, Vorurtheil und Glaubenswahn erhoben ihre Stimme dagegen. An sich selbst dachte er nicht, oder doch zuletzt. Er wollte vor allem noch heute seines Onkels Erlaubniß zu einer Reise erbitten. Der Aufenthalt eines seiner italienischen Freunde in der Schweiz sollte ihm den Vorwand leihen;

mit seinen eigenen Pässen sollte alsdann Regnier die Grenze überschreiten, in irgend einer Maske, die nicht schwer zu finden sein konnte. Aus der Ferne hoffte Camil die Vergebung seines erzürnten Verwandten zu erhalten, wenn Regniers Rettung laut ward. Zeit, Veränderung der Ansichten mußten dazu mitwirken, der Sturm mußte vorüberrauschen; ja vielleicht konnte das, was heute ein Vergehen war, ihm einst zum Verdienst gereichen. Er ordnete seine Papiere, nahm alles, was er von Werth besaß, zu sich, verfügte über manches andere, und rief endlich den alten Marcel, der schüchtern und traurig eintrat. Beim Anblick seiner weißen Haare, seines gefurchten, redlichen Gesichts, fühlte Camil den Schmerz der Trennung. Marcel war ihm mehr als Diener, er war ihm Vater gewesen; außer ihm blieb nichts in der Heimath, das des Jünglings Herz bewegte. Die angewöhnte Kälte seines Wesens wich der Rührung, er reichte dem Alten wehmüthig die Hand.

„Alter Freund,“ sagte er, „wir werden uns eine zeitlang trennen. Ich muß noch diese Nacht eine Reise antreten, die für Dein Alter zu schnell und zu beschwerlich ist. Das Leben ist ein ungewisses Gut; ich könnte mein Grab in den Thälern der Schweiz finden, ein schönes Grab im freien Hirtenlande. Weine dann nicht um mich. Meine Blüthen hat ein früher Sturm verweht. — Aber laß mich für diesen Fall Dein Alter vor Mangel schützen.“

„Herr,“ schluchzte der Alte, „ich meinte, Ihr hättet mich lieb. Das war die einzige Freude in meinem Le-

ben; wenn Ihr mich verstoßt, ist sie ein Traum gewesen. Ich habe noch Kraft genug, Euch zu folgen, ginge es auch in einen andern Welttheil. Lieber Herr, verstoßt mich nicht."

„Gut denn, Marcel," sagte Vezins, „so gehe mit mir. Daß ich Dich liebe, will ich Dir beweisen. Ich bedarf einen Rath, Dein redliches Herz soll ihn aussprechen. Regnier ist in Sicherheit. Wenn ich Hippoliten befreien könnte, darf ich es thun? Darf ich sie aus der Freistatt reißen, wo ihre Seele vielleicht das Heil ergreift? Man lehrt uns: nur ein Weg führe in den Himmel; wenn dem so ist, so könnte Hippolite mich einst vor Gott anklagen, daß meine thörichte Liebe sie aus den Armen ihrer Retter wegführte."

„Lieber, edler Herr," rief Marcel, indem er sich niederwarf und Camils Knie umfaßte, „wer solche That vor Gott nennen kann, braucht keinen andern Rath, als sein eigenes Gewissen. Wollt Ihr aber auf meine einfältige Meinung hören, so grübelt nicht, und thut wie Euer Herz Euch heißt. Ich denke: der Herr wird einmal nicht nach unserer schwachen Erkenntniß richten, und was wir gefehlt haben, wird er gnädig auslöschen. Katholische und Hugonotten, wir alle sind seine Kinder und werden die Seligkeit gewinnen, wenn wir den Willen des Vaters thun. —"

Es bedurfte kaum noch eines solchen Anspruchs, um Camils Entschluß zu befestigen, doch fühlte er sich durch die herzliche Beistimmung Marcels ermuthigt, ein Wagestück zu unternehmen, dessen Schwierigkeit ihm nicht ent-

ging. In einer langen, sorgfältigen Berathung mit Marcel ward jede Nothwendigkeit, jedes Geschäft, jedes mögliche Hinderniß erwogen, der alte Diener bekam seine Aufträge; Camil ging zu dem Intendanten, ihn von einer kurzen Reise zu benachrichtigen. Pässe wurden besorgt, männliche Kleidung für Hippoliten, das geringe Reisegeräth, und alles, was Camil von Werth besaß, gepackt. Der Tag verging in Unruhe, in Sorge und Hoffnung. Als der Abend dämmerte, fand sich Camil bei dem Intendanten ein, um von ihm Abschied zu nehmen. Der Staatswagen, der jenen eben in einen glänzenden Zirkel führen sollte, stand vor dem Hause angespannt. Camil hatte diesen Umstand berechnet, da nur höchst selten ein Tag erschien, den nicht die gesellige Freude beschlossen hätte. Als der junge Mann mit klopfendem Herzen in das Zimmer trat, das er vielleicht lange nicht wiedersehen sollte, fand er den Intendanten vor dem Spiegel, geschäftigt, seinem Haar eine gefälligere Form zu geben; der Kammerdiener stand hinter ihm, die Orden in der Hand haltend, die das größte Erdenglück seines Herrn waren. Kalt reichte der Onkel dem Neffen die Hand, ohne einen Abschiedsblick auf ihn zu werfen, wünschte ihm glückliche Reise und ermahnte ihn, bald zurückzukehren, weil er mit geheimer Botschaft zu dem König nach Paris gehen sollte. „Diese Katastrophe,“ sagte er, „kann Dein Glück befördern, und die Früchte meiner Sorgen zur Reife bringen. Ich habe nur gelebt, um den Namen zu erhöhen, der mich überdauert, nun denke ich am Ziele zu stehen.“

Camil schwieg betroffen; er war eben im Begriff, etwas zu thun, das diese Hoffnungen gefährden konnte, aber er fühlte auch mit Bitterkeit, was eine freudenlose Jugend ihn schon gelehrt hatte, daß sein Verwandter nicht ihn, nur seinen Namen liebte, und das erleichterte ihm den schweren Abschied. Die nächste Stunde wandte er an, in einem bittenden Briefe sein Unrecht frei zu gestehen; er unterwarf sich dem strafenden Ausspruch der Verbannung, aber er flehte zugleich um Vergebung, um Erlaubniß zur Rückkehr. Dieser Brief ward einem treuen Diener des Intendanten mit dem Befehle vertraut, ihn erst nach Ablauf zweier Tage zu übergeben. Das wichtigste stand nun noch bevor: der entscheidende Besuch im Kloster. Es fehlte ihm nicht an Beglaubigungen, durch die er das volle Ansehn seines Onkels geltend machen konnte, da er in der letzten Zeit so oft in seinem Namen gehandelt hatte. Er nahm alle Kraft zusammen, seine Unruhe unter der Maske herrischer Macht zu verhüllen. Im entscheidenden, zuversichtlichen Tone forderte er von der Aebtissin die Anvertraute zurück, um sie in eine andere Verwahrung zu bringen, wo sie mit ihrem Manne verhört werden sollte. Die heilige Frau zweifelte nicht, wagte keine Gegenrede. Sie sprach mit unverstelltem Kummer von der hartnäckigen Entschlossenheit der jungen, reizenden Dame, und bat mitleidig um eine halbe Stunde Zeit, die Kränkelnde auf eine neue Veränderung ihres Schicksals vorzubereiten.

Wirklich hatte Hippolitens sanfte Trauer, ihre Schönheit und Duldsamkeit, selbst die Herzen ihr zugewandt,

die anfangs von Haß gegen die Ketzerin, von heimlichem Schauer gegen ihre Verirrungen erfüllt waren. Sie ward gütig behandelt, aber sie war darum nicht minder unglücklich. Seit sie lebte, konnte sie nur den Willen Anderer thun; widerstehen hatte sie nie gelernt, sanften Bitten widerstehen, zerriß ihr Herz. Am schrecklichsten waren ihr die Besuche des Vaters Sylvester und seine Unterredungen; die düstern Lehrsätze, mit welchen er sie quälte, die grauenvollen Vorstellungen von ewigen Qualen, die er ihrem erschrockenen Blicke vormalte. Ihre Zunge konnte nicht mit ihm in den Kampf gehen, aber ihr Herz blieb stark unter schmerzlichen Martern. Gottons Andenken, ihre Kraft und Glaubensfreudigkeit, standen ihr dabei immer zur Seite; sie wiederholte sich ihre Lehren, sie versprach ihr noch einmal, was sie so oft gelobt hatte; ja ihre Phantasie zeigte ihr die Abgeschiedene in nächtlichen Träumen, ermahnend, tröstend, verheißend. Die Bücher, aus denen sie sonst Belehrung schöpfte, fehlten ihr, aber ihr Gedächtniß bewahrte köstliche Schätze aus früherer Zeit, Worte des Trostes, unter derem leisen Klange ihre Schmerzen einschliefen. Mit welchem Gefühl dachte sie in dieser Abgeschiedenheit der Geschichte ihres Lebens nach, wie besuchten sie hier die Erinnerungen einer bessern Zeit, einer rosigen Jugend. Sie sah noch einmal auf die Hoffnungen zurück, die ihr einst dämmerten, Liebe und Sehnsucht zeigten ihr Camils Bild, Pflicht und Treue führten sie in die stillen Tage einer friedlichen Ehe; sie glaubte das Ende eines kurzen Traumes in den Mauern einer dunkeln

Zelle gefunden zu haben. So, ergeben in das Unabänderliche, traf sie der Ruf, das Kloster zu verlassen. Man wies sie an, sich fertig zu halten, um den Abgeschickten des Intendanten zu folgen. Sie zeigte keinen Widerwillen, keine Verwunderung, keine Sorge. Hoffnung und Furcht hatten die Macht über ihr Gemüth verloren.

Zwei Männer empfingen Hippoliten an der Klosterpforte und führten sie schweigend in ein großes Haus, in ein einsames Zimmer. Hier entfernte sich der Eine; sie sah beim Schein eines Lichts die Züge des Zurückgebliebenen; es war Marcel. Die ungewohnte Regung der Freude bewegte ihr Herz; es hingen an dem Anblick des alten treuen Gesichts so viele freundliche Erinnerungen, daß sie nicht an ihr Unglück denken konnte, als sie ihn sah. „Guter Marcel," sagte sie mit Thränen, die ihr wohlthaten, „Du kannst nicht zu meinen Feinden gehören. Wo bin ich denn, und was wird aus mir?"

„Ihr sollt Euren Gemahl wiedersehen und mit ihm gerettet werden," antwortete der Alte. „Seid nur stark und beruhigt Euch, damit eine schnelle Reise Euch nicht schadet. Legt diese Kleidung an; wenn Ihr fertig seid, klopft leise an die Thür, wir haben keine Zeit zu verlieren."

Es war eilf Uhr Nachts, als Marcel mit Hippoliten, die einem schlanken Knaben glich, an der hintern Gartenthür stand. Hier erwarteten sie vier Pferde und noch zwei Männer, dicht in Mäntel gehüllt. Einer von ihnen

faßte Hippolitens Hand, und half ihr ein kleines, sanftes Pferd besteigen, hielt sich immer an ihrer Seite, ohne doch ein Wort mit ihr zu wechseln. Der zunehmende Mond schwamm am Nachthimmel zuweilen rein und klar, dann wieder von dichten Wolkenmassen umzogen. Rasch, ohne Aufenthalt, ging der Weg fort; der Mann an Hippolitens Seite war jeden Augenblick bemüht, sie zu unterstützen, ihr die Beschwerden zu erleichtern. Er bemerkte den kleinsten Fehltritt ihres Pferdes; die geringste Bewegung, die sie machte, erregte seine Aufmerksamkeit. Hippoliten entging dies nicht, ihr Herz gab dem Verhüllten einen Namen, den der Verstand nicht bestätigte; sie vermochte nicht die leise, schöne Ahnung zu verbannen. Nun trat der Mond silbern aus dem Wolkendunkel hervor, und sein reines Licht beglänzte die Zinnen des Schlosses, wo Constant verborgen war. Camil, denn er selbst war es, der jetzt mit Schmerz und Seligkeit neben Hippoliten durch die Nacht ritt, bemerkte nicht sobald die Nähe des Schlosses, als er Marcel einen Wink gab, worauf dieser sich seitwärts wandte und die Anhöhe rascher hinaufritt. Langsam folgten die Uebrigen.

„Wie ist Euch?" fragte Camil mit gedämpfter Stimme seine Reisegefährtin. „Könnt Ihr weiter reiten, oder wünscht Ihr hier zu ruhen? Eile thut uns Noth, aber fragt vor allem Eure Kräfte."

„Ich bin nicht erschöpft," antwortete sie, „die Nachtluft stärkt mich, laßt uns den Weg fortsetzen. Ich war lange nicht so glücklich, als in diesem Augenblick. —"

Camil erwiederte nichts, er konnte nichts sagen, ohne alles zu verrathen; dichter in seinen Mantel gehüllt ritt er rasch vorwärts, bis sie das Schloß erreichten, wo sie nur noch wenig Minuten warteten, ehe Marcel wieder zu ihnen stieß. Aber er kam ohne Constant. Sichere Spuren von Verfolgung hatten Felix bewogen, den Weg allein anzutreten; in einem waldigen Thale, in der Nähe des wilden Rhonefalls, wollte er bei einem Waldbewohner, der ihm bekannt war, seinen Herrn erwarten. Erschreckt durch ein Zeichen der Gefahr, das Niemand erwartet hatte, setzten die vier Reisenden nun den Weg fort. Keins von ihnen sprach seine Gefühle aus. Nur die zärtlichste Sorge belehrte Hippoliten, daß ein Freund an ihrer Seite war. Der Mond ging unter, die Sterne erblaßten, am Horizont erschien ein matter Lichtstreif. Hippolite war nun völlig erschöpft, sie sah todtenblaß aus, der Zügel wollte ihrer Hand entsinken. Bis jetzt hatten sie die größern Straßen gemieden, und da der Führer, den Camil mit sich nahm, der Gegend ganz kundig war, immer Nebenwege eingeschlagen. Als der Morgen graute, befahl ihm Camil, ängstlich für Hippoliten besorgt, die Waldpfade zu verlassen, um irgend einen bewohnten Ort aufzusuchen. Sie wandten sich also einem großem Dorfe zu, das am Fuße hoher Berge anmuthig lag. Ein reinliches Gasthaus ward ihnen geöffnet, wo trotz der frühen Tageszeit schon reges Leben herrschte; Camil fragte vor allem nach einem abgesonderten, stillen Kämmerchen für Hippoliten. Gutmüthig beklagte die freundliche Wirthin das blasse Herrchen, und

ging ihnen zu der reinlichen Kammer im obern Raume voran. Hier wollte Camil Hippoliten sogleich verlassen, aber sie drehte sich rasch nach ihm um und reichte ihm zitternd die Hand. Er ergriff sie mit wilder Heftigkeit, seine Kraft war hin. „Hippolite!“ sagte er, „ich lebe jetzt die seligsten Augenblicke meines Lebens. Ich bin Dir nahe, Du bist auf dem Wege zum Glück und durch mich. An dieser Erinnerung will ich mich in der Nacht der Zukunft stärken.“

„Glück wohnt nicht hienieden,“ antwortete sie ihm, „daß wir es rastlos suchen, ist eine Ahnung unserer himmlischen Abkunft. Es sind vielleicht nur eine handvoll Tage, die Ihr mir, die Ihr, wie ich von Marcel weiß, meinem Mann gerettet habt; der Schatten des Kummers ruht über ihnen und wird nie mehr der Sonne weichen. Aber das soll unsern Dank nicht entstellen. Gottes Segen über Euch, theurer, theurer Freund. Freund meiner Eltern, meiner schutzlosen Kindheit. Gott wollte nie, daß Ihr mir mehr sein solltet. Erst vor wenig Wochen fand ich das Blatt, das Ihr meiner Tante schriebt; sie hatte es mir verborgen, um Eures Glaubens willen. Wir wollen eine höhere Fügung in ihrem Thun erkennen. — Nun lebt wohl, ich will ruhen; wenn wir uns wiedersehen, gehen wir verhüllt und schweigend den Weg, der uns noch neben einander hinführt. —“

Camil gehorchte. Er ging hinunter in den kleinen Garten, der an das Haus stieß, und brachte hier eine

Stunde in feierlicher Wehmuth zu. Es giebt eine Sprache verwandter Herzen, die mehr sagt, als der Mund verrathen darf; sie war ihm jetzt erklungen. Zum ersten Male, seit er Hippoliten verlor, dachte er ohne Bitterkeit an sein Geschick; ja er fühlte sich in diesem Augenblick reich, wie ein Glücklicher. — War dies das leise Gefühl, geliebt zu sein, die Gewißheit eines Einverständnisses, das über die Gräber dauert, oder war es der Lohn der guten That? der sich unsichtbar, wie alle schönen Gaben des Himmels, in die Brust des Menschen senkt! Die Finsterniß seiner Seele hatte ein strahlender Stern gelichtet. —

Die Sonne stieg herauf; Camil verließ den Garten und trat in die Wirthsstube. Hier saßen zwei Reisende beim Frühstück, drei Soldaten nahmen eine entfernte Ecke ein. Camil grüßte die Fremden nachläßig und gedankenvoll, aber als sich jetzt der Eine nach ihm umwandte, traute er seinen Augen nicht, es war Grammont. Sein scharfer, stechender Blick fiel auf Camil, es schien ein schneller Gedanke sein Inneres zu durchzucken. Aber nur ein Moment, und die vorige Ruhe war auf dem blassen Gesicht, das demüthige, arglose Lächeln war wieder hergestellt. Er stand auf, näherte sich Camil mit lebhaften Freudenbezeugungen, doch mit aller Ehrerbietung eines untergeordneten Verhältnisses, bat unterwürfig um seine Gesellschaft beim Frühstück, rückte ihm selbst den besten Stuhl zum Tisch, und ließ sich von der Kälte, mit welcher Jener seine Beflissenheit lohnte, nicht in der aufmerksamsten Freundlichkeit stören. Camil, betroffen,

überrascht von dieser Begegnung, antwortete nur einsylbig auf Grammonts Fragen; in seiner Seele stand die Gefahr Hippolitens, er wählte und verwarf die Mittel, ihr zu entgehen. Indessen war der dritte aus dem kleinen Kreise aufgestanden und hatte sich entfernt. Grammont rückte nun näher zu Camil und erklärte: wie er nicht ohne Absicht hier sei, und es für ein günstiges Zeichen halte, auf ihn zu stoßen.

„Es ist gewiß," fuhr er leise fort, „so unbegreiflich es sein mag, daß Baron Regnier nicht an den Ort geliefert wurde, wohin er bestimmt war. Sind Eure Befehle lässig vollzogen worden, oder hat man Euch hintergangen; ich weiß es nicht. Nur dies weiß ich, ich glaubte Euch zu dienen, wenn ich die Sache nicht laut werden ließ; und da mir durch mühevolles Forschen eine Spur ward, wohin der Entflohene seinen Weg genommen hatte, so bin ich ihm in Begleitung jener Leute, bis hierher gefolgt, und werde ihm nach kurzer Rast noch weiter folgen. Die Treue, mit welcher ich Euch, Herr von Bezins, ergeben bin, hat mich bewogen, das Unternehmen geheim zu halten. Ich weiß, daß einer Eurer Bedienten bei dem Baron ist, und Ihr begreift, wie viel Wahrscheinlichkeit des Antheils dieser Umstand auf Euch wirft. Doch ich wage nicht hier irgend einen Ausspruch zu thun, aber ich schwöre Euch: Ihr könnt selbst ein wichtiges Geheimniß ohne alle Gefahr in meine Gewalt geben, meine Verschwiegenheit würde es heilig bewahren."

„Ich habe Euch nichts zu vertrauen, Herr Grammont," sagte Camil finster.

„Laßt wenigstens der Treue Gerechtigkeit widerfahren, wenn Ihr sie nicht bedürft," entgegnete Jener. — „Von der Nothwendigkeit, den Entflohenen zu ergreifen, werdet Ihr so überzeugt sein als ich. Er hat wahrscheinlich keine Pässe, die Gränzen sind bewacht. Mich leitet sichere Kundschaft, und ich werde nichts, selbst das Leben des Ketzers nicht achten. Ueberdies kenne ich den Eifer meines Herrn im Dienste Gottes und des Königs, er würde selbst Euch nicht schonen, Herr von Vezins, wenn Ihr gegen Beide stündet."

Ein Zug des giftigsten Hasses brach bei diesen Worten durch die Decke feierlichen Ernstes, die künstlich auf Grammonts widrigem Gesicht ausgebreitet lag. Haß gegen Camil war mit ihm auferzogen, hatte sich an den Vorzügen genährt, die Jener genoß, war durch des Jünglings gleichgültige Kälte zum Riesen emporgestiegen. Auch Camil haßte ihn und verbarg es nicht. Er wußte, daß es Grammont war, der seinem Onkel die geheimen Gänge zu Hippoliten, die Liebe für sie, verrieth, der dadurch die Reise veranlaßte, den ersten Grund seines Unglücks. Es entging ihm nicht, daß er nun mit Behagen sich im Besitz eines gefährlichen Geheimnisses sah, das den Gehaßten in seine Hände gab; der zuversichtliche Ton, mit welchem er sprach, zeigte es, — aber der stolze, ungebeugte Sinn des jungen Mannes konnte sich nicht zu Grammonts Schuldner machen, selbst wenn es die höchsten Wünsche seines Lebens galt. Finster, unentschlossen, nach einem Ausweg ringend, starrte er vor sich nieder, als Jener weiter sprach:

„Darf ich hoffen, daß Ihr, da der Zufall uns zusammenführt, mich bei meiner Unternehmung unterstützen wollt? Ich fordere Euch im Namen Sr. Majestät, im Namen Eures Onkels dazu auf. Wir können in dieser Stunde aufbrechen.“

„Rechnet nicht auf mich,“ sagte Camil, „ich ziehe heute nicht weiter. Ich habe auf den Befehl meines Verwandten zuweilen grausame Aufträge so mild als möglich vollzogen; aber es ist nicht mein Amt, unglücklichen Flüchtlingen zu folgen, wie der Jäger dem Wilde folgt. Wollt Ihr einen Rath, ja eine Weisung annehmen, so begebt Euch zurück, dahin, wo Euer Platz ist. Von Regniers Schicksal werde ich selbst genügende Auskunft geben, nicht hier, und nicht Euch, aber genügend, und auf meine Gefahr. Bemüht Euch weiter nicht, ich hafte für alles.“

„Ich will Euch gehorchen, Herr,“ sagte Grammont nach einigem Bedenken; „aber, wenn wir uns bei dem Intendanten gegenüber stehen, bedenkt wohl, daß ein Wort des Vertrauens meine Zunge gebunden hätte. Ich bin hier bis um Mittag. Möchtet Ihr bis dahin einsehen, daß Ihr keinen ergebeneren Diener habt, als mich.“

„Ich danke Euch,“ sagte Camil verächtlich, „es bedarf dessen nicht. Laßt Euch von meinem Onkel aufklären, er besitzt mein Geheimniß. Gott befohlen jetzt, ich will ausruhen, wir sehen uns wieder.“

So kalt Camil schien, so ungestüm tobten Angst und Sorge in seiner Brust. Er suchte eilig Marcel auf, ließ Hippoliten wecken, die Pferde heimlich durch den Garten

führen, und setzte den Weg mit doppelter Eile fort. Die bängsten Stunden seines Lebens verrannen; die Schnelligkeit der Rosse genügte ihm nicht, und Hippolitens sichtbare Erschöpfung zerriß sein Herz. Er sprach nicht mit ihr, er fühlte selbst das Glück nicht, an ihrer Seite zu sein. Endlich nahm ein wildes Thal sie auf, tief von waldigen Felsen umschlossen, von der reißend fluthenden Rhone durchströmt. Hippolite hielt ihr Pferd an, und bat mit schwacher Stimme um einen Augenblick Ruhe. Camil sah sie bleicher und bleicher werden, er unterstützte sie in seinem Arm, und blickte sehnsüchtig nach einer nahen Wohnung, die etwas seitwärts am Bergeshange stand. „Ich kann nicht mehr,“ sagte sie, „aber eine kurze Erholung unter diesen Bäumen wird mich stärken.“

Marcel breitete seinen Mantel aus, ihren Sitz unter der Felsendecke bequemer zu machen; Camil nahm von dem Pferde des Führers eine Flasche Wein, ihr eine Stärkung zu reichen. Freundlich ließ sie die Sorge ihrer Freunde gewähren. Eben wies Camil nach dem Hause auf der Höhe, wo er einen kurzen Aufenthalt zu verschaffen hoffte, als der Führer vier Reiter ankündigte, die rasch herbeikamen. Camil erblaßte; er ergriff seine Waffen, ermahnte den Führer ihm beizustehen und Marcel mit Hippoliten zu fliehen, während er ihre Verfolger aufhielt. Jetzt sprengte Grammont mit den Soldaten um die Felsenwand. Camil sah nur ihn; aber von der andern Seite erschienen zu gleicher Zeit Constant und Felix. Ohne Wort und Gruß gesellten die Verfolgten sich

zu einander. Hippolite stand kräftig da, doch sie weigerte sich, den Platz zu verlassen.

„Im Namen Gottes und des Königs!" rief Grammont wüthend, „Ihr seid meine Gefangenen!"

„Wir stehen Alle für Einen, Einer für Alle," sagte Camil zurück, „wagt es nicht, Verzweifelten zu nahen."

„Greift sie!" schrie Grammont, „es sind Ketzer, Hugonotten, Feinde der Kirche und ihrer Diener."

Constant trat vor; er faßte den Einen von den Dragonern in's Auge. „Destournée," sagte er ruhig, „Du siehst, ich bin wehrlos, dort steht mein Weib, willst Du uns greifen?"

„Nein, so wahr mir Gott helfe, das will ich nicht!" rief der alte Soldat. „Ihr habt mir das Leben erhalten. Kameraden, ich thue dem Manne nichts zu Leide."

Grammont ermuthigte immer wüthender die Andern zum Angriff. Camil, der Führer, Constant und Felix standen ihnen entgegen. Jetzt hob Grammont ein Pistol gegen Camil auf; blitzesschnell riß sich Hippolite von Marcel los und stand vor dem Bedrohten. Die Kugel zischte, sie sank getroffen zu Boden; Camil und Constant fielen jammernd neben ihr nieder. Bleich wie Marmor lag sie da, sie schien nicht mehr zu athmen. Die drei Soldaten standen mit gefalteten Händen von ferne; Marcel untersuchte die Wunde; von Grammont war nie wieder eine Spur zu finden.

Noch waren die Blicke der beiden unglücklichen Freunde sich nicht begegnet, als Hippolite die sanften Augen noch

einmal öffnete, in denen Jeder einst seinen Himmel fand. —„Weinet nicht um mich," sagte sie jetzt flüsternd, „mir ist unendlich wohl. Am Rande des Grabes ist Wahrheit und Licht. Camil! Ich habe Dich immer geliebt, ich durfte Dir nicht gehören; Dein war ich, Constant, ohne Dich zu beglücken; vergieb es mir. Laßt jetzt die Liebe, die Euch trennte, Euch neu verbinden. Mein letzter Hauch ist die Bitte: seid Freunde um Hippolitens willen, und vergeßt mich nicht."

Constant reichte Camil die Hände; Camil ergriff sie heftig und hob die vereinten hoch empor. Hippolitens Augen lächelten dem Bunde und schlossen sich auf immer. Sie fand ihr Grab in dem Felsengrunde; Marcel und Felix folgten den trauernden Freunden über Frankreichs Grenze.

Die Wünsche.

Blätter aus Antoniens Tagebuche.

„Vergänglichkeit muß jede Blüth' erfahren:
Hat aller Blüthen Blüthe mehr Bestand?"

A. W. v. Schlegel.

Den 30. October 1817.

Schon wieder Herbst! Ach, die lieben, schönen Blätter, die mir so freundlich Schatten gaben, liegen welk und todt am Boden, und selbst die Astern sterben vom eisigen Nachtfrost. Aus meinem Beetchen sind die abgeblühten Blumen weggenommen, die mich den Sommer über, eine nach der andern, erfreuten, es liegt nun auch öde da, und paßt recht zu dem alten schwarzen Hause, aus dem ich sehnsuchtsvoll in die Ferne blicke. In den Städten mag nun das fröhliche Leben beginnen, von dem die Tante so viel erzählt. Wenn die Abende länger werden, schaffen zahllose Kerzen neuen Tag, da wird getanzt, gespielt, da giebt es Schauspiel und Concert, da freut sich die geschmückte Jugend am Umgange mit lieben Freundinnen, an schöner Musik, an lustigem Tanz. Wer doch auch einmal in der Stadt wäre! Wenn man sechszehn Jahre alt ist, ist so ein Wunsch ja wohl natürlich!

„Ein einförmiges Leben,“ sagte der selige Onkel oft, „ist die größte Wohlthat.“ Aber vielleicht muß man erst alt sein, um das zu empfinden, oder wenigstens seinen

Theil von den Freuden der Welt gehabt haben. Onkel und Tante haben ihre Jugend an einem gräflichen Hofe verlebt, wo er Kammerdiener, sie erste Kammerfrau war, sie haben Feste gesehen, deren bloße Erzählung mich entzückt, und sich endlich im Alter, von so vielen Freuden ermüdet, in die Einsamkeit zurückgezogen, wo ihnen für treue Dienste ein kleines Jahrgehalt und die stattliche Wohnung in einem alten Jagdschlosse ward. Ich war fünf Jahre alt, als ich meine Aeltern verlor und zu ihnen kam. Ich weinte, und konnte mich an die schwarzen getäfelten Zimmer, an die tiefen Fensterwölbungen, an die bunten Glasscheiben nicht gewöhnen; die Bilder gepanzerter Herren und knapp geschnürter Damen machten mir Grauen, die hohen Bettgestelle, mit sammetnen verblichenen Umhängen, kamen mir wie Gefängnisse vor. Tiefe Stille herrschte überall; um sie nicht zu stören, mußte mein hüpfender Schritt sich zum leisen Gange zügeln, und der fröhliche Gesang verstummen, der mir so natürlich war, wie der Waldgesang den Bewohnern der Lüfte. Unwillig blickte der Onkel mich an, wenn ich lachte, — und das geschah wohl oft, — mir schien es dann, als ob alle Bilder eben so strafend herabschauten, und die Fröhlichkeit floh in mein Herz zurück, wo sie eine sichere Freistatt hatte. Noch immer wohnt sie darin, und nichts soll sie verbannen. Auch dieser trübe Herbsttag nicht, und die Regenwolken, die den Himmel verdüstern: Kömmt doch der Frühling wieder mit seinen Blüthen, der Sommer in seiner Pracht, und mit ihm Hoffnung und Freude, selbst in diese Einsamkeit.

Nach und nach gewöhnte ich mich an die stille Einförmigkeit unserer Lebensweise. Ich stand mit der Sonne auf, hatte meine kleinen Pflichten, die mit mir wuchsen, ging täglich einige Stunden zu dem Pfarrer des Dorfs, der mich unterrichtete, und gegen Abend mit Onkel und Tante spazieren. Freilich immer nur denselben Weg, einem Weidendamm entlang, wobei ich, selbst bei wolkenlosem Himmel, der ängstlichen Tante den Regenschirm tragen mußte. Schweigend, mit abgemessenen Schritten, ward dieser Weg zurückgelegt, und eben so, an einem bestimmten Orte, der Rückweg begonnen. Jetzt gehe ich schon jahrelang mit der Tante allein, seit der gute Onkel im Grabe ruht; noch einsamer treten wir dann in's hallende Haus zurück, und verleben den Rest des Abends arbeitend und denkend. Die Tante mag wohl mit ihren Träumen in die Vergangenheit zurückkehren, mich tragen die meinen in eine lachende Zukunft, die ich, trotz dem größten Künstler, mit herrlichen Farben ausmale, und mich an dem fertigen Bilde oft nicht wenig ergötzen kann.

„Solche Träume," sagte neulich Herr Lindau, der seit einigen Wochen die Oberstube bei Pastors wieder bezogen hat, „können dem Gemüthe sehr gefährlich werden." Ich sah ihn betroffen an. Er erklärte mir seine Worte so schön, wie er alles sagt. Das eingebildete Glück, glaubt er, entfremde uns der Wirklichkeit, die wir dann trüber sähen, als sie wirklich sei, und undankbar gegen das Gute, das uns Gott gab, eigensinnig nach etwas besserem verlangten.

Aber gewiß, so ist es nicht in meinem Herzen.

Wünsche habe ich wohl, ja, recht feurige Wünsche, doch machen sie mich nicht unzufrieden, Dank sei dem heitern Sinn, der mir zum Begleiter auf der Lebensreise ward. Ich bin arm, bin es noch mehr durch die ängstliche Sparsamkeit der Tante, die immer gänzlichen Mangel fürchtet; ich muß viel arbeiten, und gewinne doch selten ein Band, oder eine andere Kleinigkeit, mich zu schmücken, ich lebe in einer finstern Abgeschiedenheit, und vermisse vor allen eine liebreiche Freundin! Aber ich fühle es nicht weniger mit dankbarer Freude, daß ich mehr besitze als Tausende, die in Mangel schmachten, daß frühe Gewöhnung mir die Arbeit lieb machte, daß ich gesund und fröhlich bin. Ich putze meinen Hut mit frischen Blumen, mit den Blättern des Eichbaums, und mein einfaches Kleid gefällt mir immer von neuem, wenn ich irgend eine neue Form daran versucht habe. — Allein bin ich freilich! — Doch seit der gute Lindau mir gerathen hat, meine Gedanken diesen Blättern anzuvertrauen, unbefangen, wie ich sie denke, und einer unbekannten Freundin aufzubewahren, fühle ich auch dies nicht so schmerzlich mehr.

Lindau ist der beste edelste Mensch auf Erden. Er ist arm, und benutzt sein weniges Vermögen nur zum Wohlthun. Neulich hat er einer alten Frau ganz heimlich mit einer, für ihn bedeutenden Summe aus großer Noth geholfen. Der Pastor hatte es von ihr erfahren, und erzählte es mit Freudenthränen. O, wie gern hätte ich ihm mein Gefühl gezeigt, als er nach der Arbeit zu uns in den Garten kam. Aber er flößt mir eine Achtung ein, die zu schüchtern ist, um an's Licht zu treten. Gott

segne ihn! Er sieht so blaß aus, ist gewiß krank, und arbeitet doch recht angestrengt. ‚An einer großen gelehrten Schrift,‘ sagt der Pastor, ‚die viel Aufsehen in der Welt machen wird.‘

Den 26. December 1817.

Der Winter geht diesmal angenehmer hin, als ich dachte, viel angenehmer, als irgend einer. Lindau fragte mich im Anfange des Herbstes, ob ich Geschmack am Lesen fände? Ich erzählte ihm, daß die Bibliothek unseres Schlosses viel alte Romane enthalte, die ich freilich schon mehrmal hinter einander gelesen habe. Sie gleichen den Erzählungen der Tante von ihrem Hofleben, und haben mich oft bis tief in die Nacht wachend erhalten. Er ließ sie sich nennen, und schüttelte den Kopf. Bald darauf that er den Vorschlag, uns Abends bei Pastors vorzulesen, wenn ich von der Tante Erlaubniß bekommen könnte, hinüber zu kommen. Wie schlug mir das Herz, als ich am andern Tage meine Bitte vortrug. Ich hatte gerade eine ziemlich mühsame Arbeit zur Zufriedenheit der Tante vollendet, sie lobte mich, da gewann ich Muth. „Meinetwegen,“ sagte sie, „wenn Du durch Schnee und Regen den Weg machen willst, habe ich nichts dagegen. Aber der Strickstrumpf wird Dich hoffentlich begleiten, und des Morgens wird kein Augenblick dem Schlafe zugesetzt, wenn Du bis in die Nacht schwärmst.“ —

Seitdem gehe ich alle Abend um sieben Uhr zu Pfar-

rers, die Tante geht mit dem Schlage acht zu Bette, und vermißt mich nicht. Da sitzen wir nun an einem großen Tisch beisammen: der Pastor, die gute Mutter, die Kinder alle, und ich, — Herr Lindau oben an. Er lies't vor, mit einer Stimme, die allem Schönen und Guten erst den rechten Nachdruck giebt. O, das sind herrliche Stunden. Wenn mich den Tag über ein Unmuth ergreifen will, denke ich an den Abend und bin erheitert.

Manchen trüben Tag giebt es freilich in unserm düstern Hause. Die Tante wird täglich ängstlicher für ihr Auskommen im Alter, und macht mir zuweilen das Herz so schwer, was mit mir werden soll, wenn sie nicht mehr ist. Ich führe gewissenhaft unsere kleine Wirthschaft, spare wo ich kann, und habe dennoch jeden Morgen mit ihren Vorwürfen über Verschwendung und Leichtsinn zu kämpfen. Meine Garderobe ist schlecht genug, das meiste trug die Tante schon, als sie noch am Hofe war, und was ich auch bessere und nähe, es wird doch immer schlechter. „Gieb acht," sagte sie heute, „wie es Dir gehen wird, wenn Du keine Versorgerin mehr hast, und alle die schönen Sachen von mir hingebracht sind. Das prächtige Zitzkleid mit den Gezelten und Palmbäumen, habe ich geschont, wie mein Auge im Kopfe, ich bekam es von der Gräfin Amalie, zu meinem zwanzigsten Geburtstage, — jetzt sieht es sich nicht mehr gleich." —

Ich ging auf meine Stube, weinte bittere Thränen, und die Zukunft stand ganz so finster vor mir, wie die

Tante sie zeichnete. O, ihr Glücklichen, dachte ich, deren Jugend keine solche Sorge drückt. Die ihr Ueberfluß an allem habt, was das Leben schmückt, und in heiterer Lust nicht ahnet, wie drückend Armuth und Mangel ist!

Doch getrost! Der die Vögel speiset und die Lilien kleidet, wird auch mich nicht vergessen.

Wie ein verzaubertes Fräulein komme ich mir zuweilen vor, das von einem Riesen Jahrhunderte gefangen gehalten wird, ohne zu altern, während alles umher von den Jahren spricht, die vorübergegangen sind. Mein jugendliches Gesicht nimmt sich wunderlich in den alterthümlichen Spiegeln aus; ich muß lachen, wenn es mich ansieht. Die Tante paßt weit besser hierher. Wenn sie so gravitätisch einherschreitet, mit dem Anstande, den sie mir immer empfiehlt, scheinen die Gesichter an der Wand viel freundlicher auszusehen, als wenn ich durch die Säle und Zimmer schwärme. Da bilde ich mir wirklich manchmal ein, der alte Herr mit dem großen Sterne zöge mächtige Runzeln auf die Stirn, über das wilde Mädchen.

Gestern war ein froher Tag für die Kinderwelt, und für alles, was Kinder heißt im Himmel und auf Erden. Der heilige Christtag! Die Tante beschenkte mich früh mit schönem Flachs, und einem weiten braunen Stoffrock, woraus ich mir einen warmen Oberrock machen soll. Er ist freilich ein bischen bunt und nicht recht nach meinem Geschmack, aber was thut's! — Wenn es mir paßt,

sieht es doch wohl nicht übel aus. Ich war den ganzen Tag unaussprechlich vergnügt. Abends, als die Tante zu Bette war, ging es durch Schnee und Eis hinüber zu Pastors. Da brannte ein hoher Tannenbaum und viele Lichter; die Kinder sprangen jauchzend umher, und zogen mich bald hier, bald dorthin, mir ihre Schätze zu zeigen. Ach! und der gute Herr Lindau hatte für Jedes, auch für mich eine Gabe! Ein kleines seidenes Tuch, so schön, wie ich nie etwas gehabt habe, so schön, als könnte es gar nicht mir gehören. Ich war bis zu Thränen gerührt, und doch verlegen, ihm zu danken. Warum nur manche Gefühle, die das Herz warm und natürlich empfindet, so arm und kalt über die Lippen treten.

Noch eine große Freude bin ich diesem guten Lindau schuldig. Vor einiger Zeit, als wir vom Wohlthun sprachen, und die Pastorin sich ein größeres Vermögen wünschte, um mehr zu nützen, äußerte er: ‚man könne ohne Geld mit gutem Willen viel Gutes thun,‘ und sprach darüber mit einer Herzlichkeit, die mich tief bewegte, und die ich nie vergessen kann. Ich dachte darüber nach, sann hin und her, und fiel endlich darauf, für einige arme Kinder zu Weihnachten etwas zu arbeiten. Die Frau, der Herr Lindau im Herbste so viel schenkte, hat drei kleine Mädchen. Ich habe ein paar Nächte geopfert, und aus meinen abgelegten Sachen, die ich der Tante abgeschmeichelt hatte, recht hübsche Anzüge für die Kinder gemacht. Welche Freude, als ich es heute nach der Kirche bescheerte! Ach, wenn ich reich wäre!

Man mag sagen, was man will, die reichen Leute sind doch glücklich.

Den 1. Januar 1818.

Willkommen neues Jahr! Herzlich willkommen mit Deinem freundlichen Sonnenlicht. Du kömmst, wie ein Freund, der uns Gutes verspricht, und so wollen wir Dich empfangen. Wenn Deine letzte Stunde schlägt, wie wird es dann sein? „Werde ich Braut sein?“ fragte Pastors Dienstmädchen gestern. Das wäre für mich noch zu früh, ich möchte lieber ganz heimlich fragen: „Werde ich einmal über die Grenze meines Dorfes gekommen sein?“

Gestern Nachmittag saßen wir ganz still bei der Arbeit, als die Thür sich öffnete und die Pastorin eintrat. Sie hatte die ältesten Kinder bei sich und blieb bis nach sechs Uhr, wo ihr Mann und Herr Lindau kamen, sie abzuholen. Die Tante war einmal recht vergnügt, sie erzählte viel von ihrem Hofleben, von Bällen und Maskeraden, und konnte nicht müde werden, uns einen Götteraufzug zu schildern, der gerade vor vierzig Jahren an diesem Tage erschienen war. Es war ziemlich spät, und der Pastor sagte: „Wie wär's, wenn wir beisammen blieben?“

„Wenn es die Frau Hof-Fourierin erlaubt,“ antwortete seine Frau, „so lasse ich etwas kaltes von uns herbringen, wozu wir uns von ihr ein Butterbrod aus-

bitten, um die letzten Stunden im alten Jahr mit einander zu verleben."

Die Tante schätzte sich den Vorschlag zur Ehre; Lindau führte die Pastorin zu Hause, ihre Wirthschaft zu besorgen, und ich flog in die Küche. Es war das erste Mal, daß wir Gäste sahen, seit der Onkel todt ist, und Niemand in der Welt kann lieber Gäste haben, als ich. Meine Speisekammer war auch eben nicht ganz schlecht bestellt, ich verbannte einmal alle Furcht vor den finstern Blicken der Tante, und brachte, was ich irgend hatte. Zum Ueberfluß hatte Lindau Citronen, Rum und Zucker, woraus wir Punsch machten, und bei fröhlichem Gespräch, und manchem heitern Scherz bis zehn Uhr beisammen waren.

Gegen neun fielen der armen Tante die Augen in ihrem Lehnstuhl zu, wir sahen es wohl und sprachen ganz leise. „Vater," sagte einer von des Pastors Knaben, „wollen wir nicht Blei gießen, oder Werg fliegen lassen? Marie sagt, man könne daraus die Erfüllung der Wünsche prophezeihen."

„Hast Du auch schon Wünsche?" fragte die kleine Emma spottend, — „die möchte ich kennen!" — „Welches Menschenherz," erwiederte Lindau ernst, „sobald es seines Schlages sich bewußt ist, wäre ohne Wünsche! Sie drängen sich, wie die Wellen im Meere, der unerfüllte tritt an die Stelle des erfüllten, selbst der unmögliche weiß sich einzuschmeicheln. Und doch, wenn wir heute alle unsere Wünsche niederschreiben wollten, wie wenige würden wir über's Jahr noch anerkennen. Sie, lieber

Pastor, und Sie, gute Mutter, auch ich vielleicht, den Erfahrungen ernst gemacht haben, werden heute, wie nach Jahren, wünschen. Die Uebrigen, auch Antonien nicht ausgenommen, werden gewiß lachend dem heutigen Wunsch in's Auge sehen, und einen ganz andern an seine Stelle setzen, der um nichts fester steht."

„O!" rief ich lebhaft aus, „wir wollen es versuchen. Denken wir uns, ich öffnete jetzt auf ein leises Klopfen die Thür. Draußen steht eine verhüllte Frauengestalt, sie ist blind, wie ihr Schritt und ihre geschlossenen Augen zeigen. ‚Komme ich denn hier zu dem kleinen Kreise froher Menschen, die ich suche?' spricht sie. ‚Ich bin das Glück, und will Eure Wünsche künftiges Jahr erfüllen. Zeichnet sie schnell auf ein Blatt, schließt es fest mit heiligem Siegel, und verwahrt es in dem ältesten Schrein des alten Gebäudes unter siebenfachem Schloß. Heute über's Jahr wird alles wahr.' Sie verschwindet, und ich lege zuerst dem guten Vater das geheimnißvolle Blatt vor. Er schreibt und bricht das geschriebene zusammen, dann kommt Herr Lindau, die Mutter und wir Andern. Soll es so sein?"

„Meinetwegen," sagte der Pastor, und schon stand ich mit einem großen Bogen vor ihm. Aber, als meine lachenden Blicke auf Lindau fielen, sah er so ernst, ja so trübe vor sich nieder, daß eine seltsame Bewegung mein Herz ergriff. Nachher, wie ich mit wahrer Lust meine Wünsche dem verschwiegenen Papier erzählte, und mein Gesicht gewiß den Inhalt aussprach, begegnete ich seinem Auge, das fest auf mich gerichtet war, und tiefe,

schmerzliche Rührung verrieth. Ach! er hat wohl Kummer. Wer weiß ob nicht, — dicht vor meinen eitlen leichtsinnigen Wünschen, ein recht schweres Herz sich ausgesprochen hat. Der Pastor hat das Papier versiegelt und mir gegeben, über's Jahr wollen wir's öffnen. Mir ward wunderlich zu Muthe, als ich's in meiner Hand hielt, so feierlich, als wäre die Posse Wahrheit, und die verhüllte Gestalt stände wirklich an der Thür. Nun, — sie mag immer Wort halten. Dann Lebewohl, mein liebes Dorf. Die schöne Welt ist es doch wohl werth, ein wenig weiter, als Du reichst, beschaut zu werden. Ich komme schon wieder, wenn es Zeit ist.

„Was Sie auch gewünscht haben mögen, liebe Antonie," sagte Lindau leise zu mir, als wir uns trennten, „Gott erfülle es, wenn es Sie glücklich macht."

Sein weicher Ton lockte Thränen in meine Augen. Ich glaube, er ist nicht glücklich. Ach! und wenn er es nicht ist, wer verdiente es dann zu sein! —

Den 3. März 1818.

Mein Beet ist bestellt, Lindau hat mir beim Pflanzen geholfen. Die Frühlingssonne schien so warm, ein Vogel sang im blätterlosen Baume, und ich jauchzte mit ihm um die Wette. Was ich fühlte, sprach Lindau in den herzlichsten Worten aus. Er ist gar nicht hübsch, aber wenn seine Augen von einer schönen Empfindung belebt sind, kommt es mir zuweilen vor, als könne es kein angenehmeres Gesicht geben.

Ob nur der Frühling alle Herzen mit so wunderbarer Freude füllt, als das meine? Dann wäre er ja die schönste Vereinigung aller Menschen, aller Völker auf Erden, ein allgemeiner Ruf zum Lobe Gottes, zum Gefühl unseres Glücks auf dieser prächtig geschmückten Welt. Jeder Keim, jedes zarte Blatt, jede kleine Blume, die ihr Haupt erhebt, das neue Grün des Rasens, die tausend frischen Kräuter und Pflanzen auf Wiese und Flur, sind eben so viele Freuden für mein Herz. Freilich sehne ich mich zuweilen hinaus, möchte das bekannte hinter mir lassen und die Reize fremder Gegenden sehen. Wenn ein Posthorn in der Ferne erschallt, beneide ich wohl die Glücklichen einen Augenblick, die mit diesen muntern Tönen durch Berg und Thal fliegen.

Dürft' ich wenigstens nach Herzenslust auf unseren Wiesen oder im Busche umherstreifen; der Weidendamm ist doch gar zu einförmig, und die Tante kehrt um, wenn es am schönsten wird. Nun, was hilfts! —

„Immer Vergnügen und wieder Vergnügen!" sagt sie, wenn ich schüchtern vom schönen Wetter spreche, um eine Bitte einzuleiten. „Laß die Nadel spazieren und mache den Händen Bewegung, wie es fleißigen Mädchen geziemt."

Den 25. März 1818.

Warum war Lindau gestern Abend so weich, als er mir gute Nacht sagte? War es nicht, als wäre ein

Wort auf seiner Lippe, das er gewaltsam zurückdrängte? Und warum war ich doch so stumm, warum konnt' ich nicht mit dem alten Vertrauen zu ihm sprechen?

„Die heiligsten Gefühle unserer Seele," sagte er, „gleichen dem farbigen Staub auf den Flügeln des Schmetterlings; wenn man sie berührt, verbleichen sie." —

Den 20. April 1818.

Was die Tante für wunderliche Gedanken hat, ich hätte lachen mögen, und wurde doch verlegen und roth, wie die Päonie vor meinem Fenster. Wie muß sie nur in aller Welt auf solche Ideen kommen?

‚Ob ich wohl Herrn Lindau heirathen möchte, wenn er mir gut wäre und sein Brod hätte?'

Heirathen? ich? Nein, das ist gar zu komisch. Ich bin freilich sechszehn Jahre, aber Kopf und Herz sind noch ziemlich kindlich, und wenn ich an's Heirathen denke, kömmt es mir immer vor, als hätte das noch lange — lange Zeit. Und Herrn Lindau heirathen? Ich glaube, er ist zehn Jahr älter als ich, er ist ernst und klug, ich bin leichtfertig, flatterhaft, und für ihn bei weitem nicht gebildet genug. ‚Wenn er sein Brod hätte,' wie das gleich fein ernstlich und vernünftig klingt. Ja, gute Tante, daran möchte wohl das übereilte Wesen, die Antonie, am wenigsten denken. — Wie mag sie auf den Gedanken kommen? ‚Wenn er Dir gut wäre,' sagte sie. O! gut ist er allen Menschen. Aber so gut, um das Leben zu theilen und in Freud' und Leid ungetrennt bleiben

zu wollen, so recht von Herzen gut, kann ein solcher Mann einem unbedeutenden Mädchen, wie ich nicht sein. Was sollte ihm an mir gefallen? Ein wohlwollendes Herz und ein froher Sinn ist ja alles, was ich habe.

Den 22. Mai 1818.

Die Tante hat einen Brief bekommen, hat sich eingeschlossen und sogleich geantwortet. Dann hat sie alle Sachen durchsucht, Kisten und Kasten, und als ich zu Tische kam, lagen Kleider, Hauben, Tücher, Tischzeug und Silbergeräth im bunten Gemisch um sie her.

Ich war herzlich neugierig, aber die Suppe ward ganz still verzehrt. Endlich nach Tische eröffnete sie mir den freudigen Inhalt des Briefes. Ich glaube, ich hüpfte vor Vergnügen, denn die Tante war böse, und ermahnte mich, still zu stehen und zuzuhören.

Die alte Gräfin *** will auf ihrer Reise in's Bad hier durchgehen, und ein paar Tage bei uns ausruhen. Sie bringt ein Gesellschaftsfräulein von meinem Alter mit. Die Tante will die Hauptseite des Schlosses erleuchten lassen, wenn sie Abends eintreffen. Die ganze Dorfschaft soll sie empfangen. Ich soll noch ein neues Kleid bekommen, und die Tante war so gütig, mir unter dreien von sich die Wahl zu lassen. Ich wählte eine Robe von weißem Cannefaß, und will nun arbeiten, was ich kann, um sie für mich einzurichten. Fleißig muß ich sein, denn auch im Hause giebt es genug zu thun, aber

ich arbeite mit Lust, wenn ich an das fröhliche Gewühl denke, das nun hier auf die ewige Stille folgen wird.

Die Tante sieht ganz verklärt aus. Die alte Gräfin ist die Mutter der Amalia, der sie diente. Ich glaube wohl, daß sie sich freut, eine so theure Herrschaft wiederzusehen. Wüßt' ich doch nicht, daß ihre Blicke je so freundlich als heute auf mir geruht hätten. Heute in acht Tagen erwarten wir unsere Gäste. Dann werden andere Nachrichten euch füllen, ihr lieben vertrauten Blätter. Ich bin todtmüde und die Augen fallen mir zu. Kein Wunder, wohl zwanzigmal bin ich die Treppen auf und ab geflogen, und zuletzt noch zu Pastors gelaufen, ihnen mein Glück zu verkündigen. Lindau ist seit gestern verreis't.

Den 12. Juni 1818.

Guter Gott, der Du mich so glücklich gemacht hast, erhalte mich auf ebner Bahn. Laß den Taumel der neuen Freuden nie dem stillen Schatz eines reinen Herzens gefährlich werden, laß mich in Demuth und bescheidener Genügsamkeit Deine reichen Gaben genießen.

Heute sind es drei Wochen, seit ich zuletzt meine Gedanken hier aufzeichnete. Ich bin nicht mehr im einsamen Schloß, ich bin nicht mehr, was ich war. Hat das Glück wirklich an meine Thür geklopft, oder sprach ich Prophezeihungen aus?

Die Gräfin kam an. Es war schon finster, unsere erleuchteten Fenster glänzten weit in die Nacht hinaus.

Da tönte der fröhliche Hörnerklang, die Wagen rasselten in's Dorf, ein stattlicher Zug mit Fackelreitern voran. Mir hüpfte das Herz vor Freude. Ich hatte mich auf der Tante Geheiß festlich geschmückt, und stand nun neben ihr an der äußersten Pforte, die Dame zu begrüßen. Schüchtern blickte ich sie an. Sie schien mir viel älter als die Tante, aber immer noch sehr gut erhalten, ihr ganzes Wesen hat etwas würdiges, vornehmes; ihr prächtiges Reisekleid, von einer ganz besondern Form, kam mir freilich ein wenig zu jugendlich vor. Eine junge Dame hüpfte hinter ihr aus dem Wagen, und beiden folgte ein sehr schöner Mann, der der alten Gräfin den Arm bot, sie hinauf in ihre Zimmer zu führen. Ein Wink gebot der Tante und mir, mitzugehen.

Mir war doch sehr ängstlich in der fremden Umgebung, zumal da es mir schien, als ob die Augen der alten Dame forschend auf mir weilten. Die jüngere stand mir ganz nahe und musterte meinen Anzug sehr ungezwungen, der mir auf einmal recht häßlich schien, seit ich sie gesehen hatte. Meine Wangen brannten vor falscher Scham. Ein Kleid entscheidet so wenig über uns, und doch legen wir oft den höchsten Werth darauf. Sollte ich einmal ein armes Mädchen in ihrem Staate seltsam und altmodisch finden, so soll sie mir es gewiß nicht abmerken.

„Ist das Ihre Nichte?" fragte die Gräfin die Tante; eine Bewegung mit der Hand rief mich zu ihr. Ich küßte ihr verlegen die Hand, und wagte nicht die Augen zu erheben. „Mich dünkt, sie gleicht mehr ihrem Vater

als ihrer Mutter,“ sagte die Dame. „Ihre Augen sind zu dunkel; auch der Mund ist ganz von ihm. Von ihrem wundervollen Teint hat sie keine Spur. Der ist freilich auch nicht conservirt worden.“

Der junge Herr sah mich bei dieser Kritik scharf an, ich glühte. Eine sehr gemischte Empfindung war in meinem Herzen. Ich hatte nicht oft von meinen Eltern sprechen hören, und fast ließ ich mich gern tadeln, weil meine Mutter gelobt ward.

Wir mußten mit den Fremden speisen. Es ging ziemlich still her. Die Gräfin erzählte der Tante alte Geschichten, das Fräulein fragte mich über meine Lebensweise, und wunderte sich bei jedem Wort, als ob ich Mährchen erzählte. Dagegen that sie auch Fragen, die ich nicht verstand, und nannte die bekanntesten Dinge mit fremden Namen; es war, als ob wir von entfernten Meeren zusammenkämen. Aber nur Geduld, in alle die hübschen Sachen will ich mich schon finden.

Den nächsten Tag ward ich zur Tante gerufen, die mir ankündigte, die Frau Gräfin wolle mich mit in's Bad nehmen. Wie soll ich mein Entzücken bei dieser Nachricht beschreiben! In ein Bad zu gehen, habe ich mir immer als das größte Vergnügen gedacht, und wir reisen durch die herrliche Rheingegend, reisen den ganzen Sommer, und werden alles sehen, was noch lange die Erinnerung mit reizenden Bildern belebt.

In drei Tagen wollten wir fort, ich war wie im Traum. Fräulein Victoire mußte meine Garderobe mustern, aber lieber Himmel, da war auch nicht ein Stück

brauchbar. „Das schöne Tuch von Lindau könnt' ich allenfalls mitnehmen," sagte sie. Sie hielt sich meine Kleider an, tanzte damit vor dem Spiegel umher, machte die seltsamsten Geberden, und wollte sich todt lachen. Den braunen Stoffrock wollte sie mitnehmen und einem Marienbilde verehren.

Zum Glück hatte Victoire genug für sich und mich. Wie staunte ich über den Reichthum, der da vor mir ausgebreitet ward. Solche Kleider hatte ich nie gesehen. Der ganze Tag ging vor dem Spiegel hin, und ich sah wirklich besser aus, wie ehedem in dem altmodischen Anzuge. Die Kammerfrau der Gräfin schnitt mein Haar anders, und schmückte mich mit vielen Locken. Ich kannte mich selbst nicht mehr, aber ich war sehr glücklich. Die Tante mag wohl Recht haben, daß ich eitel bin.

Der letzte Tag in der Heimath brach an, und so sehr ich mich freute, ward mir doch das Herz schwer, als die Sonne mich weckte. Ich nahm alle meine kleinen Schätze mit, das Uebrige packte ich unter wehmüthigen Erinnerungen in einen Wandschrank zusammen. Selbst von meinen alten verspotteten Kleidern nahm ich herzlichen Abschied. Ich habe doch manche frohe Stunde in ihnen gelebt. Gegen Abend ging ich zu Pastors, die guten Menschen weinten, und ich leistete ihnen treulich Gesellschaft. Nach Lindau wagte ich nicht zu fragen, da öffnete sich plötzlich die Thür, und er trat ein. Er schien mir blässer als sonst, die Pastorin meinte, die Reise hätte ihn angegriffen. Wir saßen alle stumm beisammen, und meine Thränen flossen heißer bei dem Gedanken, diesen

lieben Kreis guter Menschen so lange nicht zu sehen. Ja, ich glaube, in diesem Augenblick hätte ich die Reise aufgegeben.

Endlich mußten wir scheiden. Lindau führte mich durch die Dämmerung nach Haus. Gott lasse es ihm recht wohl gehen. Ach, ich sehe ihn nun wohl nimmer wieder. Aber die Worte der Tante: ‚Wenn er Dir gut wäre,‘ — sind nichts als leere Einbildung gewesen. Liebe hätte sich im Augenblick der Trennung nicht verborgen. Liebe kann Opfer bringen, und darf Opfer begehren. Nein, Lindau hat mich nicht geliebt. Und wohl uns beiden, daß es so ist, mein Lebensweg und der seine gehen nun auf immer aus einander.

Noch ein schmerzlicher Abschied stand mir bevor, der Abschied von der Tante. Ihr Alter, ihre Gewöhnung an meine Gesellschaft, fielen mir schwer auf's Herz, es war mir, als thäte ich großes Unrecht, sie zu verlassen. Sie tröstete mich, und schien gar nicht traurig. Ich habe sie der guten Pastorin empfohlen. Als ich endlich im Wagen saß, als das Dorf mit seinen bekannten Gegenständen verschwand, und mir alles neu war, versiegten meine Thränen. Die Gegend wurde lachender und schöner, die Berge, die ich sonst in blauer Ferne erblickte, traten näher heran, Wälder krönten ihre Gipfel, Wellen bespülten ihren Fuß. Wir flogen mit unsern raschen vier Pferden vorüber, das Auge konnte nicht schnell genug alle Herrlichkeit fassen. Mittheilen konnte ich mein Gefühl Niemandem, hätte auch die Scheu vor meinen fremden Gefährten es zugelassen. Die Gräfin, Victoire, und

der Baron spielen Karte im Wagen. Sie können ganz ruhig auf die bunten Blätter sehen, während ich vor Entzücken jauchzen möchte.

Ich kam nach W..., und kaum waren wir angelangt, so rief die Gräfin mich in ihr Zimmer. Sie war allein, ich mußte mich zu ihr setzen; mir war so ängstlich beklommen, als ahnete mir die Wichtigkeit des Augenblicks, der mein ganzes Leben umwandeln, und mich auf die schwindelnde Höhe aller meiner Wünsche heben sollte.

Ihre lange Rede kann ich nicht nacherzählen, in meinen Ohren tönte nur das einzige Wort wieder: „Antonie, Du bist meine Enkelin!" ich lag zu ihren Füßen und weinte, mir schwindelte, ich konnte das Unmögliche nicht fassen, Ausrufungen und Fragen waren alles, was ich erwiederte, und wie eines Traums erinnere ich mich der Geschichte meiner Geburt.

Die jüngste Tochter der Gräfin, Antonie, liebte unter ihrem Stande, einen jungen Mann, der Sekretair bei ihrem Vater war. Sie verband sich heimlich mit ihm, und ward meine Mutter. Was muß sie gelitten haben, als sie ihr Kind verbergen, als sie es ganz verleugnen mußte. Der selige Onkel brachte mich zu seiner Schwester. Er war der Vertraute des unglücklichen Ehepaars gewesen, und wahrscheinlich schwieg er, aus Furcht vor dem Stolze der gräflichen Familie, sonst hätte er doch wohl im Tode mein Geheimniß offenbart. Meine arme Mutter starb als ich noch kein Jahr zählte; kurz darauf verlor ich auch den Vater. Ach, meine Kindheit sollte jedes Bandes beraubt werden, das Natur und Liebe knüpft. Fünf

Jahre alt, ward ich durch den Tod meiner Pflegeältern ganz zur Waise, und kam zur Tante. Indessen war auch die alte Gräfin kinderlos geworden, denn Gräfin Mally hatte keine Erben hinterlassen. Die Mutter zweier blühenden Töchter stand ganz allein in der Welt. Da, vor einigen Monaten, erhält sie weither einen Brief, von einer alten Dienerin meiner Mutter, die am Rande des Grabes mein Dasein und den Aufenthalt meiner Pflegeältern anzeigt. Sie forscht nach und folgt meiner Spur bis zu meinem jetzigen Aufenthalt. Jener Brief, mit dem die Tante sich in ihr Zimmer verschloß, fragte nach dem Schicksale des verlornen Kindes, und der Tante Antwort hob alle Zweifel.

Die Tante hat wohl gewußt wer ich war, doch ohne Beweise, ohne Zeugen nur Hohn und Spott von der Entdeckung gefürchtet. Vielleicht hat sie Recht gehabt, sie kennt freilich die Welt besser als ich. Meine Großmutter scheint meinen armen Vater nicht zu lieben, und lebte Gräfin Mally noch, wäre sein Kind wohl in der Dunkelheit geblieben. Ein kleines Medaillon, nach dem die Gräfin auch in ihrem Briefe fragte, und das ich als Kind mitbrachte, war nun ein Beweis mehr. Es stellt meine Mutter vor, diese schöne, holde Frau, der ich wirklich gar nicht ähnlich bin.

Ich hielt das Bild in meiner zitternden Hand, und Thränen trübten das reine Glas. Ach, ich habe ja diese lieben Augen nie auf mich gerichtet gesehen. Ich ward hinausgestoßen in die fremde Welt, und kann nur das todte Bild der Mutter küssen.

Den 7. August 1818.

Ich schwimme in einem Meere von Vergnügen. Manchmal kann ich ernstlich fürchten, einmal Morgens in meinem Bette mit den schweren Vorhängen aufzuwachen, die alten Wände, die bunten Fensterscheiben zu sehen, und von dem glücklichen Fräulein Tony nur geträumt zu haben.

Wir fliegen durch ein Paradies! Mit jeder Tagereise wird es schöner um uns, öffnen sich neue wunderbare Ansichten. Wie schön, o Gott, ist Deine Erde!

Die Andern klagen über die Beschwerlichkeiten der Reise; ich begreife sie nicht. Haben wir nicht alles, was die eigensinnigste Laune wünschen kann? Mehrere Wagen führen uns eine volle Haushaltung nach. Bediente, Kammerfrauen, Köche, alles wartet auf unsere Winke. In jeder bedeutenden Stadt ruhen wir aus, und was giebt es da oft für Herrlichkeiten zu sehen.

Ich bin auf zwei Bällen gewesen und oft im Theater. Ich habe Schillers Wallenstein und Göthe's Iphigenia gesehen, die der gute Lindau uns vorigen Winter vorlas. Dieser Genuß übertraf jeden andern, selbst das Tanzen, ich war wie im Himmel. Stumm, bezaubert saß ich da. Ach, was hätte ich nicht gegeben, um meine Freunde aus der Heimath neben mir zu haben. Victoire und Baron Arthur musterten den Anzug der Iphigenia, und verhörten die schönsten Stellen, um zu beweisen, daß ihr Haar anders geordnet sein müßte. Kann der öftere Genuß solcher Freuden so kalt machen? Victoire

verliert alles Vergnügen an der meisterhaften Darstellung, wenn eine Feder auf des Schauspielers Hute nicht geschmackvoll angebracht ist. Wenn wir Gemälde, Antiken, oder neuere schöne Monumente sehen, wenn meine Seele auf Stellen, die die Geschichte geweiht hat, sich hoch über der Gegenwart erhebt, dann sehe ich freilich im Kreise meiner Begleiter vergebens nach Theilnahme oder Belehrung umher. Baron Arthur ist sehr gebildet, er spricht alle lebenden Sprachen meisterhaft, er singt vortrefflich, spielt Guitarre und Violine, sein Witz ist treffend, er macht allerliebste Epigramme, und sein Benehmen in der Gesellschaft hat einen eigenen Reiz, der, wie die Gräfin sagt, nur der großen Welt zugehört. Aber die Tiefe der Empfindung, an die meines Lehrers Geist und Lindau's Umgang mich gewöhnt haben, kennt er nicht, und ernstes Nachdenken scheint er zu fliehen. Wenn ich Belehrung wünsche, flüstert er mir eine angenehme Schmeichelei zu, oder trällert ein leichtes Liedchen, wenn mir vor Begeisterung Thränen in den Augen stehen.

Ich werde noch viel lernen müssen, ehe ich meinem Stande gemäß erscheinen kann. Wie seltsam doch Umstände die Forderungen verändern. Dort war ich ein eitles Mädchen, hier bin ich es bei weitem nicht genug. Ich freue mich der schönen Stoffe, der Blonden und Spitzen, der Perlen und Steine, aber ich vermag es nicht, mich über ein Fältchen oder eine Locke zu kränken, die die Mode anders befiehlt. Ich trage nicht Sorgfalt für me nen Teint, für die Weiße meiner Hand, für eine schöne Haltung. Ich bin viel zu lebhaft. In der gro=

ßen Welt, sagt die Gräfin, muß man sich über nichts ausschweifend freuen oder betrüben, keine Bewegung der Seele darf hervortreten. Man muß Langeweile mit lächelndem Gesicht ertragen, von nichts, was uns interessirt, zu viel sprechen, sich selbst ganz verleugnen, und nur für die Gesellschaft leben, ohne sich an einzelne Personen mit besonderer Freundschaft anzuschließen. Ach! ich werde noch viel lernen müssen.

Abends wird oft gespielt. Ich erschrak anfangs, als ich den grünen Tisch mit Gold bedeckt sah, und den Namen Pharao hörte. Lindau hat mir so viel dagegen gesagt. Jetzt bin ich es nun schon gewohnt, den Baron Arthur und Victoiren spielen zu sehen. Ich selbst werde nie eine Karte besetzen, ob man mich gleich verspottet. Lindau würde mich loben, daß ich muthig den Spott ertrage, um meinen Grundsätzen treu zu bleiben. Ich beobachte die Spielenden und finde seine Schilderungen wahr. Was sich in diesen gespannten Zügen malt, muß das Gemüth entstellen; ich will die Gefahr fliehen, und eine Freude nicht kennen lernen, die ein edler Mensch verdammt.

Alles, was ich schönes sehe, die Erhabenheiten der Natur, wie die Gebilde der Kunst, und was mein Herz dabei fühlt, will ich in meiner Schreibtafel aufbewahren, und dem guten Pastor senden. Wenn ich es niederschreibe, wird mich ein süßes Gefühl von der Nähe meiner alten Freunde erfreuen, und sie werden meiner denken, wenn diese Züge ihr Auge erreichen.

Den 1. Januar 1819.

Als ich mein Tagebuch auf Lindau's Rath begann und es mir so wohl that, ihm alles zu vertrauen, hätte ich da wohl gedacht, daß Monate vergehen würden, ohne eine Zeile, die meine Gefühle ausspräche? Fand sich nicht in jener Einsamkeit, mitten unter angestrengten Arbeiten, immer ein Augenblick für euch, ihr still vertrauten Blätter, und jetzt gab es keinen euch zu sagen, daß Antonie noch der alten Zeit gedenkt!

Mein Kopf ist wüst von der rauschenden Musik, mein Blut glühet vom Tanze, noch kann ich nicht schlafen. Drei Uhr ist vorüber, diese ruhigen Stunden sind die ersten des neuen Jahres. Unter Jubel und Lust sank das alte hinab, und doch bin ich so ernst, doch füllen unwillkürlich Thränen der Rührung meine Augen. Ich denke der verflossenen Zeit mit heißem Dank gegen den Geber alles Guten, ich denke der kommenden und flehe um seinen Segen. Ich bin nicht mehr das leichtsinnig frohe Wesen, das jenesmal kühne Wünsche aussprach. Das Jahr, dessen Morgen jetzt anbricht, wird mir neue heilige Pflichten geben, die ich tief fühle und treu erfüllen will. Dunkle verhüllte Zukunft, ich gehe Dir getrost entgegen, diese Thränen einer feierlichen Rührung sind keine Zeichen des Mißtrauens. Sie fließen so mannigfachen Gefühlen, die ich ja selbst kaum verstehe. Nur die dunkle Nacht darf sie sehen! —

Wir kehrten im Spätherbst von unserer Reise zurück, und ich betrat das hohe Schloß meiner Voreltern. Wie

es einzeln dasteht, auf Felsen gegründet, so sind seine Bewohner, durch eine strenge Beobachtung der Etikette, von den tiefer lebenden Städtern geschieden. Ein förmlicher Hof umgiebt uns, der zahlreiche Adel der Nachbarschaft vermehrt ihn. Ich erhielt eigne Zimmer, eigne Bedienung, und ein Nadelgeld, vor dessen Größe ich erschrak. Doch kann ich so wenig davon für gute Zwecke verwenden. Meine Großmutter und Fräulein Victoire schelten jede kleine Ersparniß. So nimmt vergänglicher Flitter ein Jahrgeld in Anspruch, von dem eine genügsame Familie leben könnte. Wenn mich das schmerzt, versteht mich Niemand. Meine niedrige Erziehung hat eine Schranke zwischen uns gestellt, ich muß mich bemühen sie durch Liebe und Gehorsam zu entfernen.

Nur als Verwandte der Gräfin ward ich hier eingeführt. Die Dunkelheit meiner Geburt ließ sich nicht genügend erhellen, auch werde ich bald den falschen Namen, den man mir gab, mit einem andern vertauschen. Ich bin Arthurs Braut. Sein Vater ist der nächste Vetter der Gräfin, er wäre einst ihr Erbe geworden, und sie wünscht, durch die Partie mit mir, diese Familie für den Verlust zu entschädigen. Arthur hat mir vom ersten Augenblick unserer Bekanntschaft eine immer gleiche Liebe gezeigt; er ist jung, schön und geistreich, und was ihm etwa fehlen möchte, mein Herz zu gewinnen, ist wohl nur schwärmerische Einbildung einer einsam verlebten Jugend. Dankbarkeit für seine heiße Liebe, Gehorsam gegen meine Großmutter, herzliches Wohlwollen, und die Freude an dem Beifall, den man meiner

Wahl giebt, werden mich glücklich machen. Wär' ich nicht undankbar, noch etwas zu vermissen?

Arthurs Vater, der an unserem Hofe lebt, — denn so heißt nun einmal diese Haushaltung — begegnet mir mit zuvorkommender Freundlichkeit. Warum kann ich ihn doch nicht lieben? Warum mißfällt mir sein scharfgezeichnetes Gesicht, seine Gewandtheit, seine fast jugendliche Zierlichkeit so sehr? Er ist ein vollkommener Hofmann, sagt die Gräfin; ich glaube ihr, mir scheinen seine freundlichen Worte, wie gemaltes Feuer, ohne Wärme und Leben. Nur eine Bewegung seiner Seele vermag er nicht zu ersticken. Sein dunkles Auge glüht, wenn er an den Spieltisch tritt, und das Gold vor ihm verschwindet, mich schaudert vor dem Anblick der Leidenschaft, mit welcher er die Karte bewacht, die sein Unglück entscheidet, denn das Unglück folgt seinen Schritten. Aber eben dies scheint ihn mehr zu entflammen, und die Hoffnung des Gewinns, die wie ein täuschendes Phantom vor ihm schwebt, lockt ihn dem Abgrunde zu, in dem er endlich untergehen muß. Hoffnung! o du edelste Trösterin unserer Seele, du, die den Blick in die heitern Fernen einer bessern Welt hebst, darf ein unedles Verlangen sich in dein Gewand kleiden?

Ich habe Arthur gebeten, seltner zu spielen. Er lächelte über die Wärme meiner Bitte, aber er hat seitdem keine Karte berührt, außer, wenn bei der Großmutter Bostonparthie ist, wo ich selbst mitspielen muß. Was man nicht alles lernt. Voriges Jahr wußte ich

die Karten nur zu brauchen, um für Pastors Karlchen Häuser zu bauen.

Wie oft habe ich heute an den vorigen Sylvester gedacht. Mitten im Tanze, in Arthurs Arm, unter seinem zärtlichen Geflüster, bei der schmelzenden Hörnermusik, die uns auf ihren Flügeln dahintrug, besuchte mich das Andenken jener Stunden, und eine leise Wehmuth füllte mein Herz. Wo ist das Blatt, das meine Wünsche bewahrt? Gütiger Himmel, sie sind weit übertroffen! ‚Wie wenige würden wir über's Jahr noch anerkennen,' sagte Lindau; — ich glaube seine Meinung zu verstehen. Das ungenügsame Menschenherz wird wohl nie ganz befriedigt. Unsere Heimath ist nicht hienieden, darum füllt kein Glück die sehnende Brust mit Ruhe.

Vom nahen Thurme schallt Musik. ‚Herr Gott dich loben wir,' tönt in die Nacht hinaus. Vater im Himmel, den diese Töne preisen, nimm ein stilles Thränenopfer gütig auf, und heilige Dir das Herz, aus dem es quillt.

Den 13. Januar 1819.

Ich habe ein Kästchen mit Geschenken nach *** geschickt, einen langen Brief an den Pastor geschrieben, und mein Reisejournal beigelegt. Mit welcher Freude habe ich alles gepackt. Chocolade, Apfelsinen, und eine köstliche Torte für die Tante, die so etwas liebt, und einen Ring von meinen Haaren. Für jedes Kind eine Kleinigkeit, Putzsachen, Farbekasten, Bilderbücher, und der Mutter ein Spitzenhäubchen. Der Pastor hat ein

schönes Werk bekommen, das Lindau einmal lobte. Nun denke ich mir mit stillem Behagen die Familie bei'm Auspacken versammelt, die Kinder jubelnd und reich mit ihren kleinen Gaben, die Aeltern von dem Andenken ihres Pfleglings gerührt. Liebes Kästchen, könnte ich doch ein wenig mit dir gehen.

Abends werden sie alle um den runden Tisch sitzen und meine Reise lesen. Alle? Lindau ist vielleicht schon lange nicht mehr dort. Und doch, wenn ich mir die lieben Menschen beisammen denke, darf er mir nicht fehlen.

Den 2. April 1819.

Wir haben heute den Kaffee schon auf der Terrasse getrunken, die Sonne brannte wie im Sommer, weit und breit trifft der Blick auf grüne Saaten, und ein leichter grünlicher Schimmer kleidet den nahen Wald. Der Gärtner hat die Beete mit mancherlei Frühlingsblumen geschmückt, mich freute keines so sehr, als das blaue Leberblümchen, das wie ein alter Bekannter zu mir sprach und Grüße aus vergangener Zeit brachte.

Auf meinem Beete blühet ihr auch, ihr lieben Blümchen, und ich hatte so herzliche Freude an jeder Knospe, die sich entfaltete. Lindau pflanzte sie mir einmal; ich muß an ihn denken, so oft sie blühen. Keines Kunstgärtners Mühe und Fleiß kann die Lust ersetzen, die ein eignes selbstgepflegtes Plätzchen gewährt. Ich glaube, der gütige Himmel gab die besten Freuden der Arbeit zum

Lohn. — Am Kaffeetisch ging es so lärmend zu, mich zog die Frühlingsfeier in die Einsamkeit. Ich ging am Rasenabhange der Terrasse hin, wo alles blau von Veilchen war, und pflückte einen Strauß. Als ich nach einem Viertelstündchen zurückkam und meine Blumen vertheilte, empfing mich die Gräfin mit Blicken des Mißfallens. „Wie erhitzt Du bist, Antonie," sagte sie, „war kein Gärtnerbursche in der Nähe, wenn Du Veilchen wünschtest? Du hast nicht nöthig, Deinen Teint noch der Sonne auszusetzen. Wenn Dir Dein Aeußeres gleichgültig ist, so bitte ich Dich, auf meine Wünsche Rücksicht zu nehmen."

Ach! Ich glaube, ich gefalle ihr nicht, was ich auch thue, um ihre Güte zu vergelten. Wie tief mich das schmerzt! Warum habe ich meiner Mutter schöne Farbe nicht? Niemand fragt darnach, ob ich ihr weiches Herz habe.

Seit einiger Zeit scheint Victoire zu kränkeln. Ich staunte, als ich heute früh in ihr Zimmer trat und sie ungeputzt sah. Gegen Mittag legt sie roth auf, doch mich täuscht das nun nicht mehr. Auch ihre Laune scheint nicht mehr dieselbe. Nur die Lust an der Toilette ist noch unvermindert. Sie spricht von der Wahl eines Shawls, als könne ein Fehlgriff ihr Unglück machen, und brachte mir zwanzig Zeichnungen zum Kleiderbesatz, über die sie wie ein Professor sprach. Kaum konnte ich ein Wort über ihre Gesundheit einschieben. Sie dankte mir für meine Theilnahme, beruhigte mich völlig, und verlangte mein Urtheil über ihren gestickten Schleier.

Den 19. Mai 1819.

Am Sonntag war mein siebenzehnter Geburtstag. Bei der Tante bekam ich jedesmal einige Pflanzen für mein Gärtchen, und ein geringes Geschenk an Gelde. Dann wurde den Tag über keines Festes mehr gedacht, und gearbeitet wie immer. Diesmal weckte mich eine rauschende Symphonie, ich mußte mich festlich kleiden, und empfing den ganzen Morgen Glückwünschungsbesuche. Alle, auch die entferntesten, Bekannten waren zugegen. Im Vorzimmer waren die Geschenke aufgestellt. Ein blühender Frühling spendete hier seine Reize, und die schönsten Erzeugnisse der Mode, Ringe, Perlen, eine Uhr mit Diamanten besetzt, ein köstliches Silberservice, glänzten unter den Blumen hervor. Ich schäme mich zu gestehen, daß keine reine Freude in mir war, als ich von allen diesen Schätzen Besitz nahm. Ich habe schon zu viel für meine Wünsche. Ja gewiß, Ueberfluß zu ertragen ist schwerer, als man gewöhnlich glaubt. Aber das ist es nicht allein. Mich dünkt, hier gab mehr der Stolz als die Liebe, und mein sehnendes Herz war so voll inniger Gefühle. Meine Großmutter liebt in mir nur den Abkömmling ihres Hauses, nie habe ich in ihren Armen geruht, und als ich, bei ihrem Glückwunsche, mit heißer Liebe ihre Hand fassen wollte, ergriff sie die meine, förmlich kalt, und führte mich zu den todten Herrlichkeiten, um die sich das Schloßgesinde und viele Fremde bewundernd drängten. Selbst Arthur, so schön er sein Gefühl ausdrückte, so liebevoll er den ganzen Tag um mich beschäftigt war, seine schmeichelnden Worte

dünkten mich mehr wie ein schönes Gedicht, voll Poesie und Bilderschmuck, als die Sprache eines Herzens, wie ich es einst zu besitzen hoffte, treu in Noth und Schmerz, und nur eins mit dem meinen. O, ihr süßen Träume, die der Name ‚Braut' in der jugendlichen Phantasie hervorrief. Ihr seid den verlornen Blüthen beigesellt, die der Westwind verweht, rein und schön, aber vergänglich, wie sie.

Den 27. Mai 1819.

In einem Berggarten, mir gegenüber, sehe ich jeden Abend ein fröhliches Mädchen, wie ich sonst es war. Ihre Kleidung ist ärmlich, sie scheint, eifrig strickend, die Aufsicht über ihre spielenden Geschwister zu führen. Gestern kam eine andere, die erste flog ihr entgegen und drückte sie an die Brust, ich glaubte ihr freudiges Jubeln zu hören. Beide mischten sich nun in die Spiele der Kinder. Ich blickte mit Sehnsucht hinab; seit ich vornehm bin, ist der Anblick solcher Heiterkeit mir fremd geworden.

Wahrlich, die Etikette, die uns hier oben umgiebt, ist eine Art von Gefangenschaft. Schon lange wünschte ich mir einmal den gewundenen Fußsteig zu gehen, den man aus meinem Fenster in den Wald verschwinden sieht. Vergebens! Nur im Wagen darf ich meine Ausflüge machen. Bin ich denn noch dieselbe, die mit dem Regenschirm der Tante den Weidendamm hinauf ging?

Den 5. Juli 1819.

Ein Brief von ihm! Ein Brief von Lindau. Ach, was ist im fernen Lande eine Erscheinung aus der Heimath! So muß es dem Schweizer sein, wenn die Töne aus den Alpen sein Ohr treffen.

Die Tante ist gestorben. Lindau meldet es mir, und Pastors erbieten sich, ihren geringen Nachlaß hieher zu schicken, der, da sie ganz ohne Erben ist, ihrer vorigen Herrschaft am ersten zusteht. Die Großmama hat alles, das baare Geld ausgenommen, meinem Kammermädchen geschenkt. Nur ein Andenken will ich mir aussuchen.

Man tadelt hier die Thränen, die ich ihr weihe. Gleichviel, — Lindau hat sie vorausgesehen, er kennt mich besser, als sie alle. Sie war die Erzieherin meiner hülflosen Kindheit, ihr danke ich den Unterricht, der meinen Geist erhellte, und mein Herz zu seinem Urquell leitete. Sie war wohl strenge, — aber sie liebte mich doch. — Am Morgen hatte die Pastorin sie noch gesehen, Abends nach eilf Uhr fand man sie todt in einem Kabinet neben der großen Unterstube, die der Onkel sonst bewohnt hat. Niemand hat ihren letzten Kampf gesehen. Lindau schreibt mir so tröstlich darüber, er ahnet jede Bewegung meiner Seele. Es giebt eine Harmonie der Geister, die keine Ferne unterbrechen kann.

Der Brief füllt nur wenige kleine Blätter, aber wie viel giebt er mir zu denken. Welche Wärme des Gefühls! Welcher Gehalt ist in diesen Worten! Ich lese ihn wieder, und finde immer etwas das mir noch neu ist. O, das Herz, das solche Gedanken eingiebt, ist reicher

als irgend eins. Von sich selbst sagt er wenig. Aber eine stille Ahnung sagt mir, daß er auch nicht glücklich ist.

Den 28. August 1819.

Der Nachlaß der armen alten Frau, die ich noch immer meine Tante nenne, ist angekommen. Ein Verzeichniß des Gerichtshalters, der sogleich versiegelt hat, liegt dabei. Geld hat sich nicht gefunden, obgleich die Gräfin versichert, ihr etwas ansehnliches für meine Erziehung gegeben zu haben. Vielleicht hatte sie drückende Schulden, und dann war ihre ängstliche Sparsamkeit natürlich, über die ich so oft im Uebermuthe der Jugend spottete. Mein Kammermädchen ist jetzt eine reiche Partie.

Meine Kleider sind auch mitgekommen. Ich habe befohlen, sie armen Kindern zu schenken. Gott segne die, die sie empfangen, mit allem Frohsinn, mit welchem ich sie trug.

Einen einfachen Ring habe ich behalten, den ich oft bei der Tante sah. Ich will ihn neben den kostbarsten an meiner Hand tragen.

Den 1. Juli 1820.

„Selbst der Reue Bitterkeiten
Und des Glückes Unbestand,
Alles soll mich hingeleiten
In das ferne fremde Land.‘

Ja auch das Ende meiner Jugendgeschichte sollt ihr mir bewahren, treue Zeugen vergangener Tage. Noch einmal kehre ich zu euch zurück.

Die Worte, mit denen ich jenesmal endete, waren kaum niedergeschrieben, als man ein Mädchen meldete, die mich allein sprechen wollte. Ich schob das Blatt bei Seite und erwartete ihren Eintritt. Es war eine junge Person, die noch vor kurzem bei Victoiren diente, und von ihr, eines unbedeutenden Vergehens wegen, entlassen ward. Ihre niedere Seele gab ihr die Rache ein, die Geheimnisse ihrer Herrschaft zu verrathen. Ich erfuhr: daß Arthur Victoiren geliebt hatte, daß sie ihm anzugehören hoffte, ehe ich erschien, und im Stillen unendlich litte, als er sich zu mir wandte! Ich erfuhr ein Gewebe von grausamer Falschheit, das mein Herz zerriß. — Arthur konnte lieben und vergessen, wie es der Vortheil gebot. Jetzt erkannte ich sein kaltes Herz. Nicht mit Schmerz hatte er sich von der ersten Neigung losgerissen, nicht durch grausame Nothwendigkeit gezwungen gab er sie auf. Während sie langsam verging, war Ruhe und Heiterkeit in seiner Brust. Und diesem Manne sollte ich angehören?

Ich überließ mich dem bittersten Schmerze, ohne der fremden Zeugin zu gedenken. Noch waren Verrath und Untreue mir nicht genaht, wie ein verzehrendes Gift ergriffen sie meine Seele. Was ich einst in süßer Ahnung Liebe nannte, hatte ich nie für Arthur gefühlt, aber ich glaubte an sein Gefühl für mich, traute seinen Liebesschwüren mit kindlicher Zuversicht, und gab ihm willig

meine Zukunft mit allen ihren Hoffnungen hin. Das weibliche Leben kennt kein größeres Opfer, nur redliche Liebe kann es vergelten.

Es war Abend, ich blieb unter dem Vorwande der Unpäßlichkeit auf meinem Zimmer, und meine Thränen flossen ungestillt. Erst spät in der Nacht gab der Entschluß mir Ruhe, meiner Großmutter alles zu entdecken, und um Lösung eines Bandes zu bitten, das mich nicht mehr beglücken konnte.

Zitternd erwartete ich die späte Stunde, wo ich vor ihr erscheinen durfte. Sie war bei der Toilette, ich mußte mich zu ihr setzen, und dem langsamen Bau ihres Kopfputzes zusehen. Sie bemerkte meine verweinten Augen, ihre strengen Blicke fragten, was mir fehle, aber die Gegenwart ihrer Kammerfrau band meine Zunge. Endlich war alles vollendet, die Dienerin übergab ihrer Herrschaft das Schminknäpfchen und ging.

Ich begann mit bebender Stimme. Aber ich hatte mir selbst gelobt, Vertrauen zu fassen, meine Brust war so voll. Thränen begleiteten jedes Wort. Die Gräfin schminkte indessen sehr ruhig ihre Wange, und warf keinen Blick auf mich. „Hab' ich zu viel Roth, Antonie?" unterbrach sie mich mitten in meiner Rede. — Ich stockte. Auf diese Frage vermochte ich nicht zu antworten, meine Augen waren vom Weinen bewölkt.

„Du bist ein Kind," sagte sie, die letzten Blicke in den Spiegel werfend. „Leider hast Du in Deinem Charakter die ganze Aehnlichkeit mit Deiner Mutter, die Dir im Aeußern fehlt. Romanhaft genug, sich mit ei-

nem Manne zu verbinden, der so tief unter ihr stand, hatte sie eben so schwärmerische Ansichten von Liebe und Ehe, als Du jetzt aussprichst. Ich weiß von der Intrigue zwischen dem Baron und Victoiren, auch würde er sie geheirathet haben, hätte er ein unabhängiges Vermögen besessen. Jetzt kann davon die Rede nicht mehr sein. Eure Verbindung bleibt geschlossen. Ich hoffe nicht, daß Du eifersüchtig bist, Du weißt, wie ich über solche Leidenschaften denke.“

Eifersüchtig? Nein, diese Regung war nicht in meine Seele gekommen, ich hätte so gern Victoiren glücklich gesehen. — „Und was soll die Unglückliche fühlen,“ sagte ich, „wenn man sie verdammt, mich zum Altar zu begleiten?“

„Du nimmst alles tragisch,“ war die Antwort. „Victoire hat zu viel Welt, um sich nicht in die Umstände zu fügen. Sie weiß, daß Familienverhältnisse in großen Häusern die Partien machen oder trennen. Ist es aber dies, was Dich beunruhigt, so will ich Deine Hochzeit bis nächsten Winter aufschieben, den sie in B—n zuzubringen denkt. Aber bei meinem äußersten Unwillen gebiete ich Dir, Deine romantischen Grillen weder Victoiren noch Deinem Verlobten zu äußern.“ Ich verbeugte mich schweigend und ging. Eine Empfindung von Ruhe war durch die Bewilligung des Aufschubes in mein Herz gekommen. Die überraschenden Vorfälle in meinem Jugendleben hatten mich gewöhnt, viel von der Zukunft zu hoffen, ich glaubte noch frei zu werden. Aber wer lehrte mich, Arthurs süßen Worten zuzuhören, ohne mein

Gefühl zu verrathen, wer — Victoirens blassem Gesichte zu begegnen, ohne ihr um den Hals zu fallen, ohne ihr zu sagen, daß ich ihr Glück nicht stören wollte.

Einer der nächsten Abende war zu einer Landpartie bestimmt. In einem Wäldchen, das mit anmuthigen Wiesen wechselt, fanden wir uns zusammen. Ein großes Zelt nahm uns auf, in einem zweiten hatten die Köche ihre Wirthschaft eingerichtet, hier flammte gastliches Feuer, und die arbeitende Gruppe gab die Idee eines freien wandernden Lebens, die in der schönen Jahreszeit so angenehm erscheint. Die Hitze des Tages war vorüber, der Vollmond stieg roth hinter den Bäumen auf. Aus dem dichten Gebüsch ließ sich ungesehen ein Musikchor hören. Meine Seele gab sich dem Zauber so vieler Genüsse hin, ich ging einsam tiefer in die dunkelnden Hallen des Waldes, und war ziemlich weit von dem Platze abgekommen, wo die Uebrigen bei'm Thee saßen, als ich plötzlich Arthurs Vater an meiner Seite sah.

„Man schickt mich, Sie zu suchen," sagte er, „und ich ergreife die Gelegenheit, ein Wort im geheim mit Ihnen zu sprechen. Gönnen Sie mir einen Moment Ihr Ohr." Es war etwas in seiner Stimme, das mich schreckte, ich blickte auf, und sah sein immer glattes unbewegtes Gesicht von den heftigsten Gefühlen beseelt. — „Sie haben meines Sohnes frühere Liebe entdeckt, Fräulein Antonie," fuhr er fort, „und sind davon beleidigt. Ich will nicht mit Ihnen über Begriffe streiten, die Ihre Erziehung Ihnen aneignete, die Schule des Lebens nimmt es gewöhnlich über sich, uns über die

Illusion des Herzens zu enttäuschen. Sie haben Aufschub der Hochzeit erlangt, ja Sie hoffen vielleicht ihn zu benutzen, um sich ganz frei zu machen. Ehe Sie einen solchen Plan billigen, muß ich mein Geschick an Ihr Herz legen, handeln Sie dann nach ihrem Gewissen."

„Bis zu dem Augenblicke, der Ihre Geburt enthüllte, war ich Erbe des unermeßlichen Vermögens, das nun Ihnen gehören wird. Das Testament Ihrer Großmutter sichert Ihnen alles zu. Nur Ihre Heirath mit Arthur kann mich von dem Verderben retten, in welches mich das Spiel gestürzt hat. Meine Gläubiger zögern nur, mich der Schande preis zu geben, weil sie wissen, mein Sohn werde sie befriedigen. Ich habe das Leben lange schon nicht mehr geliebt, ich kenne es zu genau. Wie ein Rad dreht sich die Zeit, immer kehrt dasselbe wieder, und sein ewiges Einerlei ermüdet bis zur peinlichsten Anstrengung. Das Spiel erregt mich noch; in der Spannung, die es mir giebt, ist Leben. Alles übrige treibe ich, wie der Schauspieler eine zehnmal gespielte Rolle ausführt. Es wird mich nichts kosten, den Schauplatz zu verlassen. Sollten Sie Ihre Großmutter bewegen, die Verbindung zu zerreißen und uns zu Grunde zu richten, so mögen Sie dann auf jede Folge gefaßt sein."

Schaudernd hörte ich ihm zu, ich wollte die Empörung meines Gefühls aussprechen, aber er unterbrach mich, jede Antwort kalt ablehnend. „Darf ich Sie zurückführen," sagte er, „man erwartet uns." Wir gingen schweigend neben einander. Die sanften Töne der Musik schallten bis zu uns, der Contrast, den sie mit

meinen Empfindungen bildeten, that mir sehr weh. — Unglücklich, ohne Hoffnung, saß ich den Rest des Abends im fröhlichen Kreise, vertieft in mein trübes Sinnen, während der Baron, der mich kurz vorher in die grausende Tiefe seines Herzens blicken ließ, den gewöhnlichen Ton sogleich wiederfand, und die Seele der Gesellschaft war.

Tage und Wochen vergingen, ich lebte in den ehemaligen Verhältnissen, aber mit welchem Herzen! Wie todt, wie unschmackhaft war alles, was ich sonst Freude nannte. Die Täuschung war zerstört, ich sah jetzt trübe, was früher im glänzenden Lichte vor mir stand. Die Außenwelt mit allen ihren Schätzen vermag nichts über ein schmerzlich bewegtes Gemüth. Gebt ihm den Erdball zum Eigenthum, es fühlt nur seinen Kummer. Von Glanz und Hoheit verklärt, im Schooße des Reichthums, im Taumel theurer Freuden, kannte ich nur einen Trost: Lindau's Brief. Dies arme Blättchen war mein köstlichster Besitz. Das Herz, das keines Truges fähig war, hatte heilige Gefühle des Glaubens und der Hoffnung darin niedergelegt, die mich jetzt über mein Schicksal erhoben.

„Gnädiges Fräulein,“ sagte mein Mädchen eines Morgens, „unter den Sachen, welche die gnädige Gräfin mir schenkten, hat sich dies Papier gefunden, es ist versiegelt und trägt die Aufschrift: ‚Heute über's Jahr zu eröffnen.‘“ Sie hielt mir das Blatt entgegen, es war dasselbe, das wir jenesmal vereinigt schrieben. Mein Herz klopfte, ich hieß das Mädchen gehen, und öffnete

zitternd das Siegel. Die Geister meiner Freunde schienen mich zu umschweben, indem ich las:

‚Vom Glücke habe ich nichts zu bitten‘ — hatte der Pastor geschrieben — ‚Gott erhalte mir das Häuflein, das er mir anvertraute, und lasse uns Eltern über's Jahr noch Hand in Hand stehen!‘ —

‚Weil es denn gewünscht sein soll,‘ stand von der Hand der Mutter darunter — ‚so möchte ich vor allem, daß die Herrschaft uns ein neues Haus baute. Die Kinder werden doch groß und der Platz ist enge, auch verfällt der alte Bau immer mehr. Unserm Baumgarten will ich funfzig Ellen von des Nachbars Felde hinzuwünschen, der es gern verkaufen würde. Das ist ein Wunsch, den ich lange im Stillen hege. Will das künftige Jahr ihn erfüllen, so lade ich die Freunde am Schlusse unter das neue Dach ein.‘ —

Meine Augen suchten Lindau's Zeilen, ich fand folgendes:

‚Nur ein Hüttchen still und ländlich,
Nur ein kleiner eigner Heerd,
Und ein Freund, bewährt und weise,
Freiheit, Heiterkeit und Ruh';
Ach und sie, das wünsch' ich leise,
Zur Gefährtin *sie* dazu.‘

Mein eigner kindischer Wunsch stand dicht darunter; ach! mit welchem Gefühl las ich ihn jetzt:

‚Ich möchte eine Reise machen, o wie unendlich würde mich das beglücken. Etwa in die Schweiz, oder an den Rhein, in die wundervollen Gegenden, von denen wir

jetzt lasen. Dann möcht' ich auch wohl einmal die Freuden der Jugend genießen, die nie in diese Einsamkeit dringen. Wenn ich zuweilen tanzen könnte, in einem stattlichen Wagen, hübsch gekleidet, zum Ball führe, oder mit dem schönsten Maskenanzug mich durch die Menge bunter Gestalten drängte, wenn ich an langen Winterabenden meinen Platz im Theater hätte. Das wäre ein Leben! Aber dazu bedürfte es wohl einer reichen Erbschaft, oder eines Lotterieloofes, das viel gewönne. Nun also liebes Glück, willst du mir künftiges Jahr das geben? Da möchte wohl weit und breit Niemand so glücklich sein, als die fröhliche Antonie.'

Das Blatt entsank meiner bebenden Hand, meine Augen verdunkelten sich. O leichtsinniges, unbeständiges Menschenherz, bedarf es mehr, um dich unglücklich zu machen, als das die Laune des Zufalls deine thörichten Wünsche erfüllt?

An einem stürmischen Herbstabende saß ich mit Victoiren allein in meinem Zimmer. Unsere Unterhaltung stockte, wie es oft der Fall war, und während ich aus einem Toilettenkästchen vor mir etwas nöthiges für meine Arbeit suchte, wühlte Victoire unter meinem Schmuck umher, jedes Stück von neuem musternd. Sie ließ die Perlen langsam durch die Finger laufen, probirte die Ringe, und verdammte eben die unmodische Fassung an dem Bilde der Gräfin Antonie, als etwas Neues ihr in die Augen fiel, und in der Hast, mit der sie es ergreifen wollte, das Medaillon auf den Boden glitt. Das Glas war zersprungen, ich legte es sorgsam bei

Seite, und verbarg mit Mühe einen kleinen Unwillen. Das Bild meiner nie gekannten Muttter war mir so werth.

Erst als ich allein war, untersuchte ich den Schaden genau. Das Gemälde hatte nichts gelitten. Aber guter Gott! Kein Zufall gab es in Victoirens spielende Hand. Der Fall hatte eine verborgene Feder geöffnet, das Medaillon that sich auf, ein männlich schönes Gesicht, in dem ich damals meinen Vater zu sehen glaubte, lächelte mich wehmüthig an, und ein zusammengelegtes Papierstreifchen fiel auf meinen Schooß. Eine zierliche Frauenhand hatte folgende Worte darauf geschrieben:

‚Gestern, den 2. Juni, starb mein Pflegetöchterchen, Marie Antonie, zwei Jahr alt. Das blonde Löckchen, das ich beilege, ist des Kindes Haar. Ich beweine es, als wäre mein eignes Kind, auch eine Antonie, gestorben. Arme unbekannte Aeltern, wenn sie dies Blättchen sehen, so nehmen Sie den Trost daraus, daß Ihr Kind mütterlich geliebt und gepflegt ward. Mein Bruder wird Ihren Aufenthalt wissen, wenn Sie noch leben, und dies Pfand in Ihre Hände bringen.‘ — —

Welch' eine Entdeckung! Die lange Nacht reichte nicht hin, über sie nachzudenken. Kein Schlaf kam in meine Augen. War die Tante betrogen, oder hatte sie absichtlich getäuscht? Was wurde nun mein Loos? Der Traum der Hoheit und des Reichthums zerfloß in Nebel, aber Natur und Freiheit öffneten mir liebevoll die Arme. Eine Reihe seelenlos verschwärmter Tage war an mir vorübergezogen, wie Bilder in der magischen Laterne sich

drängend folgen, ohne einen Eindruck zu hinterlassen, der es werth gewesen wäre für die arme Zeit des Alters aufbewahrt zu werden, ohne ein Gefühl, dem das Herz Veredlung, der Geist höhere Bildung dankt. Ich kannte nun den Gehalt des einst gewünschten Glücks, und gab es fast ohne Kampf hin. O, diese stille Nacht ernster Selbstprüfung, heiligen Gebeten geweiht, ich kann ihre mannigfachen Empfindungen nicht aussprechen. War ein bitteres darunter, floß noch eine Thräne den Flittern, die von mir abfielen, verzagte ich an meinem künftigen Geschick, so vergieb mir Gott. Deine Vaterhand war es ja, die mich führte.

Am Morgen erfuhr die Gräfin von mir, daß ich nicht ihre Enkelin war. Sie schien den Muth zu bewundern, mit dem ich ein Geheimniß bekannte, das außer mir Niemand ahnete. Ist denn einfaches Rechtthun so selten, und wiegt Rang und Glück Seelenruhe auf? Sie sprach sehr hart und bitter von der verstorbenen Tante, erlaubte mir aber in das einsame Waldschloß zurückzukehren, und beschenkte mich mit allem, was ich ihrer verschwenderischen Güte dankte. Ich nahm nur das an, was zu meiner nunmehrigen Lage paßte, den reichen köstlichen Schmuck, der mir nur als Tochter des Hauses ward, gab ich zurück. Eine kleine Pension, die auch die Tante bezogen hatte, sicherte mich vor Sorgen. — Der Abschied ward mir nicht schwer. Ich schied hier nur von Sachen und Verhältnissen, die Menschen hatten mir nie angehört. Arthur war eine Stunde nach der Entdeckung verreis't, man sagte mir: ,er wisse sein

Unglück noch nicht.‘ Ich dankte ihm seine Entfernung und schwieg. Nur Victoire weinte eine Thräne an meinem Halse, nach ihren Begriffen war ich jetzt namenlos unglücklich.

Meine Reise war weit, aber ohne alle Ereignisse. Als ich das Dorf in der Ferne erblickte, lehnte ich mich weit aus dem Wagen, und begrüßte jede bekannte Stelle. Jetzt erschien das Pfarrhaus unter seinen Bäumen. Es war neu aufgeführt, glänzend weiß sah es zwischen dem Grün hervor. Blitzschnell rollte der Wagen vorüber. Da stand ich nun wieder auf der Schwelle, über die ich so oft in sorgloser Freude hüpfte. Ich trat in's Haus, und ließ mir von der Frau, die jetzt hier wohnte, mein ehemaliges Zimmer öffnen. Gerührt, erschüttert, sah ich mich unter den alten Umgebungen.

„Wie geht es im Pfarrhause?“ fragte ich die alte Frau. „Der Pastor ist todt,“ sagte sie, „und schon ein anderer an seiner Stelle.“ — Ich stand wie vernichtet. — Alle Freuden, auf die ich gehofft hatte, waren nun dahin. Ich hieß die Alte gehen, und weinte recht herzlich um den Freund meiner Kindheit.

Es war schon ganz dunkel, als Jemand an meine Thür klopfte. Ich öffnete, da stand die Pastorin in tiefer Trauer. Wir lagen einander sprachlos in den Armen, unsere Thränen vermischten sich. Ach, und mitten in diesem Schmerz war mir doch so wohl in den Armen der treuen Freundin. Ich erzählte ihr alles, ich konnte einmal mein volles Herz an einem andern Herzen er-

leichtern. Ach, sie hatte mir viel zu sagen, und wie gern hörte ich ihr zu.

Lindau war an seines Freundes Sterbebette gewesen, er hatte die schweren Sorgen des Sterbenden gesehen, und ihm das heilige Versprechen gegeben, den Seinen Schützer und Versorger zu sein. Nach dem Tode des Pastors bewarb er sich sogleich um die Stelle. Er kannte keine nähere Aussicht, die Wittwe und sechs Kinder zu erhalten, als diese. Ihnen opferte er mit edler Uneigennützigkeit eine Laufbahn, die seinem Geist und seiner Gelehrsamkeit mehr zusagte, und schloß sich auf immer in dies Walddorf ein, um eine selbst übernommene Pflicht zu erfüllen. Er hatte der Pastorin erklärt, daß er nie heirathen würde, und ihre Kinder als seine Geschwister, sie als Mutter lieben wolle. Seit einigen Wochen hatte er das Amt angetreten. Sie sprach von ihm, wie man von Wesen höherer Art spricht, und jedes ihrer Worte klang süß und schmerzlich in meiner Seele nach.

Ich sah ihn wieder! sah ihn unter den Seinen und an heiliger Stätte. Der Winter kam, der letzte Tag im Jahre fand uns beisammen, aber keins erwähnte jener Schrift. Der Winter schwand, und jeder Tag nährte meine stille, innige Liebe. Ja, ich liebte ihn, und sein treues Auge hatte mir längst gesagt, daß mir sein Herz gehörte. Unter dem Sternenhimmel, nur in der Gegenwart des Allgütigen, wechselten wir unser Gelübde. „Hast Du Muth," sagte er, „das Leben der Entsagung mit mir zu theilen, das meine Pflicht heischt? Kannst Du genügsam mit wenigem Dein Glück in der Liebe

und Treue des Mannes finden, der Dich unwandelbar geliebt hat?"

„Ich kenne kein anderes!" antwortete ich kaum vernehmlich, meine strömenden Augen suchten die glänzenden Boten einer ewigen Liebe, um sie zu Zeugen des heiligsten Schwurs zu nehmen.

Unvergeßlicher Frühlingsabend, nie werde ich deiner gedenken, ohne Gott gerührt für so viel Glück zu danken. Jahre werden vergehen, diese ersten Wonnegefühle, mit denen mich jetzt alles erfüllt, werden nach und nach einem ruhigeren Herzensschlag weichen, aber immer wird uns die Harmonie unserer Seele beglücken, die allein der innigsten Verbindung Segen ist. In Leid und Freude, in Krankheit und Gefahr wird sie uns trösten, und noch unser spätes Alter mit der Erinnerung einer schönen Vergangenheit schmücken. —

— Kurz vor meiner Hochzeit starb die alte Gräfin, und Arthurs Vater war ihr Erbe. Er schrieb mir sehr höflich, zeigte mir die Verbindung seines Sohnes mit Victoiren an, und äußerte mit vielen Umschweifen, daß es ihm leid thue, mir die Wohnung im Schlosse nicht länger vergönnen zu können, weil er den entlegenen Besitz zu verkaufen denke. Zugleich bat er mich, in einigen alten Wandschränken nach Familienpapieren zu suchen, die man dort vermuthe, und die dem künftigen Besitzer ganz werthlos scheinen würden. Ich las den Brief mit Lindau, wir freuten uns herzlich über Victoirens und Arthurs Glück, und begannen gemeinsam, in traulichem

Kosen, die Durchsuchung der Schränke, die überall an den alten Wänden hinliefen.

„In dem Kabinet an des Onkels Wohnstube,“ sagte ich, „sah ich als Kind zuweilen ein Schränkchen in der Wand öffnen, dies ist noch übrig.“

Lindau schüttelte den Kopf. „Das Kabinet,“ erwiederte er, „sei ihm seit dem Tode der Tante sehr gegenwärtig, dort sei kein Schrank.“

Wir betraten die finstre gewölbte Stube schweigend, in trüben Gedanken an jenen traurigen Vorfall. Das Kabinet war noch düsterer. Ich tappte an den Wänden hin, wo mir meine Erinnerung den Onkel vor dem geöffneten Schrank zeigte. „Hier,“ sagte ich, „ist blos Tapete, keine Mauer.“

Lindau trat herzu, der Riegel fand sich, die Thür sprang auf. Nur die Dunkelheit, kein Geheimniß hatte sie bewahrt, keine Papiere, aber ein ziemlich schwerer Leinenbeutel. Erstaunt sahen wir uns an. Wir traten hinaus an das umgitterte Fenster, ein Blatt auf dem Beutel enthielt die Worte von der zitternden Hand der Tante:

‚Zehntausend Thaler im Golde, mein Ersparniß seit langer Zeit, und das ansehnliche Geschenk der Gräfin. Da Antonie anderweitig versorgt ist, so soll die Hauptkirche in St.., meiner Vaterstadt, das Geld haben, und dafür alljährlich an meinem Todestage eine Predigt gehalten werden, worin gesagt wird, daß ich mein Vermögen dem Gotteshause geschenkt habe. Und das soll sein bis auf ewige Zeiten.‘

‚Sollte jedoch durch einen Zufall, dessen Möglichkeit mir allein bewußt ist, Antonie aus ihrem glänzenden Stande in die Dunkelheit zurückkehren, so ist das Geld ihr Eigenthum. Deswegen mag die anderweitige Anwendung sechs Jahre anstehen; es sei denn, daß Antonie früher Erbin der gräflichen Güter werde, wo die 10,000 Thaler sogleich an die Kirche abgeliefert werden sollen.‘

‚Vor meinem Tode will ich dem Herrn Pastor alles entdecken, und ernenne ihn zum Vollstrecker dieses meines letzten Willens.‘ —

— „Liebling des Glücks,“ sagte Lindau, und schloß mich in seine Arme, „zum zweiten Male bietet es Dir seine Gaben. Aber diesesmal macht es uns reich und glücklich, ohne uns aus unserm Kreise zu heben, oder durch Ueberfluß unsere Freude zu tödten. Wohl uns, alle Sorgen für die Zukunft sind nun gestillt, und statt der preisenden Predigt sollen unsere Waisen den Namen Deiner Tante nennen, und Thränen des Danks auf ihr Grab streuen.“

Die Kette.

„Mir träumte von zwei himmlisch schönen Stunden!"

Schiller.

Der kleine Hof der verwittweten Fürstin von Z** hielt sich in einem Lustschlosse auf, das alle Reize der Natur vereinigte, und zugleich durch mehrere Nachbarstädtchen vor Vereinzelung geschützt war. Die Fürstin selbst, immer kränkelnd, aber immer voll Lebenslust, lebte hier mit einigen Damen so angenehm, so frei von beschränkender Etikette, daß sie nur ungern einige Wintermonate in der Residenz zubrachte, und von der Zeit, wenn die ersten Lerchen wirbelten, bis zum Herbst, wo die Felder, von ihrem Reichthum leer, der Schauplatz lärmender Jagdlust wurden, konnte sie nichts aus ihrem ländlichen Aufenthalt verlocken. Ihre Damen, fast alle im vorgerückten Alter, festgewachsen auf der Stelle, an welcher sie standen und wirkten, fühlten wie sie; nur Eine von ihnen dachte seufzend an die Residenz, und konnte ihre Freuden nicht über den Anblick der bergigen Landschaft, der strömenden Bäche, der malerischen Gebüsche vergessen. Sie war in dem reizenden Alter, dessen wir alle gern gedenken, wo Frost und Hitze, Regen oder Schnee den innern

Sonnenschein nicht zu verdunkeln vermögen, wo der Winter eben so willkommen erscheint, als der Lenz, wo der Kronleuchter eines hellen Ballsaals den prächtigsten Mondscheinabend aufwiegt, und das trauliche Geschwätz der Gespielinnen dem warmen jungen Herzen durch ein einsames Paradies nicht ersetzt wird.

Therese von Warten war seit ihrem sechsten Jahre vater- und mutterlos. Die Fürstin hatte sie von dieser Zeit erzogen, oder vielmehr an ihrem Hofe aufwachsen lassen, ohne eine tiefere Beachtung ihrer Zukunft mit dieser Wohlthat zu verbinden. Therese erhielt Lehrer in allem, was ein Mädchen bedarf, um in der Welt zu gelten; sie tanzte wie eine Grazie, sie sang mit Geschmack und großer Fertigkeit, sie sprach französisch und las gut vor, spielte alle Spiele, kleidete sich auf's vortheilhafteste. Alle diese Geschicklichkeiten hatte sie leicht erworben, sie trieb sie mit Vergnügen; aber sie trieb nur, was ihr Lust machte. Die Fürstin hatte mit dem Kinde gespielt, wie mit einem anmuthigen Spielwerke. Die Jungfrau, die in der Fülle der Reize aufwuchs, machte die Zierde ihres kleinen Hofstaats; in diesem Sinne liebte sie Theresen. Wenn das junge Mädchen ihr und den ältern Damen Abends beim Spiel Gesellschaft leistete, oder aus einem französischen Romane vorlas, wenn sie bei Spaziergängen munter wie ein Schmetterling voll hübscher Einfälle um sie her gaukelte, und täglich eine Stunde anwandte, den Fond der fürstlichen Tapisserie-Arbeit auszufüllen, so waren ihre Pflichten erschöpft; Niemand achte daran, daß es noch andere geben könne, Niemand

lenkte ihren Sinn auf den Ernst des Lebens. Aus dem elterlichen Hause war ihr eine alte Dienerin gefolgt, die sie bei der Geburt zuerst in ihre Arme empfangen hatte. Diese Frau fühlte die Zärtlichkeit einer Mutter für Theresen, gemischt mit der ehrerbietigen Achtung gegen den letzten Zweig eines alten, verarmten Geschlechts; sie würde es für Sünde gehalten haben, ihr etwas zu sagen, ihr nur zu widersprechen. Bei dem ungebeugtesten Willen ertrug Therese indessen mit immer gleicher Geschmeidigkeit die Launen der Fürstin, weil sie es natürlich fand, Launen zu haben, weil sie dasselbe für sich forderte; sie war niemals hart oder eigensinnig, denn sie kannte den Widerstand nicht, der dazu reizt. Wie sie athmete, unbewußt, daß sie es that, so folgte sie ihren Regungen, und wies jede Aufforderung zum Gegentheil ganz ruhig von sich ab. — „Es macht mir aber Spaß," sagte sie freundlich, wenn die alte Christine schüchtern etwas tadelte, und sogleich bot diese selbst die Hand zur Vollendung des Einfalls. So kannte Theresens Jugend neben vielfachen Genüssen nur einen Feind, die Langeweile, die fortwährend bekämpft ward und ihrer Kriegslist fast immer wich. Leichten, heitern Sinnes, wohlwollend gegen alles, was sie umgab, war sie jetzt im sechszehnten Jahre eine beglückende Erscheinung für Jeden, der ihr nahte, ein Bild des Lebensmai's, das selige Erinnerungen in jeder Brust weckte.

Eben um diese Zeit sammelte der ausbrechende Krieg eine Truppenabtheilung in der Nähe des fürstlichen Schlosses, die im großen Halbkreis um dasselbe Quar-

tier nahm. Man sprach von einem Ueberfalle des Feindes, und die Fürstin ward dringend nach der Residenz eingeladen, um der Gefahr auszuweichen. Aber sie befand sich so unwohl, daß der günstige Zeitpunkt verstrich, und späterhin mußte man mehr von der Reise als im Schlosse fürchten. So blieb sie also, um so mehr, da ihr Haus den Führer der Truppen, den alten Prinzen S** beherbergen sollte, der jeden Augenblick erwartet wurde. Niemals hatte die Fürstin einen Anlaß zu prachtvoller Festlichkeit entschlüpfen lassen, ohne ihr ausgezeichnetes Talent zur Anordnung feiner Ergötzlichkeiten anzuwenden; sie dachte auch jetzt, mitten in den Besorgnissen, die sie umgaben, und von körperlichen Leiden ergriffen, mit lebhaftem Vergnügen an eine Ueberraschung für den Prinze. Da er lange in der Schweiz gelebt hatte und dies Land vor allen liebte, so sollte Therese in der reizenden Tracht eines schweizerischen Landmädchens vor ihm erscheinen, und in einigen poetischen Worten ihn in dem Thal willkommen heißen, das von manchem Reisenden einer Schweizerlandschaft verglichen ward. Die Bilder der reichen Gallerie, die Schneider und Kammerfrauen wurden alsbald zu Rathe gezogen, die Garderobe der Fürstin, die ansehnlichen Vorräthe von Stoffen aller Art, gaben das beste her, und Theresens Herz schlug voll Erwartung, indem sie sorgsam Rede und Stellung versuchte.

Ein großer Saal mit weiten Flügelthüren, die einen geräumigen Balkon öffneten, war zum Schauplatz des Festes bestimmt. Man übersah von hier aus die malerische Gegend, wie sie nach dem Abschied des Tages der

Vollmond mit blassem Lichte versilberte. Alles lag in einer Verklärung vor dem schauenden Blick, die das volle Sonnenlicht niemals so schön darüber ausgegossen hatte. Der Saal, dessen lichte Wände dichte Kränze bekleideten, war eben so mondscheinartig erleuchtet; ein sanftes Licht, gleich entfernt von blendendem Glanz, als von unerfreulicher Dunkelheit, schwamm zauberisch um alle Gegenstände. Der Duft der Blumen und der herrlichen Orangerie drang durch die offene Thür, von den Flügeln leichter Abendwinde getragen. Als der Prinz eintrat, empfing ihn die Fürstin im reichsten Putz, an der Spitze einer zahlreichen Gesellschaft und aller ihrer Damen. Man ahnete in diesem Augenblicke nicht, daß die geschmückte lächelnde Frau noch vor wenig Stunden blaß und leidend auf dem Sopha geruht hatte, so sehr war jede Spur der Schwäche durch Kunst und Geistesübermacht verwischt. Sie führte ihren Gast zu dem Sitz, welcher die Aussicht in's Freie am vortheilhaftesten gewährte; die Musik erstarb in leiseren Tönen, aber sie begleitete immer das Gespräch, das die Fürstin ungezwungen auf die umgebende Landschaft und ihre Aehnlichkeit mit den erhabeneren Schweizergegenden zu lenken wußte. — Plötzlich öffnete sich ein Vorhang, dem Sitze des Prinzen gegenüber; bei blendendem, künstlich geordnetem Lichte erscheint Therese wie in einem Rahmen von niederhangenden Blumengewinden eingeschlossen, das holdeste Bild, das die Phantasie träumen mag. Einen Augenblick steht sie still, unbeweglich, die freundlichen glänzenden Augen etwas gesenkt, dann aber schreitet sie

sittsam vor und spricht ohne Verlegenheit mit ihrer lieblichen Stimme einige sehr schöne Zeilen voll feiner Schmeichelei zu dem erstaunten Prinzen. Als sie geendet sind, wendet er sich, zuerst der Fürstin zu danken, aber unter diesen wenigen Worten, die jene absichtlich ausspann, ist Therese verschwunden, der dämmernde Saal wie durch Zauberwort hell erleuchtet, und der reizende Traum verronnen.

Während man im Saale bis zur Tafel bei'm Spiele saß, verloren sich die Zuschauer, deren eine große Zahl in den offenen Vorzimmern gegenwärtig gewesen war, in den weitläufigen Schloßgärten; auch Therese ließ sich schnell von Christinen entkleiden, warf einen Oberrock über und wollte noch einen Gang durch die lange Buchenallee machen, ehe sie sich zur Tafel putzte. Christine hatte einige Zweifel, doch ihre junge Herrin schien dadurch nur fester in ihrem Vorsatz zu werden. „Es ist noch kaum Dämmerung draußen," sagte sie, „ich bin den ganzen Tag nicht in's Freie gekommen. Du weißt selbst, wie nöthig mir das ist, und Zeit haben wir vollauf. Wer kann wissen, wie lange ich Toilette mache? sie spielen Alle, ich werde nicht vermißt. Ganz schnell laufe ich ein paar Mal auf und ab, und ganz schnell werfe ich mich in den Staat. Du sollst gar keine Noth mit mir haben, liebe Christine, ich will ohnedies sehr einfach erscheinen. Mag mich die jüngste Fräulein Hofdame immer überstrahlen, sie sieht heute aus, wie der Kranz, den die Zimmerleute auf das fertige Haus tragen, so reichlich wehen Schleifen und Bänder um sie her."

Mit leichtem Schritt hüpfte Therese bei diesen Wor-

ten aus dem Zimmer, die breite Treppe hinab in den Garten. Aber die bedungene Zeit verstrich dreimal, ohne daß die wartende Christine sie zurückkehren sah; die Fürstin schickte nach ihr, die Dämmerung ward zur Dunkelheit. Endlich trat sie hastig ein, blickte überrascht nach der Uhr, und kleidete sich in so kurzer Zeit, mit so großer Sorglosigkeit, wie noch nie an einem Gallatage. Sie tadelte keine Locke, keine Falte, es war alles gut, wie es eben war; eine seltsame Zerstreuung, doch wie die alte Dienerin glaubte, von glücklicher Art, entfremdete sie den kleinen Geschäften des Putztisches. Ohne noch einen Blick in den Spiegel zu thun, nahm sie Handschuh und Fächer, sah noch einmal in den Garten hinab und eilte zur Gesellschaft. — Jeder Tag war nun ein Fest, so lange Prinz Georg verweilte. Aber weit entfernt, sich mit dem früheren Antheil in das bunte Treiben zu mischen, schien Therese jeden gesparten Augenblick der Einsamkeit des Gartens, des Waldes, der nahen Bergpfade zu weihen. Der thauige Morgen sah sie schon einfach gekleidet in's Freie gehen, sie kam oft ziemlich spät zurück, mußte eilen, um noch beim Frühstück der Fürstin zu erscheinen, war aber immer so glücklich, so seltsam froh, so gütig gegen die alte Christine, daß diese einen Engel zu bedienen glaubte. Selbst die Fürstin bemerkte mit feiner Klugheit ein neues Leben, eine seelenvolle Innigkeit an dem kindlichen Mädchen; doch sie hatte kein Herz, die Erscheinung zu fassen, und Christinens gutmüthiger Einfalt gelang es früher, als ihr, den Strahl der Liebe zu entdecken, der aus Theresens Auge leuchtete.

Liebevoll bewachte sie die Blicke, die Gänge ihrer Dame, es ward ihr klar, daß diese seit jenem festlichen Abend verändert war, daß sie zu bestimmten Stunden etwas erwartete, unruhig, leidenschaftlich bewegt die Einsamkeit suchte, und träumend die übrige Zeit des Tages hinspann. Die alte Frau sorgte und schwieg, bis nach einigen Wochen, als der Aufbruch der Truppen überraschend schnell angekündigt ward, alle Heiterkeit von Theresens Gesicht verschwand, und ihre immer lachenden Augen in Thränen schwammen. In der heftigsten Unruhe kehrte sie Abends von einem langen Spaziergange zurück, war auf alle Fragen stumm, verhüllte sich in ihre Kissen und durchweinte die Nacht. Die alte Kammerfrau schlief eben so wenig, sie saß verborgen neben dem Bette, und beobachtete ihr Pflegekind mit blutendem Herzen. Wie die Morgensonne den ersten Strahl in's Fenster schickte, zog Therese einen Brief aus dem Busen, las ihn wiederholt, und es schien, als ob die aufsteigende Sonne auch ihre Züge erhellte; sie hob die glänzenden Augen freier auf, ihre kleinen Hände drückten das Blatt an die Brust. Da fiel ihr Blick auf die alte Christine, die traurig in der Dämmerung des Bettumhanges saß.

„Komm her, Christine," sagte sie, die Thränen von ihren Wangen trocknend, „Du sollst meine Vertraute werden. Aber verschließe die Thür, ich bin krank, ich schlafe, ich will Niemand sehen. Niemand! hörst Du?"

„Wenn Sie krank sind, liebes Fräulein, so wird die Fürstin den Arzt schicken, den ich nicht abweisen darf."

„Erhebe keine Schwierigkeiten,“ erwiederte Therese ungeduldig, „kömmt Zeit kömmt Rath. Höre mich lieber an. Du mußt mir heute Deine Treue beweisen; der wichtigste Tag meines Lebens ist angebrochen; mein Hochzeittag! — Heimlich, in nächtlicher Stunde, ohne andere Begleitung als die Deinige, werde ich an den Altar treten, und ein Loos erwählen, das man in der Welt mißbilligen wird, aber die Liebe kann mir tausendfach ersetzen, was an Prunk und Schimmer fehlt.“

„Liebes Fräulein, liebes Kind, wenn ich so sagen darf,“ rief Christine ängstlich, „was haben Sie vor? Es lebt Ihnen keine Mutter mehr, Niemand auf der Welt, der Ihnen rathen könnte. Darum hören Sie die Stimme der treuen Liebe, wenn sie gleich nur aus dem Munde einer geringen Frau kömmt!“ —

„Du kannst meinen Entschluß nicht ändern,“ sagte Therese, „aber Du kannst mich kränken und verwirren, wenn Du unnützen Widerspruch versuchst; willst Du das, so rede weiter. Ich habe die ganze Nacht geweint und gerungen; nun bin ich fest und danke Gott dafür, denn wenn ich länger zwischen Liebe und Bedenklichkeit schwanke, wird meine Gesundheit dem Kampfe erliegen. Du weißt nicht wie mir zu Muthe ist, liebe Christine, Du verstehst nichts von meinen Gefühlen. Sieh, ich muß thun, was dieses Blättchen Papier von mir fordert, oder ich überlebe die Trennung nicht.“

„Mein Gott,“ seufzte die Alte, „wer ist denn der Mann? Warum kann er nicht frei bei der gnädigen Fürstin werben, und alles seinen gehörigen Gang gehen?“

„Wer der Mann ist?“ wiederholte Therese. „O, der schönste, der liebenswürdigste, den Du je sahest, edel und verständig, feurig wie ein Held, und gut wie ein Kind. Aber er würde vergebens werben, weil er keinen adeligen Namen führt. Und hast Du denn vergessen, daß die Fürstin mich in Gedanken schon verlobt hat? Vor allem aber ist mein Geliebter nur verstohlen in meine Nähe gekommen, es würde ihn einer großen Gefahr aussetzen, wenn man erführe, wie er seinen Posten alle Tage mehrere Stunden verließ, um mich zu sehen. Die Gesetze des Krieges sind streng; wir glücklichen Frauen, die immer thun können, was wir eben wollen, haben davon keinen Begriff. Das erste Mal führte ihn Neugier her, es war am Abend des Festes, wo ich als Schweizerin erschien; er hatte sich unter die Zuschauer gemischt, verkleidet im Jagdanzuge, und damals gewann ich sein Herz. Wir sahen uns dann im Garten, den er absichtslos durchstrich, wir sahen uns wieder und wieder. Wo ich ging, fand ich ihn; es war, als ob eine geheime Stimme mir vorspräche: ‚ich sollte ihn finden.‘ Wir fühlten bald, daß unser Leben nur in der Vereinigung glücklich sein könnte, wir mochten der Trennung nicht gedenken, bis sie ganz nahe vor uns stand. Nun frägt er mich: ‚ob ich ihm die Sicherheit meines Besitzes mit in die Ferne geben will, ob ich an heiliger Stätte geloben will, was ich ihm schon tausendmal gelobt habe?‘ Er will Leben und Ehre wagen, um diese Nacht zur Stelle zu sein, während er jetzt mit den Truppen aufbricht. Was habe ich dagegen zu opfern? Vielleicht das

Wohlwollen der Fürstin, — vielleicht das nicht einmal. Ich werde Zeit finden, sie zu versöhnen, mein Freund wird mächtige Fürsprecher finden, wenn der Feldzug vorüber ist. Alles wartet nur auf meinen Entschluß. Um Mitternacht soll ein Wagen bereit sein, wir gehen über die kleine Treppe durch das Seitenpförtchen bis an's Gatterthor; ehe der Morgen graut, sind wir wieder hier. — Du weißt nun alles!" setzte sie leiser hinzu, „geh' jetzt, wenn Du kannst, und verrathe meinen Plan, denn anders vermagst Du mein Schicksal nicht zu ändern."

„Das Wort kam nicht aus Ihrem Herzen, Fräulein Thereschen," rief die alte Christine, und ihre Thränen bedeckten die Hand ihrer Herrschaft. „Ich möchte mein Leben lassen, um Ihre unerfahrene Jugend vor später Reue zu sichern, aber Verrath kennt meine Seele nicht. Wenn es so sein soll, will ich denn zu allem die Hände bieten, obgleich mit Angst und Zittern."

„Fürchte nichts," sagte Therese lebhaft, „ich werde unaussprechlich glücklich sein. Geh' jetzt an's Schloßpförtchen, ein Bettler wird Dich um eine Gabe ansprechen. Frage, wer ihn sendet, und wenn er den Namen: ‚Albert' nennt, so gieb ihm meinen Ring. Alles ist dann entschieden!" — Die Kammerfrau that, was ihr befohlen ward, und brachte dann den Tag in eben so großer Unruhe hin, als Therese. Unter dem Vorwande heftiger Kopfschmerzen ward jeder störende Besuch abgewiesen; der zögernde Abend kam heran, es ward stiller in dem Seitenflügel, den das Fräulein bewohnte. Christine zündete endlich zwei Kerzen vor dem großen Spiegel an,

und begann seufzend den bräutlichen Schmuck zu ordnen. Heftig klopfte Theresens Herz, aber vor Freude. Ihr leichter Sinn hatte die Angst besiegt, nur das Sehnen der Liebe hob jetzt ihre Brust in rascheren Schlägen. Ein einfaches, weißes Kleid erwählte sie für die stille Feier, ihre blonden Haare trugen keinen Schmuck, als den Myrthenkranz, den Christine gewunden hatte. Perlen, Steine, alles was glänzt und schimmert, verschmähte die Braut, so sehr sie es sonst liebte.

„Aber die Kette,“ sagte Christine, „die Kette haben die Frau Mama als Braut getragen, und der selige Papa hielten große Stücke auf die Arbeit daran. Es hieß auch immer, es wäre ein besonderer Segen in dem Kleinod, und wo es gegenwärtig sei, könne kein unglückliches Eheband geknüpft werden.“

„Du bist abergläubig, Christine,“ erwiederte Therese, „aber gieb nur das alterthümliche Prachtstück her. Ich weiß selbst auch recht gut, was zuweilen davon erzählt ward, wenn ich es als Kind mit Vergnügen betrachtete.“

Die schwere goldene Kette von feiner altväterischer Arbeit war mit einem goldenen Schaustück geziert, das ein weibliches Bild in fremdartiger Tracht zeigte. Theresen gefiel der seltsame Schmuck nicht, aber sie duldete ihn, der alten Frau zu Liebe, die jetzt, als die ersten Glockenschläge die zwölfte Stunde ankündigten, unter heißen Thränen die Hände der Braut küßte und tausend Segenswünsche aussprach. Die Lichter wurden nun sorgsam gelöscht, nur das Nachtlämpchen brennend zurückgelassen; ein weiter Mantel hüllte Theresen ein, und Beide

gingen mit leisen Schritten ihren geheimnißvollen Weg über eine einsame Gallerie, an derem Ende die Zimmer des Fräuleins, abgesondert von allen übrigen, sich befanden. —

Es war zwei Uhr Morgens, als Therese an der Hand ihres Neuvermählten ihr Zimmer wieder betrat, berauscht von Liebe und Glück, aufgeregt durch tausend wechselnde Gefühle, die die feierliche Trauung in ihrer Brust geweckt hatte. Christine zündete ein einziges Licht an dem Flämmchen der Lampe an, daß der Schimmer sie nicht verrathe, und da sie es vor den Beiden niedersetzte, fielen ihr die schönen Züge des jungen Mannes noch mehr auf, als früher in der dämmernden Dorfkirche, wo sie ihn weniger nahe betrachten konnte. Obgleich ihr Verstand immer widersprach, nahm ihr weiches Herz Partei für Theresen, und jedes Wort des Bräutigams vermehrte die Zuneigung, die sie von dem Reichthum ihrer Liebe für die Braut auch ihm zuwandte. Wie schmerzlich bedauerte sie, daß dies liebe Paar nur im geheim sich angehören sollte, daß sie nicht mit lautem Jubel einen Freudentag verkünden durfte, daß der herrliche Mann nur Hauptmann Loos, kein ebenbürtiger Freier für das Fräulein von Warten war. Unter solchen Gedanken ordnete sie in der fernen Ecke des Zimmers ein kleines Mahl für die Neuvermählten, entsiegelte eine Flasche edlen Weins, und horchte voll mütterlichen Antheils auf das Geschwätz der Liebe, womit Jene die flüchtigen Augenblicke kürzten.

Der Hauptmann hatte die Braut umschlungen, seine

Augen fielen auf ihren seltsamen Schmuck. Therese nahm die Kette ab und legte sie in seine Hand. „Es ist ein Familienkleinod," sagte sie, „meine Urgroßmutter erhielt es als Braut von einem Fürsten, den sie aus dringender Gefahr rettete. Alte Sagen wollen, daß der Einfluß dieser Kette der Braut, die sie besitzt, eine glückliche Ehe verspricht. Auch sagte man mir als Kind: ‚das goldene Bildchen verändere seine Züge, lächle, wenn uns Glück, traure, wenn uns Unglück bevorstehe.' Wie oft habe ich es aus Scherz betrachtet, wenn ich hoffte oder fürchtete, — und, — spotte nicht, — ich sah wirklich nicht immer dasselbe Gesicht. Aber sieh her, wie freundlich es jetzt ist, es zeigt den Ausdruck der Freude, die in meinem Herzen wohnt. Komm her, Christine, verwahre die Kette wieder, während wir Dein Gastmahl versuchen."

Christine konnte nicht umhin, das Bild mit fragendem Blick anzusehen; aber war es Wirklichkeit, oder täuschte sie ihr sorgendes Gemüth, es schien eher zu weinen als zu lächeln. — „Nur noch einen Augenblick darf ich weilen, liebe Seele," sagte Loos, „der Morgen kommt schon über die Berge. Aber morgen, wenn alles ruht, bin ich wieder hier, und jede Nacht, so lange wir noch in der Nähe stehen. Ein treuer Freund verhehlt meine Abwesenheit. Wie bald sich vielleicht ein weiter Raum zwischen uns legt, weiß ich nicht, es hängt einzig von den Bewegungen des Feindes ab, bei dessen Annäherung wir uns wahrscheinlich auf die Hauptmacht zurückziehen. Laß uns bis dahin dem neuen Glücke leben, ohne die Zukunft zu fürchten." —

Von diesem Tage an befand sich Therese in dem Falle der Gegenfüßler; ihre Sonne ging auf, wenn Andern die Nacht herabsank. Sie wachte, während alle Augen der Schlummer schloß, schlief von der Morgendämmerung bis spät gegen den Mittag, und erschien dann glänzend von Glück und Freude im Gemach der Fürstin. Vierzehn schöne Tage verstrichen so, die Flittertage der jungen Ehe, der keine Wochen beschieden waren. Aber nun zog das Heer völlig aus der Gegend fort und Loos erschien zum letzten Male. Therese war außer sich, ihr Schmerz kannte keine Gränzen, sie überspannte ihn, bis die müde Natur Ruhe forderte, und einige Tage ernstliche Krankheit waren Wohlthat für sie. Erst Schritt vor Schritt gewann der frohe Leichtsinn neuen Raum in ihrer Brust. Heitere Bilder verdrängten den Schmerz der Trennung, die Gegenwart sah wieder heller aus, und die Zukunft strahlte im überirdischen Glanze. Eine kurze Angst hatte der nahende Marsch feindlicher Truppen auf dem Schlosse verursacht, jetzt war alle Gefahr vorüber, Freuden der Geselligkeit kehrten zurück und die junge Frau fand in ihnen willkommene Zerstreuung gegen Sorgen, die sie ungern in ihrer Seele beherbergte. Alle übrige Zeit widmete sie einem fortgesetzten Tagebuche für ihren Mann, das sie wöchentlich absandte, obgleich nur selten ein Brief von ihm erschien, weil die Entfernung größer und der Postenlauf mehr und mehr gestört ward.

Noch waren nicht zwei Monate seit Theresens Heirath vergangen, als der plötzliche Tod der Fürstin sie ihrer einzigen Stütze beraubte. Das schwache Leben der Dame

hatten wenig bewußtlose Stunden geendet, nachdem sie noch Abends vorher, weit entfernt, sich für hoffnungslos zu halten, mit großer Anstrengung volle Toilette gemacht, und bis Mitternacht gespielt hatte.

Der kleine Hof zerstreute sich nun; der Staat zog die Apanage ein, eine entfernte Schwester war Erbin von allem Uebrigen. Jede der Damen erhielt indessen eine angemessene Summe, nebst einigen Stücken von dem Schmuck ihrer Herrin; auch Theresen ward dies geringe Vermächtniß gezahlt. Verwöhnt, verzärtelt, wie sie war, konnte es kaum für eine kurze Zeit ausreichen; aber so wenig verstand sie noch Bedürfniß und Entbehrung zu würdigen, daß sie Christinen über die Trostlosigkeit schalt, mit welcher diese in die Zukunft blickte. Gleich dem sorglosen Kinde, das mehrere Wünsche mit einem kleinen Geldstücke zu erkaufen denkt, hatte sie kein Maß für das, was das Leben forderte, und indem sie erklärte: ‚sie werde mit Freuden sich einschränken‘, nahm sie dennoch alle Bequemlichkeiten und Genüsse im Geiste in ihr neues Leben auf, ohne eine Ahnung, wie man eben dieses entbehren könne.

Eine nicht sehr entfernte Stadt ward nun zum Aufenthalt gewählt, eine kleine angenehme Wohnung gemiethet, freundlich eingerichtet, elegant möblirt. Therese machte Christinen die größte Sparsamkeit zur Pflicht; aber sie selbst konnte unmöglich etwas unzierliches dulden, etwas geschmackloses um sich zu sehen, und die einfache Einrichtung kostete einen großen Theil des ge-

ringen Kassenbestandes. Das Geld flog aus den niedlichen Händen der jungen Frau in alle Welt; Christine wußte seinen Werth besser zu würdigen, aber sie hatte es nie vermocht, dem lieben Kinde einen Wunsch zu stören, sie seufzte nur und hoffte auf die baldige Hülfe des Hauptmanns, dem Therese sogleich ihren Verlust gemeldet hatte. An dem neuen Wohnort trat sie nun zuerst unter dem Namen ihres Mannes auf, ihre Liebenswürdigkeit, ihre Schönheit, die Freundlichkeit, mit welcher sie Jedem entgegen kam, die Munterkeit ihrer Laune, gewannen ihr bald Bekanntschaften, ja Freunde. Gewöhnt, ihre Tage der Geselligkeit zu weihen, besuchte sie mehrere Zirkel, und sah mit liebevoller Gastfreundschaft ihre Bekannten bei sich, wo sie das reizende Talent, eine angenehme Wirthin zu machen, das Erbtheil ihrer feinen Erziehung, entfaltete. Immer voll treuer Liebe für den entfernten Gemahl, rührte es nur ihre kleine Eitelkeit, nicht ihr Herz, wenn alle männlichen Augen auf die schöne junge Frau sahen, deren gewählter Putz so geschmackvoll als neu, so modisch als originell war.

Des Hauptmanns Antwort verzog sich indessen, die Truppen entfernten sich immer mehr, blutige Ereignisse fingen an Theresens Muth niederzuschlagen, und ihre einzige Hoffnung, die Christine sorgfältig nährte, war der Gedanke, daß ihr Brief verloren sein könne. Sie schrieb deshalb noch einmal, fügte die Nachricht hinzu: ‚daß sie sich Mutter fühle,‘ und goß die Fülle ihrer unverminderten romantischen Liebe auf das leichte Blättchen aus, dem ihre Wünsche sichere Ankunft erflehten.

Wie oft wurde jetzt, in Augenblicken ängstlichen Kummers, das weissagende Bildchen befragt, wie entzückt wies Therese es der sorgenden Christine, weil es ihr immer lächelte. Aber Jene gewahrte davon nichts, ihr Herz bangte, und das Bild zeigte ihr ein betrübtes Gesicht. Die arme Alte, die Haushofmeisterin der kleinen Wirthschaft, sah mit bitterer Sorge den Schatz schwinden, den die sorgenlose Herrin ihr ganz vertraut hatte; sie wagte es eben so wenig, Theresens Einfällen Einhalt zu thun; eben jetzt, wo sie ihr eher alles hätte gewähren mögen, als ihr den trostlosen Zustand ihres Vermögens zu gestehen. Zwar lebte die junge Frau jetzt eingezogener, sah fast Niemand, da sie sich kränkelnd befand und für ihren Mann zagte; aber eben die Erwartung eines Kindes machte manches nöthig, was mit unschuldiger Verschwendung so reich und schön als möglich angeschafft wurde. Die Ersparnisse der alten Christine ergossen sich nun in's geheim in die Ebbe der erschöpften Kasse; sie suchte Theresen zum Verkauf der geerbten Diamanten zu bereden, und fing an, eine Geschicklichkeit ihrer früheren Tage für ihre Herrschaft zu nützen. Schöne künstliche Blumen entstanden in bunter Pracht unter den Händen der treuen Alten, ein fremdes Mädchen verkaufte sie und brachte manchen Thaler dafür heim, den Christine mit leuchtenden Augen zu dem Uebrigen legte.

„Steht es denn so schlecht mit mir, daß Du arbeiten mußt, um Geld zu gewinnen?“ fragte Therese unmuthig, als ihr das unschuldige Geheimniß kund ward. „Wir leben doch, dächte ich, eingeschränkt genug, ohne

den mindesten Aufwand; in unserer Kasse muß Ueberfluß sein."

„O, es ist nicht darum," sagte Christine, „aber ich habe Muße, und wenn ich jetzt keine Noth leide, kann ich das Geld für die Zukunft brauchen."

„Und glaubst Du denn, Du Unfreundliche, ich würde nicht lieber selbst darben, als Dich in Mangel sehen," erwiederte Therese mit nassen Augen. „Du, das einzige Andenken aus dem lieben Vaterhause, meine Wärterin, meine Pflegemutter! Sei getrost, Du sollst keinen Sparpfennig nöthig haben. Aber, wenn es Dich freut, sammle immer, es wird mir selbst Spaß machen, wenn Dein Reichthum anwächst. Ich könnte Dir auch helfen, Du könntest mich in die Lehre nehmen, ich habe heute ordentlich Lust dazu, der lieben Natur ihr Werk nachzumachen. Aber das ist eigentlich wahrer Frevel. Deine Hyazinthe dort, so hübsch sie ist, kömmt mir gegen eine wirkliche vor, wie der Hofcavalier der Fürstin gegen meinen Albert. — Ach, daß er da wäre! Daß ich ihn einmal, nur einmal umarmen könnte." —

Ueber der Gedankenreihe, die nun folgte, ward die Arbeit vergessen, der ergriffene Stuhl wieder weggerückt, Seide und Battist hingeworfen; der Einfall war vorüber und der Tag ging wie alle übrigen hin. Therese hatte nie etwas anderes getrieben, als musicirt, sich angekleidet, ihrem Papagei Lection gegeben, etwas gezeichnet und der Fürstin bei einer endlosen Stickerei geholfen. Jetzt füllte ein niedliches Hündchen, ein wesentliches Stück aus der fürstlichen Erbschaft, das Therese unend-

lich liebte, den Rest der Zeit mit seinen Tändeleien aus. Der Abend war einer leichten Lectüre gewidmet, oder dem Tagebuche, das noch immer regelmäßig von ihrem Leben Bericht gab.

Endlich, nach langem, ängstlichem Harren, erschien ein Brief, ein Brief von Loos! Christine brachte ihn jauchzend in's Zimmer, und mit Thränen der Freude fiel die junge Frau der demüthigen Dienerin um den Hals. Sie lös'te das Siegel, sie sah zagend nach den ersten Zeilen, er war gesund, unverletzt. Ihr erster Brief hatte ihn nicht erreicht, und die seinigen, die er durch einen Vertrauten gehen ließ, ihre Spur nicht gefunden, da das Lustschloß der Fürstin jetzt ein verlassenes Haus war. Ein leiser Anflug von Unzufriedenheit schien ihr indessen ihr geselliges Leben vorzuwerfen, von welchem er übertriebene Vorstellungen haben mußte, aber Therese lächelte über diese kleine Eifersüchtelei, die ihr ein Bürge der Liebe schien. Uebrigens bat sie Loos, sich, sobald es ihre Gesundheit erlaube, zu seinen Eltern zu begeben, um dort als Tochter zu wohnen, bis er wiederkehre. Sein Vater, Bürgermeister Loos in dem Bergstädtchen G**, wäre schon von ihrer Ankunft benachrichtigt, und seine Mutter wünschte, sie noch vor der entscheidenden Zeit bei sich zu sehen. Eine Friedensunterhandlung sei angeknüpft, schrieb er weiter, doch fürchte man mit Grund, sie werde sich zerschlagen und der Streit von neuem entbrennen. — Das war es, was Therese Christinen mittheilte, während ihr natürliches Zartgefühl sie hinderte, die süßen Liebesworte auszusprechen, vor denen alles Ueb-

rige als unbedeutend zurücktrat. Sie las und las wieder, sie drückte den Brief an ihr Herz, an ihren Mund, und ward erst spät ein Päckchen gewahr, das mit ihm zugleich gekommen war. Nicht schnell genug konnte nun die Scheere den Faden lösen. Ein Wechsel fiel ihr entgegen, zur Bestreitung der Reise bestimmt, und, — o Entzücken! — sein Bild! — „Er ist's! Christine," rief sie aus, „komm her und sieh, wie lebendig und wahr. Mir ist in diesem Augenblick, als hätt' ich ihn wieder, könnte mit ihm reden, ihm erzählen, seine Gegenrede hoffen. Ach, ich bin zu glücklich; ist denn Niemand da, den ich erfreuen könnte?"

Hastig sprang sie an's Fenster; eine Bettlerin pflegte auf dem Eckstein gegenüber zu sitzen. — „Wenn Du mich lieb hast, Christine," fuhr Therese fort, „so laufe geschwind und gieb der Frau ein paar Thaler. Gieb ihr drei, gieb ihr vier Thaler! Hörst Du? Was zauderst Du denn? Du bist geizig, Christine, aber ich will es nun einmal. Und Du, nimm so viel Du magst, und kaufe Dir etwas recht hübsches; mein Glück muß einen Wiederschein auf meine Umgebungen werfen." —

Die Anstalten zur Reise waren durch Christinens Thätigkeit bald getroffen; der Wagen rollte aus der Stadt in die herbstliche Flur, der die Hand des Novembers ihre Reize noch nicht ganz geraubt hatte. Ungewöhnlich schön war der Anfang dieses mürrischen, trüben Monats, die Sonne schmückte den kurzen Tag, wie freundliche Munterkeit das Alter schmückt. An einigen Bäumen hing noch grünes Laub, gemischt mit rothen

und gelben, leicht flatternden Blättern, ein weicher Duft legte sich, schimmernd von Sonnenstrahlen, um ferne, bläuliche Hügel, auf den Feldern arbeiteten Mann und Weib, die Früchte zu sammeln. Schaaren reisender Vögel zogen durch die frische Luft, mit lautem Abschiedsgruß von der Heimath scheidend. Theresens Herz, immer bereit, das Schöne des Lebens zu empfinden, öffnete sich kindlicher Freude. So oft hatte sie mit unbegrenzter Reiselust den Zugvögeln nachgesehen, jetzt durfte sie wenigstens ein kleines Stück mit ihnen durch herrliche Gegenden ziehen. Immer mehr verlor sich die Fläche, immer höher hoben sich Hügel und wurden zu Bergen. Sie grüßte die alten Bekannten, die sie schmerzlich vermißt hatte, seit der Tod der Fürstin sie aus einer ähnlichen Landschaft in die Ebene versetzte. Den zweiten Tag, noch ehe es Abend ward, sah sie das reinliche Städtchen G** auf einer Höhe vor sich liegen, den Geburtsort ihres geliebten Mannes. Jeder Baum, jeder Strauch am Wege war ihr nun lieb, bedeutend, vertraut. Sie blickte in die dunklen Thalschluchten, in die finstern Tannenwälder, mit der Ahnung, wie gern sie hier wandeln würde, wenn der belebende Hauch des Frühlings den Schlummer wieder zerstreute, zu welchem die Natur sich leise bereitete.

Jetzt hielt der Wagen vor einem hübschen großen Hause, die Köpfe der Nachbarn kamen an die Fenster, Christine half Theresen aussteigen, und im geräumigen Hausflur kam ihr Alberts Mutter entgegen. Es war eine stattliche, dicke Frau, sehr nett, aber sehr bürgerlich

gekleidet; ein schneeweißes Häubchen bedeckte ihren Kopf, unter steifen, symmetrischen Locken zeigten sich kluge, graue Augen, die eine besondere Geschicklichkeit verriethen, ihren Gegenstand fest zu halten und scharf zu richten. Keine Spur von Aehnlichkeit mit ihrem Manne konnte Therese an ihr entdecken. Ihre Stimme war laut, ihre Begrüßung sehr wortreich und freundlich, aber sie sandte die Blicke über die junge Frau weg nach dem Wagen, wo eben der Hund, der Papagei, und eine große Menge Gepäck jedes Formats, ausgeschifft wurden.

„Gehen Sie hinein, Frau Tochter," sagte sie, „ich will indessen Ihre Sachen auf Ihre Zimmer schaffen lassen. Ei, ei, was die Jugend heut zu Tage alles braucht. Sieben Sachen hieß es sonst, jetzt möchte man siebenzig sagen. — Bleibt die alte Person auch hier, und das liebe Vieh?"

„Ja wohl, wenn Sie erlauben," antwortete Therese, indem Sie das Hündchen aufnahm, das sich an sie schmiegte. Madame Loos öffnete ihr die Stubenthür. Sie sah ein großes Zimmer mit tiefen Fenstern, altmodischer Tapete und schlechten Meubles; ein Backtrog stand hinter dem Ofen, an einem Seitenfenster ein bepackter Aktentisch, von dem sich der Hausherr erhob, um sie zu begrüßen. Ein kleiner magerer Mann, dessen freundliche, hellblaue Augen den Ausdruck stiller, froher Behaglichkeit aussprachen, die nur durch eine gewisse schüchterne Furchtsamkeit gedämpft schien, wovon sein behutsamer Schritt, seine leise Stimme, ja jedes seiner Worte Verräther wurden.

„Sein Sie mir herzlich willkommen, liebe junge Frau," redete er Theresen an, „Gott segne Ihren Eingang über unsere Schwelle. Geben Sie mir die Hand, und nehmen Sie hübsch am Ofen Platz. Nicht wahr, es ist ein schönes Klima in unserm Stübchen? Ich verriegele der Herbstluft jede Ritze, wo sie eindringen will. Man lebt so gern in der schönen Welt, es lohnt wohl der Mühe, alles schädliche zu entfernen. Das ist mein Studium."

Therese seufzte tief auf. Der erstickende Dunst im Zimmer war ihr unerträglich, und der Gedanke des Mangels an frischer Luft beängstigte ihre Einbildungskraft. Indessen beantwortete sie die freundlichen Worte mit der ganzen Lieblichkeit ihres Wesens, und alles wäre nach Wunsch gegangen, hätte nicht Joli die Kühnheit des Vaters, der nach Theresens Hand griff, durch ein neckendes Zufahren geahndet.

„Mein Gott, was haben Sie denn da?" rief er aus. „Das Thier hat mich gewaltig erschreckt, es war unter ihrem Tuche so versteckt geblieben. Ich bin nicht furchtsam, aber Hunde sind doch ein gefährliches Geschlecht, und wenn es auf mich ankäme, würde die schwerste Taxe auf die Hunde gelegt. Das läuft auf den Straßen herum und bringt Einen aus aller Fassung, wenn man seelenvergnügt seines Weges geht. Sehen Sie, es ist nur wegen des Tollwerdens, damit ist es gar zu leicht geschehen, und so ein Thier bringt dann seinen eigenen Herrn in's größte Verderben. Man kann nicht froh werden, wenn ein Hund im Hause ist."

„Ich werde ihn in meinem Zimmer behalten," sagte Therese, so sanft sie konnte, denn der Unmuth röthete ihre Wange. Die Mutter trat indessen wieder ein, ihr folgte eine Magd mit allerlei angenehmen Erfrischungen. Madame Loos half Theresen Hut und Schleier, Shawl und Oberrock ablegen, rückte drei Stühle zum Tisch, der sauber bedeckt ward, und nöthigte sie freundlich in ihre Mitte. Nicht ohne große Ueberwindung vertraute Therese den sträubenden Hund dem Dienstmädchen an, um ihn zu Christinen zu tragen. Sie fühlte sich verstimmt, und kränkte sich, daß sie es war. Die Wolke, die ihre Seele trübte, zu verbergen, hatte ihre Erziehung sie gelehrt; aber nicht sie zu zerstreuen, ja nur richtig zu beurtheilen.

„Ich wünsche, liebe Frau Tochter," hob Madame Loos an, „daß es Ihnen in dem stillen Haushalt gefallen mag, in den Sie eintreten. Wir sind schlichte alte Leute, Leute aus der vorigen Welt, und Sie haben freilich ein anderes Leben geführt. Aber unser Sohn wünscht, Sie hier bei uns zu wissen, und ich denke: es ist das beste für Ihre Jugend, daß Sie ihm folgen."

„O in allem, was er wünscht, will ich ihm folgen," rief Therese, den früheren Unmuth vergessend. „Sie wissen, was ich für ihn gethan habe; denken Sie, wie sehr ich ihn liebe. Und wenn ich ohne Ihren Willen seine Frau ward, nehmen Sie mich gütig als Tochter auf."

Die Mutter äußerte sich sehr bereit, sehr höflich auf diese Bitte, der alte Mann antwortete herzlicher, indem er seine gutmüthigen Augen voll Rührung auf Theresen

ruhen ließ. „Es soll Ihnen schon bei uns gefallen,“ setzte er hinzu, „und wahrhaftig, Mutter, „ich wüßte nicht, was hier zur Zufriedenheit fehlte. Unsere Gegend loben alle Reisenden, unser Häuschen ist freundlich, wir haben was wir brauchen. Und wir drei genießen doch jetzt zum Beispiel dies kleine Mahl weit vergnügter, als wenn wir an einer großen modischen Gasttafel säßen, wo wir uns den Magen verderben könnten, oder von den herumgereichten Messern jeden Augenblick den Tod befürchten müßten. Da schmeckt mir kein Bissen, wenn die luftigen Domestiken hinter meinem Rücken mit solchen Instrumenten manövriren. — Aber stoßt an, Kinder. Gott erhalte Ihnen Ihren Mann und uns unsern Sohn.“ —

Die Gläser klangen, Theresens Gedanken entflohen zu dem Geliebten. Sie zog das Bild aus dem Taschenbuche, und freute sich jedes Worts, das sie von Mutter und Vater über den Sohn vernahm. Selbst die düstere Stube erhellte sich, wenn sie bedachte, daß er hier gespielt habe, hier erwachsen sei.

„Wie war denn die Reise?“ fragte der Vater nach einer stummen Pause. „Die Luft, dächte ich, wäre gestern schneidend gewesen, und dann das Essen in den Gasthöfen, die Betten! — Wenn ich Abends im warmen Bette liege, bis oben zugedeckt, in bester Sicherheit, denke ich immer an die armen Menschen, die sich auf der Landstraße herumtreiben. Wenn dann ein Postillon in der Ferne bläs't, kann ich mein Glück kaum fassen, und mein Haus gefällt mir am Morgen doppelt wohl.“

„O, da ist es ganz anders mit mir," erwiederte Therese. „Mich hat ein fernes Posthorn oft mehr begeistert, als die schönste Musik. Als ich noch bei der Fürstin lebte, war mein liebster Traum eine Reise durch die Schweiz und Italien, von der zuweilen geredet ward."

„Ja ja, es mag so übel nicht sein," entgegnete der Bürgermeister, „aber es ist hier auch gut, und bei weitem besser. Denn denken Sie nur an den Bergsturz bei Goldau, wo so viele Reisende umkamen, da ist gleich alle Lust wie weggeblasen. In Italien ist es eben so schlimm, der Räuber wegen, die die Straßen unsicher machen. Eigentlich würde sich Niemand in einen Wagen setzen, oder ein Pferd besteigen, wenn er alles überlegte, was geschehen kann. Es giebt ja auch der Freuden genug in der Heimath; was bedarf es denn eben beständiger Abwechselungen."

„Trotz den stürzenden Bergen und trotz den Banditen, lieber Vater, möchte ich doch, ehe ich die Welt verlasse, noch etwas mehr von ihr sehen, als mein deutsches Vaterland," sagte Therese.

„Von solchen Wünschen wußten wir in unserer Jugend nichts," meinte Madame Loos. „Damals war ein gereis'tes Frauenzimmer eine Seltenheit; es mußte etwas wichtiges sein, was sie aus ihrer Heimath geführt hatte. Wir lebten und blühten, gleichsam wie Blumen, an dem Platze, wohin wir vom Himmel gepflanzt waren. Jetzt treibt die schöne Jahreszeit alles aus, als ob wir, — verzeih mir's Gott, — Nomadenvölker wären. Wenn das weiter geht, wird nirgend mehr Leben sein, als auf

der Straße und in den Wirthshäusern. Junge Eheleute ziehen, gleich den Schwalben, fort, wenn kaum der Priester in aller Eile den Segen über sie gesprochen hat, und feiern das Hochzeitsfest unter dem Dache des Gastwirths. Zu meiner Zeit, wie anders war das. Wie festlich brach der Tag der Hochzeit an; zwanzig Hände waren geschäftig, ihn verherrlichen zu helfen; er hatte, so zu sagen, ein ganz anderes Gesicht, als andere Tage im Kalender. Die nahe und ferne Freundschaft, die Vaterstadt nahm Theil an der Feier. Zwei bis drei Tage ergötzte man sich, so daß nach Jahren noch viel und mancherlei Erinnerungen die frohe Zeit zurückriefen. — Auch ward keine Hochzeit gemacht, es ward eine andere erdacht. — Nun, die Sitten ändern sich.“ —

Therese mußte bei diesen Worten ihrer Schwiegermutter unwillkürlich an die eigene Hochzeit denken, und jene verhängnißvolle Nacht stand mit allen ihren Erscheinungen lebhaft vor ihrer Seele. Die Unterhaltung fing an sie zu ermüden, sie sehnte sich nach Einsamkeit, nach der Stille ihres Zimmers, und bat Madame Loos, sie dahin führen zu lassen. Hier ordnete Christine das Gepäck, Therese warf sich auf's Sopha, nahm Joli auf den Schooß, und schickte die Augen spähend umher. Das Wohnzimmer war klein aber freundlich, hellgrün angestrichen, hatte große Fenster, die in die bergige Gegend sahen, und besseres Geräth, als das der Eltern. — „Ein Instrument fehlt mir, Christine,“ sagte sie, „danach will ich doch morgen fragen. Mag es kosten was es will, ohne Musik ist das Leben todt. Und andere

Vorhänge sollen Deine geschickten Hände aufstecken, die Kränzchen und Doppelfalten machen mich krank. Das Uebrige muß ich gewohnt werden."

„Hier haben sonst der Herr Hauptmann gewohnt," bemerkte Christine.

„O, dann ist es schön hier, schön wie in einem Palast!" rief Therese. „O, wie die Liebe alles verklärt, alles verschönert! Erinnere mich recht oft daran, Christine, daß ich in seinem Vaterhause, bei seinen Eltern bin. Es möchte zuweilen nöthig sein."

Ein tiefer Seufzer gestand hier, wie ungewohnt der glänzend Erzogenen, fein Gebildeten, das fremde Leben war, das sie seit wenig Stunden umgab. Die dunkle, bürgerliche Unterstube mit dem kleinen Spiegel, der hohen, schwarzen Wanduhr, dem staubigen Aktentische; die unverschleierte Wirthschaftsthätigkeit, deren Spuren man überall sah; der Eltern beschränkte Ansichten, so weit entfernt von der ungezwungenen Freiheit, in der sie aufwuchs; die scharfe Aufmerksamkeit der Mutter auf jede unbefangene Bewegung, jede Aeußerung des armen kindlichen Wesens, das sich wie ein Feenkind gemahnte, ausgesetzt aus den bezauberten Fluren der Heimath in ein unerfreuliches Erdenleben; ach, alles, alles konnte nur die Liebe ertragen lehren, nur die Hoffnung erleichtern. Aber Therese hatte ein glückliches Talent, trübe Gedanken zu entfernen; sie nahm ihre Zuflucht zu Plänen, wie die kleine Wohnung nach ihrem Sinne ausgeschmückt werden könnte; eine Veränderung gebar die andere, Christine erhielt mancherlei Aufträge, die vor dem Erwachen

ihrer Herrschaft ausgeführt werden sollten, und ganz erheitert griff Therese nach einem Buche ihrer Bibliothek, um, wie sie pflegte, bis Mitternacht zu lesen.

Als sie am Morgen ziemlich spät aus dem Schlafzimmer trat, lachte die Sonne angenehm durch die Fenster, und einige hübsche Gewächse in Töpfen nahmen sich in ihren Strahlen besonders gut aus. ‚Das sei Alles,‘ sagte Christine, ‚was im Schloßgarten für vieles Geld zu haben gewesen.‘ Therese fand es schön, und dankte der alten Frau, die, von Mousselin und Merino umgeben, am Boden saß und emsig nähte. „Schön, herrlich,“ rief Therese, indem sie von einem zum andern flog, „gieb Acht, wie hübsch es sein wird, wenn statt des garstigen Kattuns mit seinem verwaschenen Landchartenmuster ein einfacher Stoff auf den Meubeln ist. Mein Gott, ich verlange ja gar nichts schönes, ich weiß, daß ich mich einschränken muß. Wie steht es denn mit unserer Kasse?“

„Ach, liebe gnädige Frau, was hilft es, wenn ich's verschweige,“ erwiederte Christine, „nun ist alles zu Ende; meine Rechnung liegt da, wenn Sie doch nachsehen wollten.“

Therese stand bei dem Papagei und überhörte die leise Klage. „Coquin, mein Liebchen!“ rief sie zärtlich, „sprich Albert, — Albert!“ —

„Albert,“ schnarrte die nachgemachte Menschenstimme, und Madame Loos trat, völlig angezogen, mit der Küchenschürze ein, um nach Theresens Nachtruhe zu fragen.

„Ei, hier sieht es ja aus, wie bei einem Schnittkrämer,“ rief sie, „was soll denn werden?“

Therese nahm die feinste Wendung, ihre Absicht zu erklären, aber ein Blick des Mißfallens auf dem beredten Gesicht ihrer Zuhörerin entging ihr nicht. Dessenungeachtet wagte sie den Wunsch nach einem Instrumente auszusprechen.

„Wir wollen sehen, ob sich in der Stadt eins findet,“ war die Antwort. „Mein Sohn will, daß wir Ihre Wünsche erfüllen, so weit es möglich ist. So weit es möglich ist, sage ich, denn freilich, junge Damen haben heut zu Tage mancherlei Bedürfnisse, die dies arme Städtchen vielleicht nicht befriedigen könnte. Hier bringe ich auch etwas, das nach den heutigen Einkäufen nicht unnütz sein wird. Dies Geld hat mein Sohn das letzte Mal geschickt, daß wir es Ihnen einhändigen sollen.“ Sie legte eine Geldrolle auf den Tisch. — „Aber nun, liebe Frau Tochter, liegt mir ein Stein auf dem Herzen, der gleich herunter muß. Sie wissen, jedes Haus hat seine Weise, und jeder Mensch seine Eigenheiten. Mein Mann wird nicht ruhig, so lange der Hund im Hause ist, er fürchtet sich vor dem Tollwerden. Mein Sohn hat niemals einen Hund halten dürfen, so sehr er die Jagd liebte. Sie nehmen mir es nicht übel, aber ich höre die Befürchtungen Tag und Nacht, und der wunderliche Mann ist viel zu ängstlich, es Ihnen selbst zu sagen?“

„Den Hund kann ich doch unmöglich von mir lassen,“ rief Therese sehr gereizt aus. „Ich liebe das Thierchen wie einen Freund, er gehörte meiner seligen Fürstin, er

ist der besten Behandlung, ja der Liebe gewohnt. Das ist mir wahrlich ganz unmöglich."

„Ueberlegen Sie es," antwortete die Schwiegermutter ruhig. „Wenn es auf mich ankäme, sollten Sie ihn gern behalten. Aber Sie glauben nicht, welche Gewalt meines Mannes Einbildungen haben; und wenn der Hund dem heiligen Vater Papst gehört hätte, er würde ihn doch nicht im Hause dulden. Für sein gutes Unterkommen soll gesorgt werden, bis Sie ihn selbst wieder zu sich nehmen. — Und noch eins! Um zehn Uhr wünscht mein Mann, daß Sie sich niederlegen, er kann nicht schlafen, wenn noch ein Licht brennt." Therese sah stumm vor sich nieder und suchte mit großer Mühe Thränen zu bezwingen. Madame Loos wartete eine Weile auf Antwort, dann fuhr sie fort:

„Es ist auch für Ihre Gesundheit besser, liebes Kind. In solchen Umständen wacht man nicht vor Mitternacht, wo der Schlaf am besten thut. Lieber früh wieder auf, das macht rüstig zu unsern Geschäften. Und weil ich davon rede, will ich auch gleich an die meinigen gehen. Ich halte Sie nur ab, Sie sind noch im Negligee, und es wird in einer kleinen Stadt und bei Bürgersleuten zeitig Mittag." — Ein tiefer Knix folgte dieser Rede, und rüstig entfernte sich die alte Frau.

Therese ließ ihren Thränen freien Lauf. Sie legte den Kopf schluchzend in die Sophakissen, fest entschlossen, so unwürdigen Forderungen zu widerstehen. Als sie zu Tische gerufen wurde, entschuldigte sie sich mit Krankheit, und so oft Madame Loos an die Thür kam, immer

berichtete Christine: die gnädige Frau schliefe und wäre sehr matt. So ging der Tag hin; die Ruhe herrschte in Theresens Umgebung, aber Sturm war in ihrer Brust. Langgenährter Eigenwille kämpfte schmerzlich mit besseren Gefühlen. Sie liebkos'te den armen Joli mit Thränen, doch sie fühlte heimlich, daß der Gedanke, sich zu unterwerfen, noch kränkender sei, als der Verlust. Gegen Abend setzte sie sich nieder, an Albert zu schreiben. Sie legte sein Bild neben das Blatt. Sie sahe lange in seine freundlichen Augen; alle Scenen der ersten süßen Bekanntschaft traten vor ihre Seele. ‚Es sind meine Eltern,' schien das Bild zu sagen, ‚ich selbst fügte mich immer gehorsam in ihre Launen.' — „Und wie lange," dachte Therese, „so kommt er zurück, der zärtliche, gefällige Freund, und ich habe nur seinem Willen zu folgen, der der meinige sein wird. Mag die Prüfungszeit denn dazu dienen, mich solches Glückes werth zu machen." — Sie schrieb nun zwar alles offen und wahr, wenn auch gemildert nieder, aber statt der Klagen waren es Gelübde des Gehorsams, des Ausharrens, was sie im Gefühl einer uneigennützigen, romantischen Liebe dem Briefe vertraute.

„Gieb mir nur immer Alberts Bild, Christine, wenn die Eltern etwas wunderliches wollen," sagte sie, als sie nach zehn Uhr das Licht verlöschte. „Ich bin es nicht gewohnt, mich meistern zu lassen, aber der liebe Gott lasse es nur zu meiner Besserung gereichen. Albert verdient eine Frau, wie ich es noch lange nicht bin. Ich will den Hund aufopfern."

Mit großer Freude ward die junge Frau den andern Tag von dem Vater empfangen. „Sie sind doch nicht böse, Kind,“ sagte er ängstlich, „wegen des Hundes und des nächtlichen Lesens? Sie waren doch nicht aus Unmuth krank? Fragen Sie meine Frau, was ich mich geängstigt habe. Es gehen jetzt allerlei Krankheiten herum. Ich bin nicht einbilderisch, durchaus nicht, aber vor so etwas habe ich allen Respect. Da ist der Schlaf gleich hin und der Appetit mit, wenn ich von Ansteckungen höre. Gottlob, daß Sie wieder so munter sind.“

Die Mutter war sehr fleißig bei einer Nätherei; sie nöthigte Theresen, sich mit ihrer Arbeit zu ihr zu setzen. Therese erröthete; sie hatte keine Arbeit, doch fühlte sie die Nothwendigkeit, sich in ihre Lage zu schicken, und begann, etwas unbeholfen, eine Kleinigkeit für ihr Kind. Geschäftig rieth und half Madame Loos, sie schnitt zu, sie nahm sich der Sache so sehr an, daß aus dem Scherze Ernst wurde, ja es fing Theresen selbst an zu ergötzen, bis die Herbstsonne schief in's Fenster fiel, und die Lust sie anwandelte, in's Freie zu gehen.

„In dem Wetter?“ fragte der Bürgermeister, dessen Arbeitstisch ihm die Aussicht in den Garten gewährte. „Liebe Tochter, Sie wissen vielleicht nicht, wie stürmisch es ist. Ich habe mein Merkmal an der Pappel; wenn die so mit allen Zweigen wiegt, wie ein Schiff im Meere, dann setze ich keinen Fuß aus der Stube.“

„Und Sie auch nicht, Mama?“ fragte Therese, „ich hatte mich gefreut, mit Ihnen zu gehen. Nun dann nehme ich die Christine mit und sehe mich auf den Bergen

um. Bewegung muß ich mir alle Tage machen.“ „In Gottes Namen, Frau Tochter,“ erwiederte die Matrone. „Ich möchte nicht, daß Sie Ihrer Gesundheit schadeten. Aber ich für meinen Theil halte die heutige Beweglichkeit für übertrieben, wie so manches andere. Wie ich jung war, gab es etwa alle vier Wochen einen Spaziergang, und wir waren gesünder als Ihr. Freilich, in Küche und Keller trieben wir uns wacker um, und die alten Nußbaumschränke, die Stühle und Tische wurden gebohnt, daß es eine Lust war; wenn sie blank wie Spiegel glänzten, hatten wir Bewegung genug gehabt. Wie es die heutige Generation treibt, werden wir bald keine Stühle mehr brauchen. Ich sage immer: in hundert Jahren wird ein Reisender, wenn er zufällig noch einige Stühle in einem alten Schlosse antrifft, nicht wissen, was seine Vorfahren mit den Dingern gemacht haben. Ueberhaupt belustige ich mich zuweilen damit, in die Zukunft hinaus zu sehen. Da denke ich denn: wenn es mit dem Dampfe zunimmt, der jetzt regiert, werden einmal Geschäfte unserer weiblichen Nachkommen mit Dampf gemacht werden. Dampfmaschinen für die Wirthschaft, für die Wäsche, für die Nätherei, und so eine alte Martha, wie ich, würde ihr Wunder sehen, wenn sie einmal aus dem Grabe hervorgucken dürfte.“

Therese achtete diese Spöttereien nicht, aber sie blieb ein Fremdling unter diesen Menschen, unverstanden in allen ihren Gefühlen, und verhöhnt, wenn ihre Erinnerungen sie zuweilen verleiteten, von dem früheren Leben zu sprechen. Nichts ungleicheres konnte gedacht werden,

als beide Frauen; sie verletzten einander, ohne es zu wollen. Therese ging jeden Tag mit Christinen auf die Berge; selbst der Winter hinderte sie nicht an solchen Ausflügen, denn die Landschaft war schön im Silberglanze des Schnee's, mit dem dunklen Kranz ihrer Tannen. Zuweilen besuchte sie ihren Joli, der bei einer Gärtnerfamilie in einer etwa eben so ungewohnten Lage wie seine Herrin lebte. Andere Freuden, andere Lustpartieen gab es nicht, da sie es verschmähte, die Kaffeebesuche ihrer Schwiegermutter mitzumachen. Dafür ward ihr nach und nach ein häuslicher Sinn; sie mußte, anfangs mit Widerwillen, wenigstens den Schein regelmäßiger Thätigkeit annehmen, bis die Arbeit, diese Freundin des Lebens, ihr den süßen Lohn der Zufriedenheit reichte, den man nicht empfängt, ohne seine Verdoppelung zu wünschen. Sie jauchzte im Herzen, als ihr ein hübsches Geschenk für die Mutter gelungen war; denn so wenig es ihr an Geschick fehlte, so hatte sie doch niemals etwas vollenden können. Madame Loos sah viel freundlicher aus, wie sie die Veränderung wahrnahm, ja sie verschwieg es keinesweges. „Eher möchte mein Mann in einem Lazarethe leben," sagte sie, „als ich mit einer Unfleißigen unter einem Dache. Bete und arbeite, heißt es in der Bibel, das Eine ist so viel werth als das Andere."

Der Hauptmann hatte einige Mal geschrieben, aber der Friede war leider entfernter als je. Es verging der Winter, die Tage wurden länger, der Frühling kam, und Therese sah ihre Hoffnungen durch die Erscheinung eines

munteren Knaben erfüllt. Glücklicher war nie eine Mutter gewesen; sie fand die volle Aehnlichkeit des Vaters in dem Kinde, sie wollte nur ihm leben, wollte ihm selbst die erste Nahrung reichen, aber diesen Wunsch versagte ihr die Natur. Mit Thränen übergab sie den Kleinen einer Amme; ihre Mutterliebe bewachte ihn und seine Pflegerin jeden Augenblick, sie war so sorgsam, so verständig, daß Christine die flatterhafte Therese nicht mehr kannte. Die treue Christine theilte das Entzücken ihrer Herrschaft, sie schien mehr zu fühlen, als Madame Loos, deren ruhige Kälte sich immer gleich blieb. Konnte etwas Theresens Glück trüben, so war es die Entfernung ihres Mannes, die Gefahren, in welchen er wieder schwebte, seit die Unterhandlungen geendet hatten; sie beneidete glücklichere Frauen, die ihre Freude über ein kleines Kind in den Augen des Vaters wiederstrahlen sehen; sie konnte nur durch die arme Feder mit ihm sprechen, und sie that es noch öfter, seit ein heiliges Band ihr Herz zu ihm zog. Von ihm erschien jetzt keine Zeile, und war dies schon an sich schmerzlich, so betrübte es Theresen um so mehr, da sie Ursache hatte zu argwöhnen, die Eltern hätten Briefe, nur sie würde nicht mit der ersehnten Kunde erfreut, da man ihr nie einen seiner Briefe mitgetheilt hatte.

Das Gerücht von einer großen Schlacht fing an sich zu verbreiten, alles im Hause vermehrte durch trübe Mienen die Angst der armen zagenden Frau. Der Vater verbarg jetzt seine ängstliche Stimmung nicht. „Wenn ich bedenke,“ sagte er, „wie glücklich wir alle leben könn=

ten, hätte Albert meinen Wunsch erfüllt, ein friedliches Gewerbe zu ergreifen. Die Lust nach Jagd und Krieg hat er nicht von mir. Das sind mir schreckliche Geschäfte. Freilich, ich wäre auf dem ersten halben Marsch an Erkältung und Erhitzung gestorben. Aber was hilft mir Ruhe und Sicherheit, was hilft mir alles jetzt, da ich in beständiger Sorge leben muß? Ich dächte doch, es wäre zu hübsch in der Welt, um sein Leben so leichtsinnig auf's Spiel zu setzen."

Die Matrone blieb fest, aber bei ihr nahm der heimliche Kummer den Charakter eigensinnigen Verdrusses an. Sie ergriff jede Gelegenheit zu irgend einem Tadel, sie musterte jedes Band, jede Locke der jungen Frau, mit mißfälligen Blicken, aber zwei Wesen vor allen trugen ihren Haß, die alte Christine und der Papagei. Das unterwürfige Wesen, mit welchem die Kammerfrau ihrer Herrschaft diente, der adelige Rang, den sie ihr noch immer beilegte, ihre höflichen Manieren, und der sichtbare Stolz auf Theresens Geburt, hatten den Bürgersinn der strengen Frau vom Anfang an empört. Jetzt benutzte sie, grausam genug, die Nothwendigkeit der Amme, um Christinens Entfernung zu verlangen. Therese hatte viel ertragen gelernt; dies überstieg fast ihre Duldung. Schmerzliche Tage und Nächte kämpfte sie mit sich, noch schmerzlicher, weil sie ihrer einzigen Vertrauten nicht gestehen wollte, was sie quäle. Das Kind, — das Andenken ihres Mannes, der Gedanke, wie der Himmel vielleicht in diesem Augenblicke ein höheres Opfer von ihr fordern könnte, halfen ihr endlich überwinden; aber

ihre gute Seele litt nun erst, da sie sich selbst vergaß, mit Christinen. Sie weinten mit einander; die treue Alte sah sich, ihrer eingewurzelten Ehrfurcht zum Trotz, in Theresens umfangenden Armen, wie eine scheidende Mutter, mit Liebkosungen und Thränen überhäuft.

„Auch dies größte Opfer will ich ihm bringen,“ sagte Therese, „die Liebe kann alles, Christine. Aber wo wirst Du hingehen, treue Seele, bis ich Dich wieder zu mir rufen darf? Ach, ich weiß wohl, was ich Dir so oft versprach, und wie schlecht ich es nun halte. Dein eingebildeter Nothpfennig ist vielleicht auch nicht mehr beisammen.“

„Ich habe eine Schwester und kann arbeiten,“ erwiederte Jene, „sorgen Sie nicht für mich, allerbeste gnädige Frau. Aber, ohne Ruhm zu melden, Sie werden schlecht bedient sein von den plumpen Leuten hier im Hause; darüber blutet mein Herz. Sie sind von Kindesbeinen an mich gewöhnt.“

„Wir trennen uns nur kurze Zeit,“ sagte Therese, indem sie sich zu lächeln zwang, „und noch einen Gefallen thue mir, nimm den armen Coquin mit; bei Dir wird er es gut haben, Du kennst seine Weise.“

„Wie? Sie wollen sich von dem Vogel trennen? Mein Gott, Sie hatten ihn ja immer so lieb, und der Papagei ist dann das letzte aus der schönen alten Zeit.“

„Die schöne alte Zeit ist hin; sie war schön, aber ich kann sie doch nicht bedauern. Den Papagei nimm mit. Die Mutter kann sein Geschrei nicht leiden. Sie hat es schon hundert Mal gesagt, ich blieb immer taub dafür.

Neulich sagte sie gar: ‚das unnütze Thür käme ihr wie eine Hofdame vor in seinem goldenen Hause und bunten Staat.' Laß ihn seine Phrasen hersprechen, wie ich es that und gieb ihm seine Lieblingsspeisen, Du kennst sie ja. Es war mein alter Spielgeselle, aber die Zeit des Ernstes ist nun da." —

Einige Tage später ging Christine mit einem Bündelchen und dem Vogel in's nächste Dorf, wo ein Bauerwagen für sie gemiethet war. Therese begleitete sie bis auf den letzten Berg; hier fiel sie ihr noch einmal mit Thränen um den Hals. „Ach! Ich kehre nun allein zurück, dahin, wo mich Niemand liebt, wo ich Niemand recht lieben kann," sagte sie. „Es ist kein Vertrauen unter uns, keine Herzlichkeit. Aber sei nicht traurig, liebe Christine, ich habe ja mein Kind und meinen Albert. Bete, daß ihn Gott erhält, alles will ich seinetwegen leiden. Geh nun, und nimm dies von mir an."

Ein Beutel mit Geld gleitete in Christinens Hand. „Gott bewahre! Gott bewahre!" rief diese erschrocken, „das ist viel Geld, was soll ich damit? und, — beste gnädige Frau, woher haben Sie es denn genommen? wenn ich mich unterstehen darf zu fragen. Es war ja nichts mehr da, oder so viel wie nichts."

„Leider bin ich eine Verschwenderin gewesen," antwortete Therese, „das soll nun auch anders werden. Ich bin leichtsinnig, aber gewiß, ich will mich bessern. Wenn die Mutter auch unfreundlich ist, ihre Vorzüge können mir doch zum Muster dienen. — Sei nicht böse, liebe, gute Christine, ich habe gestern einen guten Handel mit

der alten Kette gemacht, und den Ertrag sollst Du haben. Du weißt, ich liebte den altmodischen Schmuck niemals, und das kleine Bildchen machte mir Grauen, weil es lange schon immer traurig aussah."

„Ach, mein Gott, das hätten Sie nicht thun sollen," seufzte die Alte, „nur das nicht. Wenn das der selige Papa wüßten!"

„Der würde keinen treuen Diener unbelohnt und in Armuth von sich gelassen haben, nicht um zwanzig solcher Ketten. Geh' nun, liebe Christine, wir sehen uns bald wieder. Meine erste Bitte an Albert ist Deine Gesellschaft."

Therese wandte sich schnell und nahm den Rückweg, aber nachdem sie Christinen Zeit gelassen hatte, den Berg langsam abwärts zu steigen, kehrte sie zurück und sah der treuen Dienerin nach, so lange sie noch zu sehen war. Nun betrat sie einsam das Haus wieder, wo so manche Prüfung sie getroffen hatte. Hoffnung und Furcht theilten sich in ihre Tage, bis plötzlich der Stern erlosch, an dem ihr sehnendes Auge sich stärkte. Ein Brief von fremder Hand, den die Mutter erblassend las und zitternd in den Schooß sinken ließ, brachte die Nachricht von dem Tode des Hauptmanns. Er war auf dem Schlachtfelde gefallen, ehrenvoll, betrauert von allen, die mit ihm kämpften; er war von seinen besten Freunden zur Ruhe getragen worden. Alle Fassung, alle Resignation hatten die Mutter verlassen; sie jammerte laut, und der zitternde Greis sah im Geist auch sie in's Grab senken. Theresens Gefühle nennt keine Sprache; sie war

stumm, ohne Klagen, ohne Thränen. Ihr Auge blickte starr zur Erde, sie hörte die Stimme ihres Kindes nicht, sie verlangte nicht nach ihm. Das Grab hatte alles verschlungen, was ihr Leben schmückte. So verlebte sie Tage in dumpfer Fühllosigkeit, bis es der theilnehmenden Amme gelang, sie mit dem Kinde zu beschäftigen, und durch sein Lächeln ihr Thränen zu geben.

Therese dachte bei ihrem Verluste nur an das, was ihr Herz, ihre Liebe verlor; daß sie nun ohne Schutz, ohne Aussicht, abhängig von ungeliebten, strengen Menschen war, das sah sie nicht, weil ihr Schmerz die Zukunft verhüllte. So bewegte es sie kaum, als nach einigen Monaten das Schicksal sie über diese Sorge emporhob. Der Prinz Georg von S**, derselbe, dem sie einstmals im Schweizeranzuge erschien, war ihrem Manne besonders gewogen gewesen, er ließ theilnehmend nach der Wittwe fragen, und beschenkte sie mit einem einträglichen Gute im Nachbarlande. Theresen konnte jetzt nichts willkommener sein, als ländliche Ruhe, doch zweifelte ihr gutes Herz, ob es recht sei, die alten Eltern zu verlassen, ihnen den Anblick des Enkels zu entziehen. Madame Loos selbst machte dem Zweifel ein Ende. Sie redete ihr zu, den neuen Aufenthalt zu besuchen, zu bewirthschaften, und ein Leben ohne häusliche Pflichten mit einem nützlichen, weiblichen Treiben zu vertauschen. Theresens Gefühl legte ihr nur noch eine Pflicht auf: sie bat die alten Leute, mit ihr zu gehen, aber vergebens.

„Es würde alles anders sein, als ich es gewohnt bin, Frau Tochter,“ sagte die Bürgermeisterin; „in eine

elegante Wirthschaft passe ich so wenig, wie meine Haube auf Ihren Kopf, und ein alter Baum biegt sich nicht mehr. Eigner Heerd ist Goldes werth."

„Haben Sie Dank, liebes gutes Kind," setzte der Vater herzlicher hinzu. „Sie wissen schon, es geht mir nichts über meine Seelenruhe und meinen behaglichen Schlaf. Auf dem Lande würde mich der Gedanke an Diebe jede Nacht stören. Ich weiß jetzt Beispiele von ganzen Banden, die in Pfarrhäusern und auf Gütern eingebrochen sind. Da ist mir denn doch die Stadt lieber." —

Theresens Gut lag in einer fruchtbaren Ebene, und gewährte dem Blick die weiteste Aussicht auf reiche Felder, kleine Gebüsche, ferne Thurmspitzen. Eine Landstraße und ein breiter Strom waren seitwärts, wie zwei Bänder verschiedener Farbe zu sehen, die die Einsamkeit an das Leben und Treiben der Menschen knüpften. Der Baumgarten schloß sich dicht an ein Stück Waldung an, ausgehauene Gänge, freie Plätze, von denen man Feld und Strom an gutgewählten Stellen übersah; manche Spur jetzt verwilderter Anlagen zeigten, das hier ehedem ein wohlgepflegter Spaziergang das Gut mit einem alten Jagdschlosse verband, das eine halbe Stunde davon entfernt war, und in der That hatte beides sonst nur ein Besitzthum ausgemacht. Das Jagdschloß war jetzt unbewohnt, wenn gleich eben so prächtig eingerichtet als damals, wo es noch oft die Besitzer in seinen Mauern sah. — Therese hatte Christinen sogleich geschrieben, und die treue Alte erwartete ihre Herrschaft an der Thür

des Wohnhauses. Thränen waren die ersten Zeugen des Wiedersehens. Thereseus schwarze Gestalt entlockte sie Christinen, noch ehe eine Klage über die Lippen der jungen Wittwe ging.

„Das war das Ende meiner Hoffnungen, gute Seele!" rief sie schmerzlich bewegt aus. „Darum mußt' ich ihn sehen, ihn lieben, ihn besitzen! Darum mußt' ich so viel leiden!" —

Christine suchte schüchtern mancherlei Trostgründe hervor, und strebte, wie vormals, durch Zerstreuung den Schmerz zu schwächen. „Joli und Coquin sind auch wieder da," sagte sie, „es ist alles wieder wie bei der Fürstin, nur daß wir den Junker Albert haben! Wäre nur die Kette noch unser, ich kann sie nicht vergessen; ja für das halbe Gut möchte ich sie zurückkaufen, versteht sich, mit Ew. Gnaden Erlaubniß."

— Die Einrichtung ihrer Häuslichkeit, der Umgang mit der ländlichen Natur, ließ nun Tag an Tag, Woche an Woche verstreichen, und mit dem Sommer ging Theresens achtzehntes Jahr zu Ende. Da erkrankte ihr Kind; acht schreckliche Tage fesselten sie hoffnungslos an sein Bett, nur auf seine Mienen, seine Athemzüge lauschend. Am neunten Abend, als eben der Mond zwischen Laub und Weinranken in's Fenster blickte, lag die Arme auf den Knieen neben dem entschlummerten Liebling. Sie antwortete nicht auf Christinens Klagen, sie betete still ergeben. In der lieblichsten Gestalt war der Todesengel vor ihr erschienen, das Wehen seiner Flügel hatte ihrem Herzen alle irdischen Flecken abgestreift. Sie

blieb in sich versunken, bis am dritten Tage die süße Kindesgestalt unter Blumen in's Grab gelegt ward. Sie selbst hatte die Kränze von Levkoy, Astern und Orangenblüthen gewunden, aber mit einer unbewußten Thätigkeit, vor der Christinen schauderte. Als sie sich wiederfand, schien sie nur noch durch leise Erinnerungen jener Zeit zu gehören, wo ihr leichter Sinn das Räthsel des Lebens unter seiner Rosenhülle nicht erkannte.

„Sieh," sagte sie leise, als solle der Schlummernde nicht erwachen, „er nimmt alle unsere Blumen mit, wie alle unsere Freuden. Auch die Blumen haben ein Schicksal, gleich dem Menschen; zum Brautschmuck blüht diese auf, jene zum Todtenkranz. Mein Schicksal war hart, doch ich murre nicht; eine andere Seele denkt in mir, seit ich alles dort oben suchen muß. Ich bin nicht mehr die nichtsdenkende, eigenwillige Therese. — Ueber meine Blüthen ist ein Sturm gekommen, aber sie werden jenseits schöner blühen, als sie hier verwelkten."

Die Geschichte eines leidenden Herzens, einer stillen Ergebung, des langsamen Wiederfindens im Reiche des Lebens und der Thätigkeit müßten wir erzählen, wenn wir etwas über das nächste Jahr sagen wollten. Winter und Frühling wechselten die Herrschaft, der Sommer flog vorüber, die Astern standen wieder auf den Beeten. Der Schnitter verließ das Feld und übergab es dem fröhlichen Jäger. Auf dem Jagdschlosse ward jetzt zum ersten Male ein Besuch erwartet. Kein jagdlustiger Mann aber war es, für den sich die Zimmer schmückten, sondern die achtzigjährige Fürstin Caroline, Mutter jenes Heerfüh-

rers, an dessen Andenken sich Theresens schönste Erinnerungen knüpften, und Großmutter des Prinzen Carl, der nach dem frühen Tode seiner Eltern von ihr und seinem Oheim Georg erzogen ward. Dieser war vom Schlachtfelde aus als Botschafter in's Ausland gesandt worden, wo er fast zwei Jahre lang verweilt hatte, und kehrte jetzt ungern zurück; sie wollte ihn, ihren Liebling, hier empfangen. Ein Courier flog ihm entgegen, seinen Weg zu leiten, indessen die alte Fürstin, nur von einem Cavalier und wenigen Damen gefolgt, im Schlosse eintraf. Die Fenster schimmerten im Kerzenglanz weit hin durch das Dunkel, als Prinz Carl langsam in das Gehölz einfuhr und sich dem Eingang nahete. Hunde schlugen an, Bediente stürzten mit Fackeln an den Wagen, der Hofcavalier stand am Schlage, den jungen Mann, freudig gerührt, im Namen der Fürstin willkommen zu heißen.

„Ich danke Ihnen, Baron," antwortete der Prinz, über dessen schönen Zügen eine trübe Wolke lag, „ich danke Ihnen von Herzen. Aber, wenn Sie es wissen, möchte ich fragen, warum eben hier der Ort der Zusammenkunft sein muß? Ich habe den finstern, verlassenen Ort nie geliebt, ich komme mit Widerwillen."

Der Hofmann zog die Schultern und gestand seine Unwissenheit; der Prinz eilte in sein Zimmer, die Reisekleider zu wechseln, während man ihm im Saale mit Ungeduld entgegensah. Endlich öffneten sich die Flügelthüren, zitternd stand die Greisin von ihrem Sitze auf, als Carl eintrat. Sie ging langsam einige Schritte vor-

wärts, eine kleine, schwächliche Gestalt, in grauen Atlas sehr einfach gekleidet, ein tiefes Spitzenhäubchen um das blasse Gesicht, dem nur die glänzenden Augen noch Leben gaben; ihre bebende Stimme vermochte kaum das tiefgefühlte ‚Willkommen!‘ auszusprechen. Rasch und kräftig schritt ihr die hohe Gestalt des Prinzen entgegen, bis Liebe und Ehrfurcht sein Knie vor ihr beugte, und ihre zarte Hand lange segnend auf seinem Haupte ruhte. Als er sie dann zurück zum Sopha geführt, die Anwesenden, lauter alte Bekannte, huldreich gegrüßt, und auf dem Sessel neben ihr Platz genommen hatte, forschte ihr dunkel werdendes Auge mühsam in seinem Gesicht, das nicht mehr, wie vor Jahren, den Ausdruck heiterer, muthwilliger Jugendlust trug. Das Nachdenken schien jetzt hier zu wohnen, die schönen schwarzen Augen hatten noch dieselbe lächelnde Freundlichkeit, wenn er sprach, aber sie wich einem schwermüthigen Ernste, sobald er einen Augenblick die Herrschaft über sie aufgab. Seine Farbe war bläßer, die ganze Gestalt, das ganze Wesen männlicher, gebietender.

„Ich habe Dich hier empfangen wollen, lieber Carl,“ sagte die Fürstin. „Das Haus, die Gegend sind mir vorzüglich werth; ein altes Attachement ließ mich lange wünschen, beides noch einmal zu sehen. Aber wenn man achtzig Jahre hat, braucht man größere Veranlassung zur Reise, als einen flüchtigen Einfall. — Ich war sonst viel hier; mein hochseliger Vater liebte die Jagd, und ich folgte ihm gern durch den Wald im leichten Wagen, zuweilen auch wohl zu Pferde. Ihre Mutter, Baronin,

leistete mir dabei Gesellschaft; wir waren beide jung, munter und unternehmend. Nun bin ich lange nicht anders als im Traume hier gewesen. Dein Vater, lieber Carl, auch ein passionirter Jäger, brachte jeden Herbst einen Monat in diesen Mauern zu. Jetzt giebt es keinen Verehrer St. Huberts mehr unter uns."

„Werden Ew. Durchlaucht lange hier verweilen?" fragte Carl.

„Nur wenig Tage," antwortete sie, „um von der Reise zu ruhen. Ich will Deine Ungeduld nach den Freuden der Gesellschaft nicht auf die Probe stellen."

„Sie würde jede Probe bestehen," sagte Carl. „Jahre, im endlosen Drange solcher Genüsse, machen die Sehnsucht nach Stille rege. Ich lebte die letzten Monate ziemlich abgezogen in der Gesellschaft weniger Freunde, den Musen, den Künsten; ich lebte so angenehm, daß ich ungern schied. Aber es bedurfte nur Ihres Rufs, theure Mutter, Ihrer rührenden Aufforderung. Seit ich lebe, bin ich gewohnt Sie zu ehren. Möchte meine Liebe Ihrem schönen Alter noch Freuden geben."

„Ich mußte Dich zur Eil ermahnen, mein lieber Sohn, wenn ich Dich noch wiedersehen wollte. Mit achtzig Jahren zählt man nur nach Tagen oder Stunden. Aber vielleicht ist mir noch die Freude beschieden, Dich vermählt zu sehen. Ich möchte gern mit der Hoffnung sterben, daß unser alter Stamm in Dir fortlebt."

„Ich bin entschlossen, mich nicht zu vermählen," sagte der Prinz kalt und fest. „Bestreiten Sie diesen Entschluß

nicht. Es würde mich unglücklich machen, ihn gegen Sie zu vertheidigen."

Eine stumme Pause folgte seiner Erklärung, aber der Prinz gewann augenblicklich den Gleichmuth des feinen Welttons wieder, und, die Umgebungen ungesucht in's Gespräch verflechtend, wußte er den Abend mit Erzählungen und Beobachtungen auf's angenehmste zu erheitern. Die Erinnerungen der Fürstin, mit jenen ihres Neffen um ein halbes Jahrhundert verschieden, stellten sich anmuthig neben die neuen Sitten der mancherlei Höfe und Städte, die Beide gesehen hatten, und man schied, ziemlich spät für die alte Dame, deren Lebhaftigkeit die Last der Jahre oft vergaß

„Aber er ist nicht mehr, was er war, Baron," sagte sie, indem sie ihm kopfschüttelnd nachsah und den Arm ihrer Hofdamen nahm. „Finden Sie es nicht auch? Sehen Sie noch eine Spur von der Etourderie, über die sein Onkel so oft klagte? Er wird sich der Veränderung freuen, aber mir scheint sie zu plötzlich, zu gewaltsam. Seine Augen erinnerten mich heute an seinen armen Bruder. — Gute Nacht, Baron; ein Tag der Freude ist hin, und er soll auch seinen Wermuth haben. — Dienet dem Herrn mit Furcht und freuet Euch mit Zittern."—

Als am nächsten Tage der Prinz sich nach der Mittagstafel entfernt hatte, um einen Brief zu vollenden, versammelte sich der kleine Kreis der Damen um die Fürstin, die einige kostbare Kleinigkeiten, mitgebrachte Geschenke ihres Enkels, theils zeigte, theils vertheilte. Ringe mit Mosaik, ein Gemmenschmuck, Dosen und

Uhren mit musikalischen Stimmen, vor allen ein silberner Becher, dessen erhabene Arbeit die größte Bewunderung erregte. Er ging von Hand zu Hand, und jeder wußte eine neue Schönheit zu entdecken.

„Etwas bewunderungswürdiges von Goldarbeit kann ich indessen auch zeigen,“ sagte die Baronin, „wenn Ihro Durchlaucht erlauben. Eine Kette, die ich auf der Reise hierher im letzten Gasthofe gekauft habe.“ Sie gab bei diesen Worten einem Lakai die nöthigen Befehle, und nicht lange, so war die Kette, unsere alte Bekannte, in ihrer Hand. Das Gold war offenbar seit ihrer Auswanderung einer neuen Läuterung unterworfen worden, denn es schimmerte heller und reiner, als damals, wo es Theresen zum Altar begleitete.

Die Fürstin griff hastig nach der Kette. „Das ist seltsam,“ rief sie aus, „sehr seltsam in Wahrheit; ich bin wie im Traume. Das Kleinod ist mir wohlbekannt, es war ein Gefährte meiner Kindheit, und sieht mich nach siebenzig Jahren wie ein alter Freund an. Liebe Baronin, ich möchte Ihnen um jeden Preis den Besitz der Kette streitig machen, die sich so wunderbar wieder zu mir gefunden hat.“

„Disponiren Ihro Durchlaucht ganz darüber,“ erwiederte die Baronin. „Ich bin außerordentlich erfreut, daß meine Emblette Ihren Beifall erhält.“

„Sie wissen Alle,“ fuhr die Fürstin fort, „wie gern Kinder, besonders Mädchen, in den Kostbarkeiten der Mutter herumsuchen, das Glänzende beschauen, selbst das Werthlose anstaunen mögen. So war mir die Kette

vor die Augen gekommen, und das geheimnißvolle Wesen meiner Wärterinnen, wenn sie sie meinen Händen anvertrauten, vermehrte die Ehrfurcht, welche ich vor diesem alterthümlichen Schmuck hatte. Eine dunkle Sage legte ihr manche wunderbare Eigenschaft bei; die Weiber meiner Mutter glaubten fest daran, und sie selbst war in einzelnen Stunden, welche vielleicht jeder Mensch hat, nicht ganz frei von dem alten Glauben, über den mein Vater neckend scherzte. Aus den ältesten Zeiten mag die Arbeit sein; Goldarbeiter waren die frühesten Künstler in unserm Vaterlande, doch die Sage ließ das Kunstwerk nicht von Menschenhänden stammen. Sie gab der Kette Kraft, glückliche Bündnisse zu schließen, getrennte wieder zu vereinen, sie prophezeihte dem Geschlecht lange Dauer, das sie bewahrte, und sprach von einer Eigenschaft des kleinen Bildes, durch heitere oder traurige Züge zu warnen, oder zu trösten. In meinem neunten Jahre endlich verlor ich den lieben Schmuck aus den Augen. Mein Vater hatte ihn verschenkt, meine Mutter lebte nicht mehr, und er haßte die Wichtigkeit, die der Aberglaube darauf legte. Aber, — fast schäme ich mich, es zu gestehen, — es hat Augenblicke des Schmerzes, des Kummers gegeben, in welchen ich an die Sage dachte und den Verlust betrauerte. Ja, noch in dieser Nacht beschlich mich eine ähnliche Schwachheit. Mein ältester Enkel ist an dem Gram einer hoffnungslosen Leidenschaft gestorben, der jüngste erklärte gestern den Entschluß, ehelos zu bleiben, so kann der weitverbreitete, grünende Stamm absterben; und leider, — ist es jetzt zu sonnen-

hell um mich, um den Wahn zu nähren, die befreundete Kette sei ein Hoffnungspfand."

„Das Bildchen lacht," rief eine junge Dame, es beschauend, „aber wie wunderlich ist es gekleidet, es trägt eine kleine Krone über dem Schleier, wenn ich nicht irre. Thue den Mund auf, liebe Frau, und sage uns, was es mit Dir für eine Bewandtniß hat."

„Wenn Sie ein Mährchen hören wollen, Comtesse," sagte die Fürstin, „so dürfen Sie mir nur ein gutes Wort geben. Ich erzähle es Ihnen treuherzig wieder, wie es mir die Kammerfrau meiner Mutter hier in diesem Saale vortrug, als eine große Jagd den ganzen Hof, auch meine Mutter entfernt hatte. — Im Jahr 1168, als fast die ganze Gegend des sächsischen Erzgebirges noch unbebaut war, und ein weiter Wald, der den Namen Miriquidi trug, sich da ausdehnte, wo jetzt die Betriebsamkeit wohnt, zog ein Handelsmann einsam diesen Weg. Er gehörte nach Goslar zu Hause, und kam jetzt über Halle durch das Meißnerland, um nach Böhmen zu ziehen. Ein stattliches Packpferd, mit seinen Waaren beladen, trabte neben ihm her, er selbst ritt ein anderes rüstiges Thier. Aber die Nacht hatte ihn überfallen, er verlor Weg und Steg, der Regen strömte nieder, seine Pferde strauchelten bei jedem Schritte über Baumwurzeln und Gestrüpp. Kein Licht, kein Stern leuchtete, und nirgends war ein Obdach. Er hörte wohl die Glocken des Klosters Altenzell in der Ferne läuten, aber in der Bemühung, dem Schalle zu folgen, kam er nur mehr vom Wege ab, bis endlich die Thiere nicht weiter wol-

ten, trotz Zureden und Peitschenschlägen. Auf dem nassen Boden zu übernachten, war nun zwar eine schlimme Aussicht, selbst für einen so muntern, muthigen Burschen, als unser Reisender zu sein schien, aber er verlor darum die gute Laune nicht, zog sich dicht an den Rand eines Berges, den er schon eine zeitlang neben sich gehabt hatte, zündete ein Stückchen Kerze mit Stein und Stahl an, und beleuchtete so viel als möglich sein muthmaßliches Nachtquartier. Man sagt: ‚das Glück sei dem Kühnen günstig;‘ hier traf das Sprichwort zu. Der Handelsmann entdeckte einen engen Höhlenschlund, gerade so hoch und weit, sich und die Pferde darin zu bergen; auch waren die drei Gefährten kaum dicht neben einander hier untergebracht, als das Wetter schlimmer und schlimmer tobte, so daß fast kein lebendes Wesen seiner Wuth hätte trotzen mögen. Es rieselte in Strömen von dem Berge, der Wind pfiff wie ein Orgelwerk, der Handelsmann schlug ein Kreuz über das andere, und dankte dem heiligen Julian, dem Beschützer der Reisenden, für das schlechte Obdach.“

„Lange unthätig zu liegen war unseres Mannes Sache nicht. Er kroch an den Wänden der Höhle umher, und fand im Winkel noch eine kleinere Oeffnung. Neugier führte ihn weiter. Anfangs konnte er nur gebückt gehen, dann ward es höher, immer höher, und immer geräumiger, und je weiter er kam, je jäher stürzte sein Weg in den Schooß der Erde hinab. Endlich sah er sich in einer freien Wölbung, deren Höhe und Tiefe das armselige Flämmchen in seiner Hand nicht ausmaß. Er setzte

sich ermüdet nieder, die Erde war warm, alles ringsum still, er beschloß hier den Schlaf zu suchen. Kaum hatte jedoch der erste Anflug des Schlummers seine Sinne befangen, so glaubte er ein Geräusch zu vernehmen, als ob silberne Glöckchen erklängen, und in diesen Tönen erschollen die Worte: ‚Herbei, herbei! Ein Fremdling liegt auf unserm Grund, seht wer er sei.'"

„Caspar, so hieß der Handelsmann, raffte sich auf, aber alles war ruhig. Er schalt sein bewegtes Blut, legte sich nieder und sogleich war das Tönen von neuem da. ‚Laßt ihn, erweckt ihn nicht, scheint mir ein muntrer Wicht. Zündet der Berge Licht.'"

Caspar war jetzt ganz munter, ein kleiner Schauer faßte sein fröhliches Herz an. Er sah ein neckisches tanzendes Flämmchen längs den Bergwänden hinlaufen, überall kleine Lichter entzündend, so daß die ganze Halle in hellem Glanze schwamm. Er rieb sich die Augen, er drückte und preßte seine Hände, um aus dem närrischen Traum zu erwachen; umsonst, — was er sah war wirklich. Unzählige winzige Gestalten, kleinen Kindern an Größe gleich, eilten geschäftig hin und wieder, wühlten in der Erde, klopften, hämmerten, arbeiteten, kochten und brodelten in großen Gefäßen. In einer Ecke las ein Weibchen glänzende Steine aus einander, wie Caspars Frau daheim Erbsen und Sämereien las. In einer andern hockte ein kleiner Mann und meißelte mit feinen, haarkleinen Werkzeugen goldene und silberne Kleinode. Seltsam waren die Bergleutchen anzuschauen. Weitfal-

tig und lang umgaben sie schleppende Gewänder von Moos und Steinfarbe, die sich in der Erde verloren, daß man ihr Ende nicht sah. Die großen Köpfe schmückte ein Krönchen, und durch lange Nebelschleier schimmerten wunderlich bewegliche Züge, flammende Augen, die gleich Blitzen umherzuckten. Ihre Rede klang bald wie feines Silber, bald wie härteres gröberes Metall. Caspar konnte vor dem Gewirr nichts vernehmen; er merkte nur, daß ein Theil der kleinen Leute, von aller Arbeit ledig, beisammen standen, die dicken Köpfe zusammensteckten und, wie es schien, — ihre blitzenden Diamantenaugen nach ihm hinrichteten. Vergebens wollte er ihr Gespräch erlauschen, seine Ohren gellten vom lauten Getön. Endlich näherten sich zwei und setzten sich dicht neben ihm nieder. Ein Spiel, wie unsere Bretspiele, stellten sie zwischen sich, schoben und rückten glänzende Steine auf mancherlei Art, lachten und kicherten, schwatzten und wisperten nach Herzenslust. Andere belustigten sich mit körperlicher Bewegung, hüpften, tanzten, schlugen Rad und Purzelbaum, oft so nahe an dem vermeinten Schläfer, daß er sich nicht zu regen wagte. Dabei ward ein seltsames Mahl herangetragen, bei welchem Maulwürfe sehr geschickt bedienten."

„Unser Reisender," — fuhr die Fürstin fort, — „so hungrig er war, lüsterte nicht danach; es schien seiner erfahrenen Nase ein Gemenge von Harz und Pilzen; auch waren die Portionen so klein, als des Apothekers Pillen. Er hüllte sich in seinen Mantel und biß herzhaft in eine Brodrinde, die sich zufällig in seiner Seitentasche fand.

Nicht lange aber, so schüttelte eine kleine Hand ihn wach, und ein Silberstimmchen sprach:

„‚Steh' auf, Herr Gast, genug der Rast. Willst Du, ob Deinem vorwitzigen Schielen, nicht Flammenschmerz oder Wasserqual fühlen, so magst Du mit mir um die Freiheit spielen. Zeig Dein Geschick, versuche Dein Glück; schließest Du mich im Zirkel ein, bezahl' ich mit Erzen, mit blankem Gestein; ich darf nur die Hand in den Boden senken, kann ich Dich für ewige Zeiten bedenken. Doch bist Du besiegt und im Verlust, mit Gut und Blut Du uns dienen mußt. Auf! schnell! wenn Dir der Athem was gilt, Du riesenhaftes Menschengebild.'"

„Caspar konnte nicht umhin, der Aufforderung zu folgen, aber er sagte doch etwas zitternd: ‚Ihr Herren, nichts für ungut; ich kenne Euer Spiel nicht, und könnte mich leicht um Bart und Kopf spielen, wie Ew. Gnaden zu drohen geruhten. Laßt mich lieber zuschauen, oder wieder hinaufgehen, wo ich hergekommen bin.'"

„‚Du mußt, Du mußt!' erscholl es im Chor, ‚nimm nur den Stein, setz' ihn ein: Bart und Kragen mußt Du wagen, schäme Dich Riese so feige zu sein, wir sind so muthig und sind so klein.'"

„Caspar setzte sich unter dem schallenden Gelächter der winzigen Gesellschaft zum Spiel nieder; ihm war nicht wohl zu Muthe. Aber er faßte ein Herz und spielte in den Tag hinein, immer dreister je länger es währte; er gewann dreimal. Jedesmal griff sein Gegner mit lau-

tem Kichern und Glückwünschen in die Erde neben sich und zog einen Klumpen schimmerndes Erz hervor. Caspar steckte den Gewinn in seine weiten Taschen, er fing schon an, in Gedanken recht hochmüthig zu triumphiren; aber, o weh! das vierte Spiel verlor, das fünfte wieder. Der Gnom drohte höhnisch lächelnd, indem er noch ein einziges, als das entscheidende anbot. Caspar spielte mit Todesangst und verlor wieder!" —

„In diesem Augenblicke öffnete sich die Bergwand des Hintergrundes, und ein kleines Weibchen, hübscher als die Andern, trat mit königlichem Anstande hervor. Eine Schaar Dienerinnen umgab sie, Maulwürfe trugen ihre Schleppe, ihre Krone schimmerte von blutrothen Steinen. Hinter ihr ging eine größere Gestalt, offenbar ein Wesen von Caspars Art, obgleich noch im Kindesalter, ein schönes Mädchen mit goldenen Locken. — ‚Willkommen, Rubina, willkommen Frau Königin,' rief der Geisterchor; alle drängten sich um die Herrin. Indessen versuchte Caspar den Ausgang zu gewinnen, doch leider, so sehr er auch suchte, so gewiß er auch die Stelle gemerkt hatte, sie war nicht zu finden. Traurig setzte er sich wieder an den Boden, und war so in seinen Gedanken versunken, daß er erst spät gewahr ward, wie das goldgelockte Kind neben ihm stand."

„‚Wer bist denn Du?' fragte er verdrießlich. ‚Du siehst aus wie ein Menschenkind, aber ich kann nicht denken, daß es diese Nacht zwei solche Narren gegeben hat, wie ich einer bin.'"

„‚Ein armes Mädchen bin ich, kaum dreizehn Jahr alt, und schon meiner Beschützer beraubt. In dem nahen Bergschloß hielt ein böser Ritter mich gefangen, mein Erbtheil hat er geraubt, meine Eltern erschlagen. Ich war in einem dumpfen Gewölbe verschlossen, und rief und seufzte nach Hülfe. Da kam die kleine Frau, die Du dort siehst, und durch mancherlei schauerliche Wege hat sie mich hieher geführt. Ich kannte sie schon, ich habe oft von ihr geträumt und erschrak gar nicht. Aber hier wird mir angst, es ist mir, als könnte ich mich nur zu Dir gesellen! Wohl mir, daß Du da bist.‘"

„‚Schönen Dank für das gütige Zutrauen,‘ sagte Caspar mürrisch, ‚aber seht, ich für meinen Theil wollte, ich wäre dort oben, und wenn auch die Wolken alles Wasser auf die Erde göſſen, was sie seit der Sündfluth an sich gezogen haben. — Muth gefaßt — Muth! die Frau Königin Rubina kömmt aus dem Gedränge ihrer Unterthanen heraus. Seht, sie geht zu dem Goldschmied dort in der Ecke und beschaut recht vornehm seine Arbeit. Hilf Himmel, ich glaube gar, ihre Füßchen tragen sie zu uns her. Gebt doch auf die Maulwürfe acht; was das Zeug sich für eine Miene giebt, als hätten ihre Vettern und Muhmen nimmermehr auf dem Felde als todte Schildwachen gestanden.‘"

„Die Königin schritt nun heran und bedeutete das kleine Fräulein, sich zu einer Reise zu rüsten. Dann hing sie ihr die Kette um, dieselbe Kette, die hier vor uns liegt, indem sie alle wunderbaren Eigenschaften derselben mit

ihrem hellen Stimmchen nannte. Sie wies auf ihr Bild, das daran befestigt war, und verhieß, es solle durch Lachen oder Trauern, gute und böse Tage, guten oder bösen Erfolg einer Handlung andeuten; vor allem aber gebot sie ihrem Schützlinge, nur den Mann zu freien, der dasselbe Bild besäße, die Kette als Braut zu tragen, um in der Ehe glücklich zu sein, und sie niemals von sich zu lassen. Auch ein ziemlich schweres Säckchen voll rother Pilze, unter deren Last die kleine Majestät fast erlag, befahl sie herrisch, wohl zu verwahren und ihrer dabei zu gedenken."

„Indessen hatte der ränkevolle Mitspieler des armen Caspar diesen auf die Seite gezogen und ihm den Willen der Königin eröffnet: er solle das Fräulein gen Schwaben geleiten, wo sie bei einer Base Schutz finden würde. Er warnte ihn vor Ungehorsam und drohte ernstliche Strafe, wenn er das anvertraute Pfand nicht treulich an Ort und Stelle bringen würde. Die Augen rollten, die beweglichen Züge zuckten, als er seine Rede also schloß: ‚Einer geht mit, auf Tritt und Schritt, ein kleiner Gesell, gewandt und schnell. Hüte Dich ihn in Zorn zu bringen, der kleine Gesell kann Dich bezwingen.'"

„Caspar that was er mußte, er zahlte des Spieles Preis in einem bündigen Versprechen, und gelobte sich im Stillen, nimmermehr wieder zu spielen. Drauf erweiterte sich der Ausgang der Höhle, der Wanderer ergriff des Fräuleins Hand, führte sie hinauf zu seinen Pferden, die ihm entgegen wieherten, bekreuzte sich viele Male, holte

aus Herzensgrunde Athem und suchte das Freie. Der Morgen graute, der Himmel hatte sich erheitert. Das Kind erhielt seinen Platz auf dem Handpferde neben dem Waarenpack, und fort ging die Reise."

„Unterwegs fiel es Caspar freilich ein paar Mal ein, das Fräulein allein ziehen zu lassen, denn er hatte großen Schaden von der Abänderung seiner Reiseroute zu fürchten; wenn er aber so etwas dachte oder überlegte — husch! saß ein Maulwurf auf seinem Rosse und rief gellend: ‚Hüte Dich! hüte Dich!' — Immer ging er dann in sich, legte eine Meile nach der andern zurück, und brachte das Kind zuletzt wohlbehalten zu der Base nach Schwaben." —

„Nach Jahr und Tag war unser Reisender ein reicher Mann, der in Goslar Haus und Hof besaß und sich's gar wohl sein ließ. Die Leute wollten etwas von einem Beutel mit Golde wissen, den er einstmals mitten unter seinen Waaren gefunden habe, allein er lachte nur darüber. Das Erz aber, seinen Spielgewinn, hatte er in Goslar sogleich sachkundigen Leuten gezeigt, vorgebend, er habe es im Walde Miriquidi gefunden. Da es nun gar große Aehnlichkeit mit dem Goslar'schen Erz hatte, so zogen viele Bergleute, die von den sächsischen Herzogen gedrückt wurden, an den bezeichneten Ort, schlugen ein und fanden reichhaltige Gänge und Flötze. Markgraf Otto der Reiche von Meißen that ihnen reichlichen Vorschub. Er kaufte dem Kloster Altenzell zwei Dörfer ab, umgab alles mit Ringmauer und Graben, und legte eine Stadt an, die wegen der vielen Freiheiten, mit welchen

er sie begabte, Freiberg genannt wurde. Wie nun die schöne Stadt fertig stand, besuchte sie Markgraf Otto mit seinem ganzen Hofe; weit und breit kamen fremde Gäste herzu, unter ihnen auch die Base aus Schwaben, nebst dem Fräulein, das nun erwachsen, schön wie ein Engel und reich wie eine Fee war. Die rothen Pilze, die ihr jenes Mal die Königin Rubina mitgab, waren nichts anderes, als große unschätzbare Rubinen gewesen; die Base verwandelte sie in Geld und Gut, nur die abgefallenen Bröckelchen am Boden des Säckchens wurden zur Schnur gereiht, um den weißen Hals des Mädchens zu zieren."

„Unter Markgraf Otto's Hofleuten befand sich ein Graf — meine Quelle, die alte Kammerfrau, machte ihn zu unserem Ahnherrn — dem das schöne Fräulein vor allen Blumen des Hofs gefiel. Er warb um sie, sie sah ihn auch gern, und es mußte sich fügen, daß er ihr nebst andern werthvollen und werthlosen Kleinigkeiten ein goldenes Bild verehrte, worauf die Königin Rubina eben so zu schauen war, als auf jenem, das sie besaß. Schüchtern, mit heißen Wünschen im Herzen, nahm sie ihre Kette, begab sich einsam auf die Terrasse des Gartens, verglich die Bilder und befragte das ihrige: ‚ob wohl der Freier der rechte sei?‘ Und siehe! das Bild lächelte wie die Sonne, wenn kein Wölkchen ihr Gesicht entstellt."

„‚Gieb mir das andere wieder,‘ rief eine Glockenstimme, ‚laß es hier fallen, Du brauchst es nicht mehr.‘" — —

So weit hatte die Fürstin mit angenehmer Munterkeit

ihr Mährchen erzählt, als der Eintritt des Prinzen sie unterbrach. Der freundliche Ernst in seinem Gesicht verwandelte sich in sichtbares Erstaunen, ja in Bestürzung, als er zum Tische kam und die Kette erblickte, welche man, recht wie zu allgemeiner Anschauung, darauf ausgebreitet hatte. Er nahm sie in die Hand, er betrachtete sie von allen Seiten; endlich fragte er rasch und lebhaft: ‚woher dieser Schmuck stamme, wem er gehöre?‘ Die muntere Comtesse nahm das Wort, ihn zu belehren. Sie erwähnte zuletzt ihrer fabelhaften Wunderkräfte, und wurde nicht müde, das Bild der Königin Rubina zu betrachten, indem sie bald diese, bald jene Frage aussprach.

„Es kann etwas an der Sache sein,“ sagte der Prinz sehr ernst. „Ein frohes Herz wird immer ein Lächeln in diesen undeutlich ausgeprägten Zügen sehen, während der Traurige alles um sich her in seine Farbe kleidet.“

„Sehen Ihro Durchlaucht aber nur jetzt her, nicht wahr sie lacht?“ rief die Comtesse.

„Mir nicht,“ antwortete er, das Bild starr betrachtend. Sein Gesicht war todtenblaß; er stand eine Weile in tiefen Gedanken, legte dann die Kette hastig nieder, und nahm mit sichtbarer Beherrschung seiner Gefühle einen ganz fremden Faden auf, die Unterhaltung fortzuspinnen. Niemandem entging indessen die Schwermuth, mit welcher er kämpfte, am wenigsten der fürstlichen Matrone, und ihr Herz litt mit ihm, während sie äußerlich die ruhige

Haltung bewahrte, die in der großen Welt Schmerz und Leidenschaft, Liebe und Haß bedeckt.

Es war noch früh, als man sich für die Nacht trennte und die Fürstin ihr Schlafgemach aufsuchte. Hier war sie gewohnt, ihre vertraute Kammerfrau bei Besorgung der nächtlichen Toilette zu finden, und die kleinen Vorfälle des Tages von ihr zu vernehmen, die das Alter so gern bespricht oder sich vortragen läßt. Der hohe Stand und die feine Bildung der alten Dame machten darin keinen Unterschied; sie fühlte, wie alle ihre Mitschwestern, das Zurücktreten mancher Freude, mancher Beschäftigung, und das unschuldige Geschwätz ihrer Dienerin füllte zuweilen eine solche Lücke nicht unangenehm aus. Heute war es an ihr, der neugierigen Kammerdienerin eine angenehme Neuigkeit mitzutheilen, indem sie ihr die Kette zur Verwahrung übergab, und den hohen Werth, den langer Besitz und alte Sagen ihr beilegten, mit einigen Worten berührte.

„Da begegnet mir etwas seltsames, Ihro Durchlaucht," sagte die Zofe, die Kette aufmerksam ansehend. „Den ganzen Abend habe ich von solchem Kleinod gehört, und nun halte ich es selber in der Hand. Die Kastellanin lud mich zu einer Schale Thee ein; es war eine hübsche Gesellschaft beisammen, unter andern die Kammerfrau einer Gutsbesitzerin in der Nähe. Wir sprachen denn mancherlei, wie es zu gehen pflegt, wo Frauen um den Theetisch sitzen; die Kastellanin brachte eine und die andere wundersame Geschichte vor, von dem Schlosse hier, von den hochseligen Fürstenbildern, mit Ew. Durchlaucht

Erlaubniß, von einem Pokal, der kein Gift duldete, von Liebestränken und Wunderkuren. Ich hatte an dem allen mein Vergnügen, wie an den Mährchen aus tausend und einer Nacht, oder anderer Lektüre, aber ich blieb bei meinen Zweifeln. Die Andern, vornehmlich die Kammerfrau der Gutsherrschaft, schienen treuherzig jedes Wort zu glauben, und diese Letzte fügte noch ein Geschichtchen von einer Kette hinzu, die sie genau beschrieb, ja so genau, als ob es dieselbe wäre, die ich in der Hand habe, und, wenn Ihro Durchlaucht erlauben, sie sagte ganz das nämliche von dem Bilde, was ich so eben aus Hochdero Munde vernahm. Ihre Herrschaft hat die Kette besessen, und seit kurzem ist sie verloren; wie? das konnte ich nicht herausbringen. Aber die alte Frau klagte und jammerte über den Verlust, daß ich Mitleid mit ihr hatte."

„Und wie heißt die Besitzerin jenes Guts?" fragte die Fürstin.

„Hauptmännin Loos, nicht von Adel," antwortete die Zofe nachlässig. „Sie ist ein Fräulein von Warten, bei der hochseligen Prinzessin Z** erzogen."

„Eine Warten?" sagte die Fürstin nachdenkend, „da kann allerdings unsere Kette in ihren Händen gewesen sein. Mein Vater schenkte sie der Braut eines Warten, die ihm, durch ihre Geistesgegenwart bei einer Verfolgung im Kriege, das Leben rettete. Mit eigener Gefahr verbarg ihn das junge Mädchen vor den nachsetzenden Feinden. Wie oft habe ich die Geschichte gehört, wie oft im jugendlichen Feuer gewünscht, die Frau zu kennen, die mir

den Vater erhielt. Als mein verstorbener Gemahl zum ersten Male an meiner Seite saß, kam die Erzählung auch vor; wir hatten noch kein Wort gewechselt, aber er kannte die Edelfrau, und das brachte unser Gespräch in Gang. Ich weiß es wie heute und sehe mich noch. Ich trug ein weißes Stoffkleid mit Rosen, mit einer Garnirung von Flor und Perlen. Du glaubst nicht, wie gut das ließ, wie die Taille sich fein und schlank aus dem breiten Reifrock heraushob, und wie vortheilhaft die doppelten Engageanten einen weißen Arm erscheinen ließen. Ich lasse nichts auf die damalige Toilette kommen, und vergleiche sie am liebsten mit den zierlichen französischen Gärten, die mit ihren beschnittenen Hecken und hohen Laubgängen noch immer meine Passion sind. Aber Kunst erforderte solch' ein Putz, ganz andere Kunst als jetzt, Jeanette. Meine selige Cardino war ein Wunder von einer Kammerfrau. — Nun, gieb die Nachthaube her, Jeanette, und lege die Locken weg. — Mein Gott, das Leben ist wie ein Traum!" —

Während die Fürstin noch lange über Theresens Ahnfrau und ihre eigene Jugend sann, war der Prinz auf seinem Zimmer angelangt, wo er ein Fenster nach der Waldseite öffnete und gedankenvoll in die sternenlose Nacht hinaussah. Seine Seele war so beschäftigt, daß der Flug der Stunden unbeachtet an ihm vorbei ging und die Mitternacht von einem nahen Kirchthurm tönte, ehe er das Fenster schloß. Sein Kammerdiener stand wartend an der Thür.

„Sind die Papiere aus der Verlassenschaft des Haupt-

manns Loos mit hier?" fragte der Prinz. Der Kammerdiener antwortete bejahend.

„Suche sie vor, ich will sie sogleich haben," fuhr er fort. Der Mann erschrak vor dem blassen Gesicht seines Herrn. Er ging und brachte in wenig Augenblicken ein Pack Schriften. Carls zitternde Hand öffnete die Siegel; ein Wink gebot dem Diener zu gehen. Er las die halbe Nacht, las mit steigender Bewegung, ja mit Thränen. Erschöpft, bestürmt von namenlosen Gefühlen, warf er sich angekleidet auf's Bett, als die Morgensonne schon ihr Haupt aus den Wolken hob; aber sein Schlaf war ein unruhiges Träumen, eine bange Unterhaltung mit dem Verstorbenen, dessen Papiere, dessen eigene Handschrift er jetzt gesehen hatte, ein Kämpfen und Ringen nach einem immer fliehenden Ziel. Gewaltsam ermunterte er sich zuletzt, der Morgen schien weit vorgerückt; er hüllte sich in einen einfachen Oberrock und ging in's Freie. Frisch und kühl wehten ihm herbstliche Lüfte entgegen, doch die Sonne drang erquickend durch die dünneren Zweige des Gehölzes, wo verspätete Vögel ihre Abschiedslieder sangen; ein Teppich von hellgrünen und gelben Blättern schmückte den Boden; in der feierlichen Stille des Waldes rauschten die Schritte des Wandernden weithin, und verscheuchten die gefiederten Sänger. Jetzt wurde das Gebüsch lichter, ein Garten schloß sich an den dunkleren Wald; rasch, entschlossen trat der Prinz über die unverwahrte Gränze und ging bis zu einem Gartensaal, wo zwei Frauen arbeitend an der offnen Thür saßen. Eine Rosenhecke verbarg ihn.

Therese trug noch immer die Trauer um ihren Verlornen, ihr Gesicht sprach den Ernst einer tiefen, aber ruhigen Schwermuth aus. Wer sie früher gekannt hatte, mochte kaum das Bild des kindlich tändelnden Mädchens wiederfinden, doch war es unmöglich, zu entscheiden, ob der scherzende Frohsinn oder die freundliche Geduld sie mehr schmücke. Ein Strauß Astern stand an ihrer Seite, ihr Blick ruhte nachsinnend auf den Blumen.

„Früher liebte ich die Astern nicht,“ sagte sie, „die Rose und der Sommer paßten für meine sorglose Jugend. Jetzt ist mir der Herbst befreundet, und ich heiße seine Boten freundlich willkommen. Es ist die Jahreszeit der Leidenden, der Sehnenden! Mein Leben hat keinen Sommer gekannt, aus dem Frühling der Freude und Liebe ging es in den Ernst des Herbstes über; und doch, Christine, ich möchte es nicht anders gestalten, wenn ich noch einmal beginnen könnte. Ja, noch heute würde ich mit ihm an den Altar treten, alles für ihn leiden, und lieber an seinem Grabe weinen, als glücklich sein, ohne ihn geliebt zu haben.“

Es rauschte hinter der Rosenhecke, mit festen Schritten trat der Prinz hervor. „Allmächtiger Gott! — Albert!“ — schrie Therese auf, und Christine hielt die Sinkende in ihren Armen. An seiner Brust erwachte sie endlich wieder, seine vertraute Stimme lehrte sie die Möglichkeit seines Lebens glauben. „Wo warst Du so lange, warum erfreute uns keine Kunde von Dir?“ fragte sie zärtlich; „sprich, wie war es möglich, daß alle Nachrichten Deinen Tod bestätigten? O, erzähle, erzähle mir

alles; Deine Rede ist Himmelsmusik für das Ohr Deiner glücklichen Therese."

„Meine geliebte, theure Therese," sagte er; „ja, ich will erzählen, aber Du darfst mich nicht unterbrechen, bis ich alles gesagt habe." Sie nickte ihm selig lächelnd zu, ihre blauen Augen hingen verlangend an seinen Lippen. — „Wisse, liebe Seele, Du wurdest in jener Nacht nicht die Frau des Hauptmann Loos, Du hast diesen Mann, der mein Freund war, nie gekannt. Ich bin Carl Albert, Prinz von S**."

„O Gott! dann sind wir getrennt, dann bist Du todt für mich," rief Therese.

„Höre mich an," fuhr er fort, „ich will nichts verschleiern, nichts verbergen, aber entscheide nicht rasch über unser Geschick." — Ich kam mit meinem Oheim in Deine Nähe; lebenslustig, fröhlich wie ich war, zog mich ein lebhaftes Verlangen zu dem Feste, das Deine Fürstin ihm gab. Der Dienst hielt mich an einem wichtigen Posten fest; Du weißt, daß ich ihn heimlich verließ, um verkleidet eine Hofhaltung zu sehen, von derem Glanz man sich viel erzählte. Ich sah Dich, ich suchte Dich auf, wir fanden, wir liebten uns; leichtsinnig überredete ich Dich, mein zu sein, mein Freund lieh mir seinen Namen, er ebnete alle Hindernisse und mein Glück ward gesichert. — Sorglos hatten wir beide unser Loos gewählt, und nicht lange, so ereilten mich die Folgen meines unbedachten Schritts. Ein zweiter Vertrauter, den ich in Deiner Nähe hatte, verrieth mich meinem Oheim. Sein Zorn war gränzenlos, aber ich ertrug

ihn leichter als die Güte, zu welcher er später seine Zuflucht nahm, die Bitten, die Vorstellungen. Er warnte mich vor dem Schmerz meiner alten Großmutter, die bei aller Herzensgüte mit steifer Beharrlichkeit an das Unglück einer Mißheirath glaubte; er betheuerte mir: ‚sie werde lieber sterben, als in unsere Ehe willigen.‘ Die Ehrfurcht, die Liebe zu dieser ehrwürdigen Ahnfrau waren mit mir aufgewachsen, sie übte gränzenlose Gewalt über mein Gemüth; ich sah ihre geliebten Züge, ich sah sie weinen und mich bitten; meine Seele erlag den Kämpfen, die man auf mich häufte. Wie oft lag ich klagend, verzweifelnd an dem Halse meines Freundes Loos, während Du, als sein Eigenthum, im Hause seiner Eltern lebtest, die unser Geheimniß kannten. Wie oft, wenn rings um mich der Tod lauschte, traf ich mich auf dem stillen Wunsche: mein Leben möge im ehrenvollen Kampfe erliegen, und die Wahl zwischen Liebe und Pflicht im Grabe enden! Ich schrieb Dir mit blutendem Herzen und verbarg meinen Gram; verbarg Dir, wie man selbst Dein reines Bild trübte, um mich untreu, meineidig zu machen. Ja, laß mich alles ohne Rückhalt gestehen, die kindliche Sorglosigkeit, mit welcher Du Dich mir vertrautest, das freie, ungebundene Leben, das Du nach dem Tode der Fürstin führtest, nahmen meinen strengen Oheim gegen Dich ein; er benutzte die Schwäche meines Herzens, mein lebhaftes, eifersüchtiges Gemüth, und gab mir Argwohn gegen Deine Liebe und Treue. So, theure Seele, war mein Leben, als ein ehrenvoller Auftrag des Königs mich nach Frankreich und Italien bestimmte.

Ich schied von Loos, von dem einzigen Vertrauten unserer bedrohten Ehe, wie ich von Dir selbst geschieden sein würde. Von diesem Augenblick sah ich keine Zeile mehr von Dir; mein Oheim hatte den Hauptmann zu bewegen gewußt, Deine Briefe zurück zu halten. Erst als die Ahnung des Todes ihn ergriff, sorgte er, daß mir dies theure Eigenthum zukommen möchte. Die Nachricht von seinem Tode gab mir Prinz Georg, indem er zugleich auf die Lösung unseres Bundes drang. Er schrieb mir: ‚Du seist versorgt, und er selbst werde es übernehmen, Dich, wenn einige Jahre vorüber wären, von der Täuschung zu unterrichten.‘ Der Umstand, daß unser Kind so früh ein anderes Vaterland fand, gab ihm siegende Vortheile über meine Weigerung, und ein Brief meiner Großmutter mußte das Opfer vollenden. Sie wußte nichts, doch ihre Worte waren gewählt, mein Herz zu brechen. Ich entsagte Dir und allem Glück. Der heitere, leichtsinnige Jüngling ward ein ernster Mann, dem das Leben keine Blume mehr erzog. Fest entschlossen, nie in die Heimath zurückzukehren, niemals eine Andere an Deine Stelle zu setzen, willigte ich in den Befehl des Prinzen. Aber auch den letzten Wunsch mußte ich aufgeben, ich mußte zurückkehren, denn die Prinzessin Caroline wollte mich vor ihrem Tode noch einmal sehen; sie ist achtzig Jahre, sie war mir Mutter, ich durfte nicht zögern.“

Weinend umschloß Therese den Wiedergefundenen. „Ich will nicht undankbar sein,“ sagte sie. „Wie manche Nacht habe ich Deine Gestalt gerufen, mir einmal zu

erscheinen, jetzt halte ich Dich lebend in meinen Armen. Lebe glücklich und denke meiner ohne Schmerz. Wie mein Herz fühlt, verzeihe ich Dir die Täuschung, die mich glücklich und elend machte. Ich trage Schätze in meiner Brust, die ich nicht für die frühere Heiterkeit tauschen möchte. Aber laß uns scheiden, und — kehre niemals wieder!“

„Ich wäre nicht hier, wenn ich die Kraft hätte, solche Trennung zu tragen,“ erwiederte Carl. „Lange habe ich gekämpft, gerungen, um mein Versprechen zu halten; ja ich hatte Dir als Mann entsagt, als der Ruf der Prinzessin mich eben in diese Gegend führte, wo ich Dich wußte. Denke Dir meine Gefuhle, male sie Dir nach den Deinigen! Der Anblick meiner ehrwürdigen Ahnfrau stärkte mich, bis ich gestern Deine Kette sah, die alle Erinnerungen der Liebe aufrief. Ich saß wieder neben Dir, der glückliche Bräutigam neben der glücklichen Braut, ich hörte Deine liebe Stimme, alles war still um uns, nächtlich und geheimnißvoll, die Gläser klangen auf's Wohl der kommenden Tage, und unsere Lippen vereinten sich an ihrem Rande. Solche Bilder umschwebten mich in der langen Herbstnacht; ich lös'te das Siegel von den Briefen, die ich vorher gescheut hatte, wie man einen beleidigten Freund scheut, ich las, was darin Liebe für mich schrieb, Deine Liebe, die ich nicht genug kannte; Dein Herz lag offen vor mir, und alles andere schwand gegen die Heiligkeit unseres Bundes. Hier bin ich nun, ich bin ganz Dein. Nur ein Vorurtheil scheidet uns, ich bin nicht Herrscher über Land und Völker,

mir selbst und meinem Gefühl darf ich folgen. In der Tracht der freien Schweizerin hast Du mein Herz gewonnen. Laß uns dies für einen Wink des Himmels nehmen. Laß uns dorthin fliehen, freie Menschen in ein freies Land, und alles bis auf unser Glück vergessen."

„Auch Deinen Oheim? Auch Deine Großmutter?" fragte Therese zitternd. „O Gott, nein! Es ist kein Vorurtheil, was uns scheidet. Elternrechte sind heilig; wer sie verachtet, mordet sein eigenes Glück. Ich habe manches getragen, was mir schwer ward, weil ich glaubte, der Himmel gebiete es mir durch Deine Eltern. Laß mich nun das größte Opfer bringen, damit Deine betagte Großmutter ihren Enkel nicht vermissen mag, wenn ihre letzte Stunde kommt. — Geh, Albert! Brauche Deine Gewalt nicht über mein schwaches Herz, Du könntest nicht glücklich sein, wenn Du mich strafbar gemacht hättest." —

Ein Wagen rollte vor das Gartenthor; der Prinz trat zur Thür und sah mit staunender Verwirrung die Fürstin Caroline aussteigen. Langsam schritt sie durch den Garten, während zwei Bediente auf Seitenwegen vorauseilten. „Meine Großmutter!" rief Carl Theresen zu, „kennst Du sie, kennt sie Dich?"

„Nein," sagte sie; „aber fliehe, geh', daß sie Dich hier nicht findet. Christine führt Dich einen andern Weg. Geh' zum letzten Male mit ihr, sie hat Dich ja immer den Weg der Liebe geleitet. — Eile!" —

„Ich bleibe!" erwiederte er entschlossen, dicht neben

Theresen tretend. Die Bedienten meldeten die Fürstin, zitternd ging ihr die junge Frau entgegen. Aber die Worte, mit welchen die ehrwürdige Matrone ihren Besuch einleiten wollte, unterbrach das Erstaunen, als sie den Prinzen erblickte.

„Wir haben uns nicht über die Anwendung dieses Morgens besprochen, mon ami," sagte sie, „ich kam hierher, um eine Tochter des Hauses Warten kennen zu lernen, und wie es scheint, hast Du diese angenehme Bekanntschaft schon gehabt, ohne vielleicht zu wissen, wie viel unsere Familie der ihrigen verdankt."

Carl hatte diese höfliche, langsam vorgetragene Rede mit glühenden Wangen, zitternd vor Erwartung des nächsten Augenblicks angehört. — „Meine theure Mutter," antwortete er jetzt in der höchsten Bewegung, „lassen Sie mich die Bekanntschaft knüpfen, das Band zwischen den edelsten weiblichen Seelen. Empfangen Sie ein Geständniß, das ich länger zurückhielt, als ich verantworten kann. Diese Dame ist meine Gattin, seit länger als zwei Jahren vereinigt uns eine unglückliche heimliche Ehe. Sprechen Sie den Segen darüber aus."

„Wie ist denn das, mon fils," sagte die alte Dame bestürzt, „ich bin ganz alterirt. Wie man mir sagte, habe ich das Vergnügen, die Frau Hauptmännin Loos zu sehen. Oder irre ich mich in der Person? — Carl, ich habe Dich leichtsinnig geglaubt, aber bis zu diesem Grade nimmermehr."

Therese stand zitternd, stumm, die Augen fest auf den Boden gerichtet, neben dem Sopha, wo die Fürstin

erschrocken Platz genommen hatte; der Prinz knieete vor seiner Großmutter, umschlang ihre Hände und begann die Erzählung von neuem, die wir vor kurzem aus seinem Munde vernahmen. Die Thränen der jungen Frau begleiteten jedes Wort, sie sah in sein schönes bewegtes Gesicht, mit dem Wunsche, es für immer in ihrer Brust zu bewahren. Tiefe Stille herrschte einen Augenblick, nachdem er geendet hatte, man hörte das leise Zwitschern der Grasmücke in den Rosenhecken.

„Mein Sohn Georg hat mich ungerecht beurtheilt," hob die Fürstin an, indem ihre Hand die Thränen trocknete, die an den grauen Wimpern hingen. „Nach meiner Meinung ist unser unbefleckter Stammbaum ein Pfand, das wir den Nachkommen überliefern sollen, wie wir es empfingen. Dies halte ich für eine Schuld gegen die Todten, und würde deshalb nie meinen Willen zu einer Mesallianz gegeben haben. Aber die Pflichten gegen Gott sind heiliger, als die Pflichten gegen unsere Ahnen. — Sein Priester hat Euch vereinigt. — Was Gott zusammenfügt, soll der Mensch nicht trennen! — Ich habe immer geglaubt, ungleiche Ehen könnten nicht gerathen. Macht den Glauben zu Schanden, durch Liebe, durch Treue. Carl, Du siehst mich an, wie Dein armer Bruder, den eine Leidenschaft in's Grab stürzte. Es bedarf dieser Erinnerung nicht, um einen irdischen Stolz zu entkräften. Kommen Sie her, mon enfant, meine liebe Tochter, kommen Sie zu mir. Der Herr segne Sie, er hat Sie sehr geprüft!"

Therese fiel, außer sich vor Wehmuth und Freude,

neben ihrem Gatten nieder. Sie umfaßte die Kniee der alten Fürstin, und umarmte dann zum ersten Male den Geliebten, ohne Beimischung eines herben, bangen Gefühls. Gerührt ruhte der Blick der Greisin auf ihnen, in weiter, unkenntlicher Ferne grüßten sie die Erinnerungen der eigenen Jugend.

„Ihre Eltermutter, mein Kind," sagte sie, „hat meines Vaters Leben gerettet; es ist billig, daß Carl das Ihrige verschönert, um den Dank abzutragen. Die Kette, die der Gerettete seiner Retterin schenkte, ist jetzt in meinen Händen. Geh' doch hinaus, mon ami; der Kammerdiener hat ein schwarzes Sammetkästchen, worin sie verwahrt ist, denn ich kam in der Absicht her, zu erfahren: wie die vorige Eigenthümerin um den Besitz gekommen sei. — Ich danke Dir, Carl. — Gieb mir das Kästchen. — Nicht wahr, liebe Tochter, Sie erkennen die Kette. Laßt sie ein werthes Eigenthum Eurer Kinder und Enkel sein. So gewiß wir alle das Mährchen belächeln, das eine alte Frau mir gläubig davon erzählte, wahr bleibt es doch, nach Carls Aussage, daß sie heute ein getrenntes Paar wieder vereinigt hat, und so fröhliche Herzen wie unsere drei, werden kein anderes, als ein lächelndes Gesicht auf dem goldnen Rund erblicken." —

Mit gefalteten Händen stand Christine seitwärts vor der offenen Thür, und helle Zähren perlten auf ihren Wangen. „Und hier schlägt noch ein viertes frohes Herz," flüsterte sie leise, „zwar in schlichter Kleidung, aber treu bis zum Tode!"

Julie und Clementine.

„Und ist das Leben einsam auch und öde,
Ist alles fern, was sonst den Gram bespricht;
Noch glänzt ja der Erinn'rung Abendröthe,
Wie bang' ihr sei, — die Liebe zweifelt nicht!"

Clementine von Ahlen war in ihrem fünf und zwanzigsten Jahre Wittwe geworden, und bezog jetzt mit ihrer Stieftochter, mit welcher die innigste Freundschaft sie verband, ein angenehmes Landgut. Mehrere Rittergüter lagen hier dicht beisammen, und ihre Bewohner bildeten einen freundlichen, geselligen Kreis, in welchem die beiden neuen Ankömmlinge mit neugierigem Verlangen erwartet wurden. Der Ruf sagte viel schönes von Clementinen, man versprach sich in ihr, und dem jungen Fräulein, einen nicht unbedeutenden Gewinn für die Gesellschaft. Mit dem Beginn des Frühlings kam sie an, und ihr erster Besuch bei ihrem nächsten Nachbar, wo sie alle übrigen versammelt antraf, gab ihr eine recht angenehme Aussicht in die Zukunft, die sie hier zu verleben gedachte.

„Ja, hier werden wir glücklich sein, Julchen," rief sie am Abend aus, und umarmte ihre Tochter. „Die reizendste Natur umgiebt uns, und die Menschen, mit welchen wir leben werden, übertreffen alle meine Erwartungen. Wie fein gebildet ist der Baron und seine Frau,

wie wohlerzogen und anständig ihre Kinder, und welch' ein liebes Mädchen, die Schwester des Barons. Unter den Uebrigen will ich nur den jungen Wallenfeld nennen, den jedes Auge sogleich auszeichnen muß. Welch' ein offener, Vertrauen erweckender Blick, und wie klug und richtig, wie gefühlvoll jedes seiner Worte. Gottlob! wir werden hier nicht von allem geistigen Verkehr und geselligen Genuß entfernt sein, ohne die ich kein Paradies bewohnen möchte. Du lächelst wohl über mein Feuer, nicht wahr, Julchen?"

„Ich freue mich so innig Ihrer Zufriedenheit, liebe Mutter," antwortete Julie. „Ich habe Sie ja lange nicht so heiter gesehen. Die letzte Zeit in der Stadt war trübe, und ich gestehe, daß ich hier nicht so viel Erheiterung für Sie erwartete. Ja, ich dachte manchmal mit Bangigkeit hieher. Nicht für mich, denn meine Neigungen sind bald befriedigt. Ich kann mich an so viel Kleinigkeiten mit Liebe und Eifer hängen und gewöhnen. Wenn ich pflanzen kann, und das gepflegte wachsen und gedeihen sehen; wenn ich so recht viel zu schaffen habe, und etwas wichtiges, nöthiges meiner Sorge bedarf, da vermisse ich nichts, und bin Abends beim Gespräch mit Ihnen, oder bei einem Buche ganz glücklich. Sie aber lieben die Gesellschaft, die ungewohnte Einsamkeit würde sie noch trüber gestimmt haben; — Sie glauben nicht, wie mich das oft bekümmert hat, seit Ihr Entschluß gefaßt war. Desto glücklicher macht mich heute Ihr Frohsinn! Nun erst kann ich mich von Herzen freuen. Und freuen muß ich mich, denn alle meine Wünsche sind

erfüllt. Die heitere, reine Luft, der unbegränzte Blick in's Weite, die Freiheit und Stille des Landlebens, ach, das geht ja doch über alle andere Freuden, und erquickt das Gemüth, wie den Körper. Wahrlich, mich dünkt, Sie sehen schon nicht mehr so blaß aus, wie vor acht Tagen."

„Gutes Mädchen," sagte Clementine, und faßte ihre Hand, „Du bist so sorgsam für das Leben, das Deine Pflege erhalten hat. Ich hoffe selbst mich hier besser zu befinden. Du weißt, was mich am meisten drückt! Zerstreuung und neue Gegenstände werden diese Wunde heilen. Ich habe mir nichts vorzuwerfen, ich konnte nicht anders handeln, und dennoch verläßt mich sein Bild nicht, und ich sehe ihn immer und immer freundlos umherirren, weil ich ihn verbannte." —

„Lassen Sie uns davon schweigen, gute Mutter," bat Julie, „Sie werden nicht schlafen, wenn Sie sich in diese Gedanken vertiefen. Mögen wir ihn immer bedauern, und ihm ein freundliches Andenken nachsenden, aber warum wollten Sie sich selbst Unrecht thun, und einen überlegten, unabänderlichen Entschluß bereuen? Sie folgten dem Ausspruche Ihres Herzens, und das, dünkt mich, ist recht. Wenn wir gut sind, dürfen wir ja wohl dieser Stimme vertrauen, ohne einen schmerzlichen Kampf gegen sie zu kämpfen."

„Schlafe wohl Du Ruhige, Glückliche," seufzte Clementine, und ging in's Nebenzimmer. Julie trat an's offene Fenster und lehnte sich nachdenkend heraus. Der weite Garten und hinter ihm Wiesen, Straße und Wald,

lagen dämmernd im Schimmer der Mondsichel vor ihr. Leise regten sich die Zweige der uralten Bäume vor dem Hause, und nur die Bewohnerin dieser luftigen Hallen, die Nachtigall, unterbrach das Schweigen der Nacht. Auch in Juliens Seele war es still und feierlich. Sie fühlte sich in einem heiligen offenen Tempel Gottes, sie fühlte sich würdig seine Herrlichkeit zu genießen. Ihr reines Herz erhob sich zu ihm. Dann versank sie in Nachdenken über die letzten Scenen des Tages. Die neuen Gestalten gingen ihr wieder vorüber, die sie heute zuerst sah; sie fühlte sich von allen befriedigt, von Einem mehr als gewöhnlich angezogen. Dieser Eine war Wallenfeld, dem auch Clementine noch eben ein so ehrendes Urtheil sprach. Julie gestand sich heimlich, im tiefsten Heiligthume ihres jungfräulichen Gemüths, daß es ein Glück sein müßte, ihm zu gefallen; sie empfand einen stillen Wunsch nach diesem Glücke. Mit der Ahnung eines nie gekannten beseligenden Gefühls im Herzen, blickte sie noch lange hinaus in die laue Luft, bis der Ton der Nachtigall verhallte, und jeder Laut schwieg. — Da ging sie zum Flügel und sang mit reiner, voller Stimme ein Abendlied, das den Dank und die Zuversicht ihrer Seele aussprach, und dessen harmonischer Nachklang sie bald darauf in süßen Schlummer einwiegte.

Auch in der Gesellschaft, die beide verlassen hatten, war noch viel über sie gesprochen worden, und sie hatten den allgemeinen Beifall errungen. Man konnte nicht Worte finden, die Schönheit der bleichen Clementine, ihre hohe edle Gestalt, die Grazie in ihren Bewegungen, den

lieblichen Ton ihrer Stimme zu bewundern. Die achtzehnjährige Julie, weit weniger regelmäßig schön, konnte sich doch an Reiz mit ihrer jungen Mutter messen. Eine blühende frische Farbe, große blaue Augen voll Güte und Seele, eine reiche Fülle der schönsten blonden Haare, ein schlanker, und doch voller Wuchs, machten sie zu der holdesten Erscheinung. Ihr ganzes Wesen war anspruchslos und rein, und jedes Wort aus ihrem Munde zeigte die Güte und kindliche Fröhlichkeit ihres Gemüths. Unverkennbare Schwermuth lag hingegen in Clementinens glänzenden schwarzen Augen, und blickte aus allem hervor, was sie sprach. Ihre Unterhaltung war die anziehendste, sie entfaltete ungesucht seltene Kenntnisse, und einen vielseitig gebildeten Geist. Man sah wohl, daß es ihr Genuß gab, die Neigung und das Wohlwollen der Gesellschaft zu gewinnen, doch sie genoß dieses Triumphs ohne sich zu überheben; sie verstand die seltene Kunst, durch zarte Bescheidenheit selbst die zu gewinnen, die ihr nachstehen mußten. Der Baron und seine Gäste wünschten sich Glück zu der neuen Nachbarschaft, und man beschloß, den Besuch bei Frau von Ahlen sobald als möglich zu erwiedern.

Es bedurfte nur kurze Zeit, um Clementinen und ihre Tochter in ihrem neuen Aufenthalte heimisch zu machen. Julie, der es unerläßliches Bedürfniß war, zu nützen und zu wirken, nahm sich mit Eifer und mit Freude eines Theils der ländlichen Wirthschaft an, und hatte bald mit der Verwalterin Bekanntschaft gemacht, um von ihr, in allem was ihr neu war, unterrichtet zu werden.

Immer heiter und gleichlaunig, waren ihr die Geschäfte des Lebens eine Lust, und sie griff das schwerste gerade mit der größten Freudigkeit an. Sie war immer thätig, hatte immer etwas zu thun. Da sie selbst sich aus Neigung höchst einfach trug, so wandte sie ihre große Geschicklichkeit in weiblicher Arbeit ausschließend auf Clementinens Anzug, und diese, die den Putz liebte, trug fast immer eine schöne Stickerei, oder einen künstlichen Ausputz von Juliens Hand. Ein anderer Gegenstand steter Sorge war ihr Clementinens schwache Gesundheit, die seit einem gefährlichen Nervenfieber der äußersten Aufmerksamkeit bedurfte. In dieser Krankheit war es Juliens Pflege, die Clementinen erhielt, und es war ihr nun eine liebe Gewohnheit geworden, jedes Bedürfniß, jeden Wunsch der Kränkelnden in ihren Augen zu lesen, und schnell mit Einsicht und Thätigkeit zu vollziehen. So verfloß ihr die Zeit leicht und geschwind, während Clementine die ihrige durch die Künste schmückte, die ihr vorzüglich hold waren. Sie bedurfte ihrer um sich zu zerstreuen, um eine Leere in ihrem Innern zu bedecken, sie bedurfte des Beifalls, den ihre Talente erwarben, um sich für den Mangel an Liebe zu entschädigen. Sie hatte keine Hoffnung mehr im Auge, und glaubte sich einem frühen Verblühen nahe; nur der Genuß des Schönen in der Kunst, und die innige Neigung für Julien, füllten noch ihr Brust. Sie war Meisterin auf dem Piano und der Harfe, und ihre Stimme, wie ihr kunstreicher Vortrag, konnten mit den größten Sängerinnen wetteifern. Ihre Bibliothek war gewählt, und

enthielt die besten Schriftsteller verschiedener Nationen. Clementine las sie fast alle in ihrer Sprache, und die Muse auf dem Lande gab ihr den Wunsch, Julien ihre Kenntnisse mitzutheilen. Dies ward ein neues Band zwischen Beiden, und Julie trieb nun das Englische, das sie noch nicht verstand, mit demselben Eifer, mit welchem Clementine es lehrte.

Mit allen diesen Freuden der Häuslichkeit ging die Geselligkeit Hand in Hand. Der Baron und seine Familie kamen oft; man fand gegenseitig, daß man in Geschmack und Neigung übereinstimmte, und Clementine schloß sich vorzüglich an die Baronin an, die wenig älter war als sie. Wöchentlich einmal kamen alle Glieder des gesellschaftlichen Kreises zusammen; die Bewohner der drei Güter, die nur einige Stunden von einander entfernt lagen, und mehrere Geistliche und Gerichtsverwalter mit Frauen oder Kindern. Wallenfeld fehlte nie, und ward Clementinen und Julien mit jedem Tage bedeutender. Auch verhehlte er keinesweges, daß ihm der Umgang mit Clementinen und ihrer Tochter vorzüglich werth sei. Immer suchte er sie zuerst auf, sprach am liebsten mit ihnen, war nach ihrem Abschiede, oder vor ihrem Kommen zerstreut, und sichtbar erfreut, wenn sie eintraten. Immer hatte er ihnen etwas zu sagen, seine Gefühle, seine Neigungen, ja seine früheren Schicksale kannten sie bald so gut als er selbst, und mit dieser Kenntniß mehrte sich bei beiden Frauen Achtung und Freundschaft für ihn. Aber wie eine zarte Knospe in

dichter Hülle erblüht, gesellte sich in Juliens Herzen die Liebe diesen verwandten Gefühlen zu. Auch ohne die übrige Gesellschaft, und weit öfter noch als sie, war Wallenfeld bei Frau von Ahlen. In den Abendstunden, wenn seine Geschäfte gethan waren, pflegte er gern noch einen Spazierritt zu machen, und jetzt trug ihn sein Pferd immer den bekannten Pfad. Kam er dann an dem Gartenhause vorüber, wo Clementine und Julie beisammen waren, und hörte schon von weitem die Töne der Harfe, oder Clementinens Stimme, die Julien bei ihrer Arbeit vorlas, so konnte er der Versuchung, sie zu überraschen, nicht widerstehen, und beide empfingen ihn jedesmal mit einem Ausrufe der Freude. Er nahm dann Theil an ihren Beschäftigungen, oder begleitete sie auf einem Spaziergange, wo seine Pflanzenkunde Julien erfreute und belehrte; er theilte ihr ländliches Abendessen, und kein Theil des fröhlichen Dreiblatts hätte diese Stunden mit den rauschendsten Freuden vertauscht. Selbst Clementine, so sehr sie sonst größere Zirkel liebte, fand sich glücklich in Wallenfelds und Juliens Umgange, und im Geiste bestimmte sie beide für einander, indem sie sich ihnen für immer beigesellte und, so träumend, einer frohen Zukunft genoß. Sie ergriff diesen Gedanken mit Leidenschaft, sie verfolgte ihn täglich, und es konnte bei der Sympathie, die beide Freundinnen vereinte, nicht fehlen, daß zuweilen eine leise Anspielung ihre Hoffnungen und Wünsche an's Licht treten ließ. Die unschuldig erröthende Julie barg dann eben so wenig die Gefühle ihrer Brust, und durch die Beistimmung der geliebten Clementine

schon sicherer und fester, schlichen sich holde Erwartungen in ihre Phantasie und ihr Herz.

Es giebt keine schöneren Momente im Leben, als die, wo eine unschuldsvolle reine Liebe, noch verborgen vor den Liebenden selbst, nur gefühlt, noch nicht durch Worte entweiht, das Herz beglückt. Wie die Sonne, deren vollen Anblick wir nicht ungeblendet ertragen, im Heraufsteigen alle Gegenstände zauberisch beleuchtet, ohne selbst sichtbar zu sein, so theilt das Beginnen der Liebe, allem was uns umgiebt, einen magischen Schimmer mit, der so flüchtig ist, wie jenes Morgenroth, und schnell vor der Mittagshöhe des Lebens erbleicht. Der stille häusliche Umgang mit einem geliebten Gegenstande, die ungewisse Hoffnung seines Kommens, das verborgene Entzücken bei seinem Erscheinen, das süße Gefühl bei jedem vertrauten Worte, bei jedem Wachsen der freundschaftlichen Annäherung, das sind die Freuden, die alle Liebende sich in späteren Jahren am liebsten zurückrufen. Julie hatte jetzt eine Ahnung dieser Seligkeit. Zwar hatte Wallenfeld noch nie andere, als Worte der Freundschaft und des Wohlwollens an sie gerichtet, aber wie bedeutend schienen sie ihr in seinem Munde! Seine feste Anhänglichkeit an dies Haus, sein Verschmähen jeder Freude, außer in ihrer Gesellschaft, das Innige in seinem Betragen zeigten, daß sein Herz gefesselt war, und Clementine erklärte im stillen Gespräche jeden Blick, jedes Wort für die glückliche Julie. So verfloß der Sommer im Genusse ungetrübter Lust, und der Winter nahete, ohne von den Landbewohnern gefürchtet zu werden.

Indessen war auch Clementinens Neigung und Freundschaft für die Baronin bis zu dem Grade der Vertraulichkeit gewachsen, wo weibliche Seelen gern sich einander aufschließen, und liebe oder bittere Erinnerungen, als ein heiliges Pfand der Freundschaft, in den schwesterlichen Busen niederlegen. Es war an einem Herbstabende, wo die Männer nach dem Thee in einem obern Saale beschäftigt waren, die Errichtung eines Theaters zu ordnen, auf dem den Winter über von der Gesellschaft gespielt werden sollte. Julie und die übrigen Mädchen saßen neben dem Wohnzimmer am Flügel und sangen, Clementine hatte sich mit der Baronin an den lodernden Kamin gesetzt, der die einzige Erleuchtung des dämmernden Raumes war. Die stille, düstere Abendstunde begünstigte einen lang gewünschten Herzenserguß, und Clementine fühlte lebhafter als je das Bedürfniß, hier, wo sie herzlich liebte, ganz gekannt zu sein.

„Erwarten Sie nichts außerordentliches in meiner Erzählung, liebe Freundin," sagte Clementine zur Baronin. — „Es giebt gewiß kaum ein weibliches Leben, das so leer an bedeutenden Ereignissen ist, als das meine. Die Liebe, die sonst immer der Geschichte unseres Herzens Interesse giebt, habe ich nie gekannt, und nur fremde Leidenschaft berührte meine Ruhe schmerzlich. — Ich war sechszehn Jahr alt, als ich meine Hand einem Manne von mehr als vierzigen reichte, dessen äußere Erscheinung durchaus nicht angenehm war. Meine Eltern wünschten diese Verbindung, ich war ganz frei von irgend einer Neigung, und die leidenschaftliche Zärtlichkeit des Herrn

von Ahlen befriedigte mich völlig. Er sah mit Stolz meine Anlagen für die Gesellschaft, und fand einen Genuß darin, sie vollends auszubilden. Er gab mir Lehrer in allen Sprachen, die mir noch fremd waren, Tanzmeister, Musiklehrer und Maler beschäftigten mich, und ich gewann leidenschaftliche Freude an allen diesen Künsten. So blieb mir keine Zeit übrig, um das zu missen, was mir fehlte, und die Eitelkeit schenkte mir die Genüsse, die mir die Liebe versagte. Ich achtete Ahlen, wie man einen Vater, oder einen gütigen Oheim achtet, und schloß mich mit aller Wärme meines Gefühls an seine Tochter Julie, die bei meiner Verheirathung acht Jahre zählte. Ich will indeß nicht leugnen, daß es Augenblicke gab, wo ich die Leerheit meines Daseins empfand. Ich hatte kein eigentliches Geschäft, kein Streben, wenig Hoffnungen, und nur eine trübe Aussicht für die späteren Lebensjahre. Die Geschäfte der Wirthschaft, die eigentlichen weiblichen Arbeiten liebte ich nicht, obgleich es mein Stolz war, sie doch auch zu verstehen. Hätte ich Kinder gehabt, sie würden mich in meinem Kreise festgehalten haben, während ich nun, da mir alle Freuden des Weibes mangelten, auch seinen Pflichten mich entzog. Mein ganzes Glück fand ich einzig im Umgange mit den Musen, und die Stunden, die ich am Piano oder an der Staffelei zubrachte, waren die schönsten meines Lebens. Im siebenten Jahre meiner Ehe fiel mein Mann in eine schwere Krankheit, die seinem Leben Gefahr drohete. Er erholte sich nach und nach, aber eine finstere hypochondrische Laune hatte sich seiner bemächtigt, die ihn völlig

umwandelte. Er floh die Gesellschaften, die er sonst liebte, fast Niemand hatte mehr Zutritt bei uns, als ein einziger junger Mann, der Ahlens entfernter Verwandter war. Es kostete mich viel, dem Umgange mit der Welt zu entsagen, den ich von der frühesten Jugend an uneingeschränkt genossen hatte, allein ich that es, ohne eine Klage hören zu lassen. Doch fühlte ich jetzt wohl oft und bitter, daß man lieben muß, um Opfer süß zu finden. Julie ward mir nun unendlich werth. Ihre stille reine Seele, immer eins mit sich selbst, immer anspruchslos und für andere denkend; ihre Liebe zu mir, ihr Geist, so weit über ihre Jahre gebildet, und doch so kindlich froh, machten sie mir zu einer recht tröstenden Gefährtin. An Ahlens Vetter konnte ich mich hingegen lange nicht gewöhnen, und es war mir eine Last mehr, daß ich ihn täglich, und immer nur ihn, sehen mußte. Er hieß Curt von Merwitz, war reich und unabhängig, doch durch früheren Druck und manche harte Erfahrung finster und mißtrauisch geworden. Sein Gesicht trug den Stempel dieses Charakters. Seine klugen, schwarzen Augen blickten scharf und durchdringend, seine Farbe war bleich, seine Züge drückten mehr Bitterkeit als Leiden aus, und in seinem ganzen Wesen war nichts Vertrauen erweckendes oder anziehendes. Ich konnte mir nicht verhehlen, daß es edel von ihm sei, fast seine ganze Zeit einem bis zur Melancholie mürrischen Kranken zu widmen; ich fühlte, daß er mir Erleichterung gab, aber es ward mir schwer, es ihm zu danken, und wenn er eintrat, verließ ich immer den Platz neben Ahlen, und beschäftigte mich im an-

gränzenden Zimmer mit meiner Malerei. Lange Zeit waren die Karten das einzige, was die Unterhaltung im Krankenzimmer machte, doch nach und nach beredete Merwitz meinen Mann, sich von ihm vorlesen zu lassen. Ich erstaunte über die Anmuth, mit welcher er las, über den Wohllaut seiner Stimme, über das Gefühl im Ausdruck. Unwillkürlich ruhte mein Pinsel, und ich ward bis zur Vergessenheit ergriffen. Wenn Ahlen vom Lesen ermüdet war, knüpfte Curt ein Gespräch an das Gelesene an, das nie mich zu ergötzen verfehlte, ja, ich fühlte mich jedesmal um eine Kenntniß oder einen neuen Gedanken bereichert und sah es ungern, wenn man mich in solchen Stunden abrief, oder durch irgend etwas störte. Mein Geist trat nach und nach mit Merwitz in einen geheimen Bund, indem er sich von dem seinigen angezogen fühlte; ich fing nun an ihm die Bücher, welche ich von ihm gelesen wünschte, absichtlich in den Weg zu legen, und konnte mich unendlich freuen, wenn er gerade an einer Stelle, die mir unverständlich und dunkel war, seinen Vortrag unterbrach, um das Dunkle erklärend zu erhellen. Ich erkannte darin eine Rücksicht auf mich, und einen feinen Takt, der genau das Maaß weiblicher Kenntnisse zu berechnen verstand. Er selbst blieb mir jedoch fremd. Sein finsterer Blick, seine Verschlossenheit schreckten mich, es war als könnten wir uns nur entfernt verstehen und freundlich begegnen. Wenn er beim Weggehen durch mein Zimmer mußte, grüßte er mich kalt, und ich hatte Mühe mich zu überreden, daß diese starren unfreundlichen Züge dem Manne an-

gehörten, von dem ich noch eben so weiche rührende Töne vernommen hatte."

„Ein Zufall brachte uns endlich näher. Ich hatte zum Geburtstage meines Mannes eine Zeichnung angefangen, die eigentlich meine Kräfte überstieg. Ich that mir selbst nicht genug bei dieser Arbeit, war mißmuthig, und klagte es einer Freundin, die mich zu besuchen gekommen war. ‚Du kannst Dir leicht helfen,' sagte sie, ‚wenn Du Merwitz, der bei Deinem Manne ist, wie ich höre — die Sache zur Entscheidung vorlegst. Weißt Du noch nicht, daß er vortrefflich zeichnet und malt? Laß mich nur machen, wenn er Herrn von Ahlen verläßt, wollen wir sein Urtheil oder seine Hülfe anrufen.'"

„Der Vorschlag gefiel mir nicht. Meine Eitelkeit sprach heftig gegen den Gedanken, meine Fehler vor die Augen dieses Mannes zu bringen, vor dem ich eine unerklärliche Scheu empfand. Meine Freundin begriff mich nicht, sie konnte nicht glauben, daß dies das erste Mal sei, wo ich in Beziehungen mit Merwitz kam, der unser Haus so lange schon als täglicher Gast besuchte. Indem öffnete er Ahlens Thür, und sie nahm sogleich das Wort, ihn von meiner Verlegenheit zu unterrichten. Er trat vor meine Arbeit und betrachtete sie mit dem ihm eignen scharfen Blicke. Dann begann er mit einem Lobe, das mich nicht freute, und endigte mit einigem Tadel, den er jedoch so unbefangen und verständig rechtfertigte, daß ich Muth gewann, ihn um Belehrung zu bitten. Er setzte sich, und immer erklärend, half er mit einigen Pinselstrichen den Fehlern des Ganzen ab, und

erleichterte mir durch Anweisungen, wie ich sie wirklich noch nie erhalten hatte, die künftige Arbeit. Als er aufstand, kannte ich mein Bild nicht mehr, und empfand einen recht frischen Muth zu seiner Vollendung."

„‚Verzeihen Sie die Freiheit,' sagte er, ‚mit der ich es wagte, Sie auf kleine Mängel aufmerksam zu machen Ich würde es bei keiner gewöhnlichen Dilettantin gethan haben. Allein Sie stehen der Vollendung so nahe, daß Sie gewiß über die Gefühle einer kleinlichen Eitelkeit erhaben sind, und ich kann mich nie überwinden, der Höflichkeit etwas Gutes aufzuopfern.'"

„Seit diesem Tage gewöhnte ich mich, Merwitzens Rath bei meiner Arbeit zu begehren, und ich fand daß meine Geschicklichkeit offenbar dadurch gewann. Wir sprachen nun über meine Uebungen, er schloß seinen reichen Geist und den Schatz seines Wissens mehr und mehr vor mir auf, und ward recht eigentlich mein Lehrer. Seine finstere Kälte blieb zwar, allein ich gewöhnte mich an sie, und gestand mir selbst ein, daß sein Umgang mir unentbehrlich, und die einzige Erheiterung meiner trüben Tage sei. Ich floh nicht mehr aus dem Krankenzimmer, wenn er kam, ich fragte offen, wenn mir im Lesen ein Ausdruck, eine Bemerkung auffiel; ich nöthigte ihn auch wohl, länger zu bleiben, wenn er gehen wollte, ja ich konnte ihm endlich sogar recht herzlich den Dank äußern, den seine unausgesetzte Theilnahme an Ahlens Zustande mir einflößte. Demungeachtet war mein Gefühl für ihn weit von aller Neigung entfernt. Sein Aeußeres hatte mich vom ersten Augenblicke an abgesto-

ßen. Das Interesse, welches sein überwiegender Verstand mir abnöthigte, konnte diese Abneigung nur mindern; sie ganz zu überwinden war meiner Weiblichkeit unmöglich. Auch er zeigte mir immer dieselbe Kälte. In der langen Zeit unserer Bekanntschaft entschlüpfte ihm nie eine wärmere Aeußerung, nie auch nur eine Galanterie; unser Umgang war blos ein Verkehr des Verstandes, ein Austausch der Ideen, ein Geben und Nehmen im Gebiet des Wissens und der Künste. Wie sicher mußte ich durch diese Bemerkungen werden, und wie wenig konnte ich ahnen, was mich so bald treffen sollte."

„Meines Mannes Krankheit war in eine langsame Abzehrung übergegangen, und die letzten Tage seines Lebens waren nahe. Mich ergriff diese Gewißheit mit tiefem Schmerze, ich litt unendlich bei seinen Leiden, ich wollte ihn nicht mehr verlassen und theilte seine Pflege Tag und Nacht nur mit Julien. Meine Gesundheit ward von dieser Anstrengung angegriffen, ich fühlte es, ohne es zu achten. Vergebens redete man mir zu, in den hellen Frühlingstagen nur einmal die Luft zu genießen, ich konnte mich nicht überwinden, mich von dem Anblicke des Todes in die auferstehende Natur zu wenden, die mir jetzt nur schärferen Schmerz gab. — Eines Abends trat Merwitz, den Geschäfte mehrere Tage von uns entfernt hatten, gerade herein, da mein Mann, von mir unterstützt, an ein Fenster gewankt war, aus welchem wir einen Theil der einsamen Promenade übersahen. Die sinkende Sonne beleuchtete die eingefallenen Züge des Kranken, es fiel mir lastend auf's Herz, daß seine Stun-

den gezählt waren, und ich mußte mich wegwenden, um die Thränen zu verbergen. Meine Augen trafen auf Merwitz, er sah mich mitleidig an, und zum ersten Male fand ich in seinem Blicke einen andern, als den gewöhnlichen Ausdruck. ‚Gnädige Frau,‘ sagte er halblaut und mit unsicherer Stimme, ‚Sie sind selbst krank, Sie sehen blaß und angegriffen aus, und möchten es verhehlen. Ich bitte Sie im Namen unseres Freundes, etwas für sich zu thun.‘ — ‚Recht, lieber Vetter,‘ erwiederte Ahlen, ‚sie wird sich nutzlos aufopfern. Wie oft schon habe ich sie gebeten, einmal in die Luft zu gehen. Bewegung fehlt ihr offenbar, und ich würde mich dieses schönen Abends recht erfreuen, wenn ich wüßte, daß sie ihn genösse. Geh,' liebe Clementine, nimm Julien mit Dir, ich werde Euch hier sehen, und in Curts Gesellschaft wird mir indeß nichts mangeln.‘“

„Ich fühlte mich unfähig, ihm zu willfahren. Mein Gefühl sträubte sich gegen jede Erholung, und ich verließ das Zimmer um mich draußen auszuweinen. Als ich mein Gesicht aus den Kissen des Sopha's erhob, stand Merwitz vor mir, mein Mann hatte ihn mir nachgesandt. Seine Augen ruhten auf mir, sie waren feucht von Thränen. ‚Ihr Gemahl schickt mich, sagte er, ‚er ist sehr besorgt um Sie, er bittet Sie, sich zu schonen. Sie sind krank, ich weiß es gewiß, die Veränderung Ihrer Farbe hat es mir beim Eintritte in's Zimmer verrathen. Eine solche Heftigkeit des Kummers muß Ihr Leben in Gefahr bringen! Sorgen Sie für Ihre zarte

Gesundheit, ich beschwöre Sie! ja ich beschwöre Sie, bei allem was Ihnen theuer ist, bei der Ruhe aller, die Sie lieben!'"

„Staunend sah ich seine Bewegung; ich kannte ihn nicht mehr, seine ungewohnte Rührung ergriff mich mit. ‚Wie gut sind Sie, lieber Merwitz,' sagte ich, und faßte seine Hand, ‚Ihre Theilnahme rührt mich sehr. Aber ich bin zu schwach, dem Schmerze zu gebieten, den Sie mit mir empfinden müssen.'"

„Merwitz wandte sich rasch von mir ab, ich fühlte einen Druck seiner zitternden Hand, und ein Gefühl, daß ich Ahnung nennen möchte, durchbebte meine Brust. Er warf sich auf einen Stuhl am Piano, und bedeckte die Augen mit seinem Tuche. Bewegt und verwirrt verließ ich ihn und kehrte zu Ahlen zurück, wohin er mir nach einer halben Stunde folgte, völlig wieder mit der Ruhe, die ich sonst an ihm kannte, die mich aber nur schreckte, ohne mich zu täuschen."

„Ich übergehe jetzt die düstern Tage, die mir meinen Gatten und in ihm den zuverlässigsten Freund meines Lebens raubten. Wer hätte nicht solche Tage gelebt, ach! die schwersten, die es hienieden giebt. Eine Betäubung, ein langsames Hinsterben aller Kräfte, half sie mir ertragen, und nur wenige Tage war Ahlen todt, als auch ich in eine gefährliche Krankheit fiel. Juliens Liebe wachte für mein Leben; was kein Arzt hoffte, was meine Freunde nur wünschen konnten, das errang ihre unermüdete Sorgfalt. Wenn ich meine Augen für einen

Moment mit Bewußtsein öffnete, stand ihre tröstende Gestalt an meinem Lager, ihre sanfte Hand leistete mir jede Hülfe, und meine Phantasie nannte sie den Engel eines schöneren Lebens, das ich vor mir aufgethan sah. — Langsam genas ich endlich, aber meine Krankheit, ein bösartiges Nervenfieber, hinterließ mir die Schwäche und Reizbarkeit, mit der ich nun fortdauernd kämpfe. Die frische kräftige Blüthe der Gesundheit kehrt mir nie wieder, und mein Herz ist unheilbar verwundet. Noch im jugendlichen Alter steh' ich an der Grenze der Hoffnungen; ich habe sie alle überlebt."

„Ihre Erzählung stimmt Sie trübe, liebe Freundin," sagte die Baronesse, und umfaßte Clementinen. Still weinend ruhte diese einen Augenblick an ihrer Brust. „Lassen Sie mich," erwiederte sie dann, „es thut mir wohl, und ich bin gleich zu Ende."

„Der Sommer war schon weit vorgerückt, als ich wieder erstand und zum ersten Male die Besuche meiner Freunde mit Vergnügen und ohne Anstrengung annehmen konnte. Ich hatte die Geselligkeit lange entbehrt, und ihr Genuß war mir um so neuer und erfreulicher geworden. Auch Merwitz kam; ich sah, daß es ihm Mühe kostete, seine Fassung bei meinem Anblicke zu behalten, und ich empfing ihn mit Thränen wehmüthiger Rührung. Ich hatte mich in der letzten Zeit von Ahlens Krankheit gewöhnt, ihn als einen Freund zu betrachten; herzlicher Dank für seine Anhänglichkeit an den Todten machte ihn jetzt noch mehr dazu. Es war mir, als schmiege sich des Verlornen Bild an ihn, er schien

mir ein Vermächtniß der heiligsten Freundschaft. Und war er doch der einzige Gefährte einer langen kummervollen Einsamkeit! Viele meiner Freunde waren mir fremder geworden, er wußte um alle meine Beschäftigungen, hatte sie alle getheilt, war von allen Zeuge gewesen. Das machte mir seine Gesellschaft lieb, und es fiel mir nicht ein, in ihm ein wärmeres Gefühl zu ahnen. Die Epoche der Genesung von einer tödtlichen Krankheit zieht überdem sehr von der Beobachtung ab, und beschränkt unsere Ideen in einen ganz kleinen Kreis. Man ist dann so sorglos, so weggewandt von allen irdischen Verhältnissen, so voll der heiligsten reinsten Empfindungen, man gehört diesem Leben voll Unruhe und Sorge nur erst zur Hälfte wieder an."

„Der Arzt rieth mir, den Rest der schönen Jahreszeit in einem Gartenhause, etwas entfernt von der Stadt zuzubringen. Ich fuhr mit Julien hinaus, und wir richteten uns dort recht angenehm ein. Wie wohl that mir die erquickende stärkende Luft, die Freiheit und Stille um uns her, das allgemeine Leben und Blühen in der Natur. Mein gedrücktes Gemüth erhob sich mit neuer Kraft, ich umfaßte die Zukunft mit Hoffnung und Zuversicht, und bauete das Glück meiner künftigen Tage nach einem sicher gezeichneten Plan. Fest entschlossen, meine Unabhängigkeit um jeden Preis zu bewahren, wollte ich nur mir selbst und Julien leben; meine Jugend gab mir Ansprüche auf die Freuden des Lebens, die ich immer leidenschaftlich geliebt hatte, ein ruhiger Wohlstand sicherte mir ihre Genüsse, ich freute mich ihrer im vor-

aus, und schmückte meine häusliche Einrichtung, so wie meine Beziehungen zur Gesellschaft mit der reichsten Phantasie aus. Diese Erwartungen erheiterten meine Gespräche mit Julien. Sie ging gefällig in alle meine Plane ein, obgleich ihre Ansichten von Glück und Lebensgenuß nicht mit denen übereinstimmen, die mir Erziehung und Verhältnisse aufgedrungen haben. Alles vereinte sich in diesen frohen Tagen mich zu beglücken, ja mich über die Folgen der Krankheit zu täuschen, ich fühlte mich gesund, und in mir wohnte die Ruhe, die ich bald schmerzlich genug vermissen sollte!" —

„Merwitz war unser täglicher und, bei der Entfernung von der Stadt, fast unser einziger Gesellschafter geworden. Er zeichnete mit mir, wir spielten zusammen Clavier, er las mir und Julien vor, wir beide freuten uns wenn er kam, und entließen ihn ungern. Nun fielen die Blätter ab, rauhere Luft strich durch die kahlen Aeste, die Abende wurden länger, ich sehnte mich in die Stadt, und es befremdete mich, daß Merwitz dies mit Unruhe zu hören schien. Trüber als gewöhnlich saß er am letzten Abende neben mir am offenen Fenster des Gartenhauses. Es war Dämmerung, wir allein, und jedes in seine Gedanken vertieft. Er sah starr den fallenden Blättern nach, die von der Silberpappel an dem Fenster vorbei tanzten."

„‚Sie sind nicht heiter, Merwitz,' sagte ich unbefangen; er fuhr wie aus einem Traume auf." —

„‚Soll ich heiter sein,' antwortete er bewegt, ‚wenn mein Glück mit dem Schmucke der Zweige fällt? Der

Sommer, der schönste Sommer meines Lebens ist dahin, und Sie kehren aus der Einsamkeit, in der ich so selig war, in eine Welt zurück, die Sie mit offenen Armen empfangen wird.'"

„‚Und das macht Sie trübe?' fragte ich lächelnd, doch nicht ohne ahnungsvolle Bangigkeit. — ‚Clementine,' rief er aus und trat mir näher, ‚sollten Sie nicht wissen, was Sie mir sind? Sollte Ihr Blick das Herz nicht durchdringen, das Ihnen ungetheilt schon seit Jahren gehört. Ich habe lange vor diesem Augenblicke gezittert, denn er entscheidet mein Schicksal, und zagend habe ich geschwiegen, aber ich muß nun reden! Seit ich Sie kenne fühle ich, daß nur Ihr Besitz mein Leben schmücken kann. Ja Sie mögen es immer wissen: um Sie zu sehen, um Ihre Stimme zu hören, verschloß ich mich freudig in Ahlens Krankenzimmer, Ihretwegen entsagte ich jeder Gesellschaft, alle waren mir ohne Genuß, wo Sie fehlten. Die Pflicht verbot mir meine Leidenschaft auszusprechen, ich verschloß sie, wie eine verstohlene Glut in meiner Brust, aber sie brannte nur stärker. Anfangs glaubte ich mich von Ihnen gehaßt, dies machte mich feindselig und erbittert, aber welche Seligkeit gab mir später Ihre Freundlichkeit, Ihr Vertrauen. Jetzt sind Sie frei, jetzt darf ich um mein Glück werben. In dieser himmlischen Abgeschiedenheit war ich oft so kühn zu hoffen; lassen Sie mich hier noch mein Schicksal vernehmen.'"

„Bebend hatte ich ihn angehört. Tausend Beweise der Leidenschaft, die sich nun enthüllte, drängten sich auf

einmal an mich. Ich begriff meine frühere Verblendung nicht. Aber mein Herz sagte mir, daß ich hier leichtsinnig mit der Ruhe eines Unglücklichen umgegangen war; doch eben so entschieden sprach es gegen seine Wünsche. Ich bat ihn angstvoll, mich zu verlassen, und versprach die Antwort, die er von mir heischte, auf morgen. Er ging; ein Strom von Thränene rleichterte meine Brust. Wer vermag die Kämpfe, die Vorwürfe zu schildern, die diese düstere abendliche Stunde mir gebar. Zwar mein Bewußtsein gab mir das Zeugniß der reinsten Unbefangenheit, kein Schatten herzloser Koketterie klagte mich an; aber war ich deswegen weniger an dem Kummer eines Menschen schuld, war ich weniger verantwortlich für alles, was sein wilder Sinn ihn thun ließ, wenn seine letzte Hoffnung schwand? Sind Sorglosigkeit und Leichtsinn keine Fehler? War ich doch wenig Tage vor Ahlens Tode gewarnt, damals that ich einen Blick in dies glühende Herz, das eine künstliche Eisrinde überzog, warum nützte ich den Wink des Himmels nicht?"

„Julie fand mich in Thränen und ward meine Vertraute, meine Trösterin. Zwar hatte sie lange, und vorzüglich seit kurzem geahnet, was mir verborgen blieb, doch sprach sie mich frei von der Schuld, eine Hoffnung erregt zu haben, die ich nicht erfüllen wollte. Nur die Täuschung eines verlangenden Herzens konnte meine achtungsvolle Freundlichkeit verkannt, und Erwartungen darauf gebaut haben, wie Merwitz sie gestand. Wir sprachen bis Mitternacht über den Vorfall, wir beklagten Curt, wir zitterten vor dem Ungestüm seines finstern

Gemüths. Aber mein Entschluß wankte keinen Augenblick. Ich konnte Merwitz nicht lieben, als Freund war er mir werth, der Gedanke, ihm mehr zu sein, erschreckte mich. Und nicht blos für ihn wollte ich meiner Freiheit nicht entsagen, — es lebte kein Mann, dem ich das Opfer noch einmal gebracht hätte. Diese Vorstellung, hoffte ich, sollte ihn beruhigen, ich hielt sie fest und verdankte ihr in dieser qualvollen Nacht noch einige Stunden der Vergessenheit."

„Lassen Sie mich nicht umständlich wiederholen, was nun folgt. Curts wilde Verzweiflung, seine immer wiederkehrenden Bitten, sein bleiches kummervolles Gesicht, die Blicke meiner Freunde, die alle für ihn sprachen, — meine Seele ertrug es kaum, und mein Körper erlag dem Grame. Der Winter verging mir in Leiden, in Kämpfen und ohne Erheiterung. Zwei Monate vorher, ehe ich die Stadt verließ, war Curt verschwunden. Er schrieb mir nach einigen Tagen, er sei zur Armee abgegangen, um den Tod zu suchen. Sein Brief war mir fürchterlich. Die gräßliche Kälte, die er athmete, erstarrte mein Herz und tödtete meinen Frieden. Immer sehe ich ihn auf dem Schlachtfelde, sehe sein unbekanntes Grab in fernen Gegenden, höre, wie er voll Haß meiner denkt. Mein Piano ruft mir seine Töne zurück, um mich zu quälen, alles, alles erinnert mich an ihn. Jedes Buch, das ich lese, hörte ich einst von seiner Stimme, und diese rührenden Laute umtönen mich so täuschend, daß sie aus der Ferne mir zuzurufen scheinen. Dennoch kann ich nicht bereuen, was ich that, ich bin unglücklich,

aber nicht strafbar. Es schien mir immer ein Unrecht, eine Ehe mit Abneigung zu schließen. Es giebt vielleicht ruhige sanfte Gemüther, die es dürfen, ohne Gefahr ihren Werth zu verlieren, ich durfte es nicht, und alles sprach in mir gegen ein Opfer, das nur einer vergänglichen Leidenschaft gebracht worden wäre. Ja, vielleicht bin ich jetzt schon vergessen, vielleicht ist er ruhiger, glücklicher als ich! — — Sie wissen nun alles; mein Unglück und seine Quellen; irrte ich, so richten Sie mich liebevoll."

Hatte diese Erzählung Clementinen bewegt, und Vergangenes, Schmerzliches ihr wieder nahe gerückt, so war es ihr doch in eben dem Maße Erleichterung sich ausgesprochen, und durch freiwillig gegebenes Vertrauen eine gleichgestimmte Seele sich erworben zu haben. Die Baronin that hingegen alles, sie nun wieder zu erheitern, und was ihr zärtlicher verständiger Trost begann, vollendete das freundliche Beisammensein aller Glieder der Gesellschaft, die kurz vor dem Abendessen sich in der Wohnstube wieder zu einander fanden. Die Männer wußten viel und mancherlei über das Theater zu sprechen, man verabredete die Spieltage, die Proben, man setzte den Baron einmüthig zum Director ein, und vertheilte vorläufig die Rollenfächer. Alles dies hatte viel Interesse für Clementinen, die ihre Kränklichkeit keineswegs abhielt, den lebhaftesten Antheil an einem Vergnügen zu nehmen, welches ihr immer als das schönste und vielseitigste erschienen war. Weniger gern, und eigentlich nur aus Gefälligkeit, nahm Julie Theil daran.

Sie traute sich wenig Talent zu, und hatte darin nicht ganz Unrecht. Rollen, die blos den Ausdruck ihrer reinen sanften Eigenthümlichkeit verlangten, mochte sie vorzüglich gut darstellen; einen entgegengesetzten Charakter durch Studium und Kunst zu geben, gelang ihr nicht, obgleich sie schon einige Mal den Versuch gemacht hatte. Am liebsten wäre sie daher unbeschäftigt geblieben, aber man wollte ihr dies nicht zugestehen, und da es einmüthig beschlossen war, die Bestrebungen der Kunst auf würdige Gegenstände zu richten, und nicht mit Possen oder kleinen Nachspielen zu beginnen, so theilte der Baron ihr sogleich die Emilia Galotti zu, während Clementine die Orsina mit großer Lust übernahm. Der Baron selbst wollte den Vater und seine Frau die Claudia spielen. Der Prinz fiel Wallenfeld anheim; seine Figur und sein Anstand machten ihn am geschicktesten zu dieser Rolle, welcher er jedoch die des Malers weit vorgezogen hätte. Das allgemeine Interesse der abgehandelten Gegenstände verlängerte die Tafelzeit bis nach Mitternacht, wo dann jeder der Gäste sich mit den fröhlichsten Aussichten für den nahenden Winter in den Wagen oder auf's Roß setzte, und durch die stille mondhelle Nacht der Heimath zueilte.

Der ungeduldig erwartete Tag der Aufführung kam heran, Mitspieler und Zuschauer waren gleich gespannt. Eine zahlreiche Gesellschaft aus der entferntesten Umgebung versammelte sich in dem düstern Saale, den nur ein einziger Lichtstreif von einem halbgeöffneten Laden magisch erhellte. Das geschmackvolle, nicht gar zu kleine

Theater, der Vorhang, der das Erwartete barg, und auf dessen wohlgewählten Gruppen der grelle Lichtstrahl ruhete, das Geflister hinter demselben — alles gab einen Vorgeschmack des versprochenen Genusses. Den meisten von den Eingeladenen war ein solcher neu, oder wenigstens ungewohnt. Sie sahen nur etwa ein Mal im Jahre eine höchst mittelmäßige Vorstellung in der nächsten Landstadt, wo die Kunst im Kindesalter zuweilen ihren Sitz aufschlug. Hier aber ließ sich mit Recht etwas außerordentliches hoffen, und man hatte nicht geirrt. Jede Rolle wurde mit Einsicht und Fleiß gegeben, und alles vereinte sich zu einem schönen, jedem Theilnehmer unvergeßlichen Ganzen. Juliens zartes Spiel, ihre liebliche Stimme, die Unschuld und Reinheit ihres ganzen Wesens, ließ nichts zu wünschen übrig, eben so vollendet ward Claudia von der Baronin dargestellt, aber den rauschendsten Beifall, die entschiedenste Bewunderung errang Clementine. Ihre Schönheit, durch die Farben gehoben, die ihrem bleichen Gesichte jetzt oft fehlten, bedurfte kaum des blendenden und ausgesuchten Putzes, in welchem sie erschien, ihr Spiel machte die Kunst vergessen; es war Leben und Natur, es bezauberte, es riß hin. Alles umringte sie nach der Vorstellung, jeder wollte ihr seinen Dank bringen, sie war die Königin des kleinen Balles, der der Vorstellung folgte. Sie fühlte sich befriedigt und glücklich! — Nie hatte sie sich einen Augenblick so ganz aus sich selbst und ihrem verdüsterten Leben herausgerissen gefühlt, als diesen Abend auf der Bühne. Keine Kunst hatte ihr so vollkommene Vergessenheit ge-

währt, als die heute geübte. Und wie entzückte sie der allgemeine Beifallsruf, der sie nach der Umkleidung empfing! Ihre früheste Jugend hatte sie an den Weihrauch gewöhnt, den eine bewundernde Menge spendet; er war ihr noch immer das wünschenswertheste Gut.

Die Vorstellungen gingen nun regelmäßig fort, und jede vermehrte Clementinens Triumphe. Man sah nur sie, man sprach nur von ihr, und wenn sie in den kleinen Theezirkeln, die noch außer jenen Festen oft genug bei ihr, oder bei der Baronesse zusammen kamen, die Gesellschaft mit ihrem Gesange unterhielt, blieb kein noch so unberedter Mund zu ihrem Lobe stumm, kein noch so kaltes Herz ungefesselt. Denn es ist das schönste Geschenk, das die Kunst ihren Lieblingen macht, die Gabe alle Gemüther sich zuzuwenden, und nichts gleicht der Begeisterung, mit welcher wir uns einem Künstler, einer Künstlerin nahen, die so eben dies herrliche Recht an uns geübt haben. Da möchte jedes eine Blume in den Kranz winden, der sie lohnt und ehrt, und sind diese Augenblicke oft die einzige Entschädigung, für so manche dornige Stelle auf der Künstlerbahn, so sind sie auch erhebend und schön.

Wallenfeld war indessen noch immer der gewöhnlichste Gast im Hause der Frau von Ahlen. Aber in seiner Brust hatte sich manches verwandelt, und seltsam widersprechende Gefühle tobten darin. Er hatte sich anfangs von beiden Frauen angezogen gefühlt, hatte sie aufgesucht, sich ihnen genähert, und mit immer größerem Behagen

bei ihnen verweilt. Juliens einfache Liebenswürdigkeit entzückte ihn, ihre häusliche Thätigkeit that ihm wohl, er fing an in ihr die Gattin zu sehen, die ihn beglücken könnte, und ihre freundliche Traulichkeit fesselte ihn unvermerkt. Clementine hingegen nahm seine Sinne gefangen. Ihre Talente, ihre Schönheit, ihr glänzender Verstand, blendeten und reizten ihn; die Bewunderung aller, so mächtig wirkend auf das Urtheil der Männer, wob eine Glorie um sie, es schien ihm unmöglich, so viel Vollkommenheit zu sehen, ohne sich nach dem Besitze des Wesens zu sehnen, das sie vereinigte. Die ruhige Neigung ward von einer leidenschaftlichen Regung verdunkelt, ja ganz verdrängt; wie das stille Licht des Mondes vor dem Glanze der Kerzen erbleicht, und wie wir dies nur wieder finden, wenn wir den glanzvollen Platz verlassend, uns einen Augenblick in dichte Schattengänge verlieren, so rang sich nur in einzelnen Momenten, fern von Clementinens Anblick, das frühere Gefühl kämpfend in Wallenfelds Herzen hervor. Wenn er aber, unter die Zuschauer gemischt, sie auf dem Theater erscheinen sah, wenn jedes Wort, jede Miene bezaubernd war, wenn er selbst mit ihr spielte, und diese engelgleiche Frau ihm Liebe schwur, sein Arm sie umschlingen, seine Hand die ihre fassen durfte, wie hätte er ruhig bleiben, wie dieser gewaltigen Leidenschaft widerstreben sollen? Wenn sie sang, wenn alles ihren Zaubertönen lauschte, und jeder sein Herz berührte, wenn sie sprach, wenn sie tanzte, wie schön, wie reizend war sie immer. Er kämpfte, er wählte nicht mehr; er gab sich hin. Diese Liebe war die Ge-

fährtin seiner einsamen Stunden, die Phantasie pflegte und nährte sie; aber noch schweigend bewahrte sie die Brust, fürchtend und hoffend, berauscht und selig. —

Clementine, weit entfernt hier mehr zu sehen, als die Bewunderung, die ihr alles zollte, fuhr fort, die Hoffnung einer Vereinigung Wallenfelds mit ihrer Pflegetochter zu nähren. Sie wußte, daß sein Vermögen durch einen Prozeß bedroht war, und diesem Umstande schrieb sie sein dauerndes Schweigen zu. Der Gedanke, die Beiden verbunden zu sehen, die ihr so lieb und theuer waren, erfüllte ihre ganze Seele. Sie hatte Wallenfeld scharf beobachtet, und glaubte ihn nun genug zu kennen, um mit Gewißheit zu entscheiden, daß Juliens stilles, ruhiges Gemüth, ihr klarer Verstand, ihre Thätigkeit auf's innigste mit seinem Charakter übereinstimmten. Auch hatte sie nicht falsch geurtheilt. Julie besaß alle Eigenschaften, den Mann zu beglücken, den ihr liebendes Herz gewählt hatte. Denn Wallenfeld, von einer häuslichen Mutter erzogen, die, ohne Beschränkung, doch nie ihren Kreis überschritt, gewöhnt, sie im Hause walten, alles von ihrem Auge geleitet, vieles durch ihre Hand bereitet zu sehen, — zarter weiblicher Sorgfalt und Aufmerksamkeit bedürftig, und von Jugend auf gelehrt, nach diesem Maßstabe unter den Jungfrauen umher zu schauen, um aus ihnen die Gefährtin zu wählen, konnte nur durch die Gewalt der Leidenschaft und eines ganz neuen unwiderstehlichen Reizes, den Blick auf Clementinen richten, der alle jene Vorzüge mangelten, die sie — im Besitze so vieler andern — verschmähte. Während nun Cle-

mentine, getäuscht und ruhig, in Gedanken an dem Glücke ihres Lieblings baute, bemerkte Julie nur zu gut Wallenfelds Entfremdung, und bedurfte nur kurzer Aufmerksamkeit, um mit tief verletztem Herzen zu ahnen, was in ihm vorging. Still, wie immer, und allen Trost dort suchend, wo er allein zu finden ist, nahm sie ihre Zuflucht zu der reinen gläubigen Frömmigkeit, die wie ein Schutzgeist mit ihr erwachsen war, und beschäftigte sich nur eifriger und stetiger als sonst. Aber wenn nun die Nacht herabsank, alles schwieg, alles ruhete, kein Geschäft, keine Arbeit sie mehr zerstreute, dann flossen ihre Thränen einsam und ungesehen, nur von den schimmernden Sternen belauscht, die die kalte erstorbene Gegend überschauten.

So kam das Weihnachtsfest mit seinen fröhlichen Erscheinungen heran; die Frauen beschenkten sich wechselsweise, und Julie war schon lange vorher bemüht, einigen Kindern aus dem Dorfe, die sie vorzüglich liebte, Freude zu bereiten. Puppen und Spielwerke aller Art prangten nun unter glänzenden Lichtbäumen, die glücklichen Kinder sahen erstaunt die Herrlichkeiten an, und wagten nicht sie sich zuzueignen. Julie gedachte mit sanfter Rührung ihrer Kinderzeit, wies mit innigem Behagen ein jedes zurecht, ließ die Häubchen und Handschuh probiren, zeigte den Festschmuck der Puppen, und die vergoldeten Früchte des Baumes. Wehmüthig erinnerte sie sich ihrer früh verstorbenen Mutter und des Christabends, an welchem diese sie eben so durch die Reihen aufgestellter Schätze führte. Sie sah die bleiche Ge=

stalt noch vor sich, die sie dann bald nicht mehr erblickte. Auch die schöne Erscheinung der neuen Mutter war ihr noch ganz lebendig, wie sie ihr gerade an diesem Abend zuerst vorgestellt ward, und ihr kindisches Herz mit willkommenen Gaben erfreute. Immer war dies goldene Kinderfest ihr so froh erschienen! Sie wollte es auch heute feierlich begehen; es gelang ihr, sich an fremder Lust zu erfreuen, und der nichts ahnenden Freundin den einsam zugebrachten Abend durch die gewohnte Heiterkeit zu verschönen.

Sie war am Neujahrsmorgen auf ihrem Zimmer allein und eben mit einem Briefe beschäftigt, der ihr Gefühl lebhaft aufgeregt hatte, als ein Diener eintrat, Wallenfeld zu melden, und dieser ihm auf dem Fuße folgte. Er kam um den Damen Glück zu wünschen, weil aber Clementine, die sehr spät aufzustehen pflegte, noch nicht sichtbar war, hatte ein Neuling aus der Dienerschaft ihn sogleich zu Julien geführt, statt diese, wie gewöhnlich, in's Besuchzimmer zu rufen. Noch nie hatte Wallenfeld dies Zimmer betreten, und er fühlte sich überrascht von dem Einklange der einfachen anspruchslosen Wohnung mit dem Wesen der Bewohnerin. Die hellen grünen Wände schmückten wenige erlesene Kupferstiche: eine Madonna mit dem Kinde, ein Christuskopf und ein heiliger Johannes. Ueber dem Sopha aber bemerkte er zwei Oelgemälde, Mann und Frau, die er für Juliens Eltern hielt. Im Fenster stand ihr Arbeitstisch, an der entgegengesetzten Wand ihr Piano. Ein Blumengerüst, dicht mit blühenden Hyacinthen besetzt, zierte das zweite Fenster.

Man athmete den Frühling in ihrem Duft, und vergaß beim Anschauen ihrer vielfarbigen Blüthe, des Schneegestöbers, das draußen wirbelnd umherschwebte. Hocherröthend stand Julie auf, um den Gast zu empfangen. Sie nahm seinen Glückwunsch an und erwiederte ihn herzlich, während er von ihrer zarten Gestalt, und ihrem häuslichen Gewande angezogen, mit seinen Blicken auf ihr verweilte, und in ihren feuchten Augen den Spuren verborgener Thränen begegnete. Es drängte ihn zu wissen, was sie bewegt, um was sie getrauert habe, doch zu schüchtern eine Frage zu wagen, folgte er ihr zum Sopha, und umherforschend, womit sie früher beschäftigt gewesen, erblickte er vor ihr ein Gebetbuch und einen leicht zusammengeschlagenen Brief von Frauenhand überschrieben. Es rührte, es erschütterte ihn, dies immer heitere noch so kindlich frohe Mädchen traurig zu sehen, er war verwirrt, einsylbig, nachdenkend, und vielleicht las Julie seine Gedanken in den oft und fragend auf sie gehefteten Augen des Freundes; denn nach einer kurzen aber peinlichen Stille nahm sie zuerst das Wort, ihm ihre Gefühle zu erklären.

„Sie finden mich nicht ganz wie sonst,“ sagte sie freundlich, „Sie haben mich sogar in Thränen überrascht, und ich will Ihnen nicht verhehlen, was sie hervorlockte. Hier dieser Brief, den ich vor etwa einer halben Stunde erhielt, hat mir so viel rührendes und wichtiges zurückgerufen, so manche heilige Erinnerung wieder aufgeregt, daß ich weinen mußte, und die Thränen mir recht wohl thaten. Es war ein Todtenopfer für meine vollendeten

Eltern! Ach, man denkt wohl eigentlich zu wenig an die Hingegangenen im Geräusche der Welt und der Beschäftigungen, und so ist mir eine solche Stunde immer die süßeste Feier für mein Herz. Ihnen kann ich das sagen," fuhr sie fort, und erhob die niedergeschlagenen blauen Augen zu ihm, die in Thränen schwammen; — „ich weiß Sie sind unfähig meiner Rührung zu spotten."

„Theure Julie," rief er aus und zog ihre Hand an seinen Mund. Es war ihm seltsam zu Muthe, er fand sich an ihrer Seite, durch ihre süße Vertraulichkeit, wie rückkehrend aus der Fremde in eine geliebte Heimath. Ruhig, einiger als lange mit seinen Gefühlen, freute er sich ihr zuzuhorchen, und bat sie weiter zu sprechen.

„Der Brief," sagte sie, „ist von der Schwester meines Vaters, die mich nun fast so lange nicht gesehen hat, als ich wieder eine Mutter habe. Früher war ich viel unter ihrer Aufsicht, sie liebte mich zärtlich. Seit jener Zeit aber hielt sie sich immer im Auslande auf; heute kündigt sie mir einen Besuch für die nächste Woche an, und redet so ganz die alte Sprache mit mir, daß ich mich in die frühesten Jahre versetzt glaubte, wo ich als Kind in ihrem Zimmer spielte, und großes Behagen an ihrer jungfräulichen, fast klösterlichen Einrichtung fand. Wie viel ich ihr danke, wie manches was mich jetzt erfreut und beglückt, ihr Werk ist, das habe ich in dieser Morgenstunde wieder recht lebhaft empfunden. Und nun ihr Brief, ihre Schriftzüge, ihre Worte, die Herzlichkeit, mit welcher sie meiner Eltern gedenkt! Meine

Mutter war ihre Jugendfreundin, meinen Vater liebte sie über alles. Sie berührt diese und jene Begebenheit, und an jede knüpft meine Erinnerung so Schönes, so Unvergeßliches an."

Julie schwieg einen Augenblick, dann stand sie auf und zeigte nach den Bildern. „Sehen Sie, das sind meine Eltern. Mit diesem Blicke sah mein guter Vater oft auf mich nieder, und wenn ich so vor dem Bilde stehe, kann ich mich oft bis zu dem Grade täuschen, daß ich ihn zu hören, mit ihm zu sprechen, ihm zu antworten glaube. Die Mutter kenne ich fast nur durch dies Bild; höchstens in zwei oder drei bedeutenden Augenblicken steht ihre Gestalt klar vor meiner Erinnernng. Ich verlor sie, ehe ich wußte, was sie mir war."

Ernst und feierlich gestimmt sahen Julie und Wallenfeld zu den Gemälden hinauf, die freundliche Augen auf das Paar richteten, und Clementine trat ein. Das Gespräch ward lebhaft und allgemein. Auch Clementine hatte einen Brief von ihrer Schwägerin empfangen, und obwohl sie wußte, wie dieser Besuch eigentlich nicht ihr, nur Julien galt, so war sie dennoch auf's sorgfältigste bemüht, alles so einzurichten, wie es dem Fräulein am erfreulichsten, und ihrer gewohnten Art am gemäßesten sein könnte. Julie übernahm die Sorge der Einrichtung mit Freuden, und schlug einige Zimmer vor, die den ihren am nächsten, von allem Geräusch entfernt lagen, und in den stillsten heimlichsten Theil des Gartens sahen.

„Was unser übriges Treiben betrifft," sagte Cle-

mentine, als Julie hinausgegangen war, vorläufig Befehle zu geben, — „besonders das Theater, so fürchte ich, es wird den Beifall des Fräuleins nicht erhalten, und dies ist eine Ursache, weswegen ich wohl gewünscht hätte, ihr Besuch wäre in eine spätere Zeit gefallen. Doch wie es nun einmal ist, so läßt sich nichts ändern, und da sie wahrscheinlich der Vorstellung des Egmont beiwohnen wird, ist es mir lieb, daß Julie nicht unter den Spielenden ist. Ich achte sie zu hoch, um sie kränken zu wollen, obgleich ich nie etwas unschuldiges unterlassen werde, um ihr zu gefallen.“

Wallenfeld nahm nun Gelegenheit von der Rolle des Egmont zu sprechen, die man ihm zugetheilt hatte, und der er sich nicht gewachsen glaubte. Clementine war anderer Meinung; sie versprach sich viel von ihm, wie von der ganzen Vorstellung, und versicherte, wie sie lange keine Rolle mit so viel Liebe studirt habe, als das Klärchen. Sie war ganz Feuer und Leben, und als sie das Buch zur Hand nahm, um einige Stellen, über die sie zweifelhaft zu sein gestand, dem Freunde vorzutragen, fühlte er sich von ihrer Stimme, und dem herrlichen Ausdrucke, mit welchem sie las, so hingerissen, daß sein wankendes Herz ihr auf's neue, und feuriger als jemals, huldigte. Mit sich selbst entzweit, unentschieden, umhergetrieben auf den Wogen der Leidenschaft, verließ er das Gut. Er gab seinem Pferde die Sporen und jagte feldein, ohne den Weg zu beachten. Die schneidende Kälte fühlte er kaum, ja sie that ihm wohl. Er hätte jetzt etwas recht schmerzliches empfinden mögen, um den Kampf

in seinem Innern zu übertäuben, und so kam er zu Hause an, mit der festen Ueberzeugung, Clementinen anzubeten, und ohne Kraft, Juliens sanftes Bild aus seiner Erinnerung zu verbannen.

Das Fräulein kam an. Eine bedeutende, hohe Gestalt, eine edle Haltung und eine etwas gesuchte Einfachheit in der Kleidung zeichneten sie aus. Sie war dem Bilde des Herrn von Ahlen auffallend ähnlich, bejahrt und leidend, aber voll Würde und Festigkeit. Von ihrem Blicke überrascht, der mit des Vaters liebendem Auge auf dem langentbehrten Kinde ruhte, sank Julie in der Tante Arme, und Beider Thränen vermischten sich. Die Gegenwart Juliens verjüngte der Tante Herz, führte sie zurück in bessere Zeiten. Sie fühlte sich weich, gerührt, liebend und geliebt, es war ein Moment des Glücks in ihrem vereinzelten Leben!

Ganz anders war der Empfang Clementinens, die kurz nach der Ankunft ihrer Schwägerin von einem Besuche zurückkam. Förmlich kalt trat ihr das Fräulein entgegen, man wechselte Höflichkeiten, aber es entging Julien nicht, daß sie ohne Herzlichkeit waren. Beide hatten sich nie geliebt, waren geschaffen, sich nicht zu lieben. Clementine rang nach Freiheit, und erkannte nur die Gesetze ihres Gefühls an; sie suchte zu glänzen, zu gefallen, und verbarg diese Bemühungen nicht; Putz, Bälle, Feste, Zerstreuungen aller Art, waren ihr lieb, waren ihr unentbehrlich. Ihre Schwägerin war von allem das Gegentheil, streng in Beachtung des Urtheils, die Gebundenheit der Frauen hoch ehrend, still, fast klösterlich

erzogen, aufopfernd wo sie liebte, unerbittlich wo sie Unrecht wähnte, felsenfest in vorgefaßten Meinungen. Beider Lebenswege konnten sich selten begegnen, nie vereinen, mußten ewig aus einander gehen. Denn es ist eine gewöhnliche Erfahrung, daß kleine Schwächen, Gewohnheiten, anerzogene Eigenthümlichkeiten, öfter störend in das Verhältniß guter Menschen treten, als wirkliche Fehler, und es giebt nur wenige Gemüther, denen es verliehen ist, das Gute unter Umgebungen zu erkennen, die nicht mit den eigenen Begriffen übereinstimmen. — Als Herr von Ahlen Clementinen wählte, hatte seine Schwester getrauert, und je mehr ihr Bruder, von der Schönheit und Anmuth seiner Gattin entzückt, jeden ihrer Wünsche zu dem seinen machte, je mehr zog das Fräulein sich von ihm zurück. Julien ihr überlassen zu müssen war ihr ein neuer Schmerz, und fand sie gleich jetzt nach langer Abwesenheit, daß diese ganz nach ihrem Sinne erwachsen war, so mochte sie doch Clementinen keinen Antheil an dieser gelungenen Erziehung zuschreiben. Fand sie sie doch noch immer wie sonst, nur mit ihrem Glanze beschäftigt, schwärmend, zerstreuungssüchtig, ja selbst Krankheit und Wittwenschaft hatten hier nichts geändert. Sie kam ihr mit der vormaligen Abneigung entgegen, und Clementinens liebevoller, alles gewinnender Sanftmuth gelang es nicht, diese Abneigung zu mindern.

Die Gesellschaften dauerten indessen fort, aber nur selten nahm Fräulein von Ahlen Theil daran. Zuweilen erschien sie an Juliens Arm im Besuchzimmer, wo ihre ernste Erscheinung mehr Ehrfurcht als Wohlgefallen er-

regte. Ihr Kleid war immer von der nämlichen grauen Farbe, doch vom kostbarsten Stoffe, und über ihrer tiefen Spitzenhaube war stets ein kleiner schwarzer Schleier befestigt, der ihr ein seltsames fremdes Ansehen gab. Sie sprach wenig, spielte nie, und zog sich immer frühzeitig in ihr Zimmer zurück, wohin ihr Julie folgte, um entweder einige Stunden vorzulesen, oder sie mit Gesang zu unterhalten. Wie wohl that Julien die Bemerkung, daß ihre Gesellschaft die geliebte Tante erheitere, wie erfreulich war es ihr, sich von ihr geliebt, ihres Beifalls werth zu sehen. Ohnedem war ihr jetzt die Gesellschaft lästig, die Augen des Einzigen, der sie ihr lieb machte, suchten sie nicht mehr auf, waren von ihr abgewandt, wie sein Herz. Nicht immer konnte sie sich dies verhehlen, obgleich die Hoffnung noch widersprach, und seine herzliche Theilnahme am Neujahrsmorgen ihr neue Stärke gab. Ach, die Hoffnung eines liebenden Herzens stirbt nur gewaltsam, und reißt alle Blüthen des Lebens mit sich in's Grab. — Es konnte dem Fräulein nicht entgehen, daß Julie litt, sie fragte nicht, aber sie sorgte und wünschte. Das Kind ihres Herzens, das theure Vermächtniß eines geliebten Bruders nicht wieder zu missen, war jetzt ihr herrschender Gedanke. Sie stand auf dem Punkte, eine weite Reise anzutreten, und beschloß, Julien zu ihrer Gefährtin zu machen. Sie erwartete nur einen schicklichen Augenblick, ihr diesen Vorschlag zu thun, dem nichts im Wege zu stehen schien, als Juliens Anhänglichkeit an Clementinen.

Es war am Morgen vor der Aufführung des Eg=

mont, als in einer traulichen Stunde, die mit Erinnerungen begann, Julien diese Eröffnung überraschte. Sie konnte nicht antworten, nicht versagen, nicht gewähren, sie erschrak vor der Wahl, die jetzt auf einmal in ihre Hände gegeben ward. Sollte sie Clementinen verlassen? — sie mochte den Gedanken nicht denken! — Diesen Ort verlassen, mit allen Reizen, die die erste Liebe ihm lieh, die Gegend wo er lebte? Konnte es auch noch Freuden geben, die er nicht theilte, konnte die Erde so schön sein, wo er nicht wohnte? — — Aber die Tante ziehen lassen, allein und ungeliebt, krank vielleicht in fremden Ländern, ohne Pflege, nach ihr sich sehnend! — Sie mußte sich eingestehen, daß Clementine sie leichter entbehren würde, daß ihr Anmuth und Liebenswürdigkeit tausend Herzen zuführten, während das weiche Gemüth des Fräuleins, unter kalter Außenseite versteckt, unerkannt, und oft verwundet, nur von ihr sich verstanden fühlte. Weinend beugte sie sich auf die Hände des Fräuleins nieder, und bat um Bedenkzeit. Sie verschloß sich in ihr Zimmer, dachte, überlegte, wählte und verwarf; — der Abend fand sie unentschlossener als je. Sie mußte sich ankleiden, der Wagen fuhr vor, und Clementine trat ein, sie abzurufen. Als Julie in das heitere Gesicht der Freundin blickte, fiel der Gedanke einer Trennung schwer auf ihr Herz. Sie war erschüttert, angegriffen, und fiel Clementinen mit einem Thränenstrome um den Hals.

„Was ist Dir, mein Julchen," rief diese erschrocken aus, „ich habe Dich nie so gesehen. Du hast geweint, und weinst noch immer. Was ist Dir begegnet?"

„Sie sollen es wissen, liebe Mutter," antwortete Julie, „noch diesen Abend, aber jetzt nicht; beunruhigen Sie sich nicht," fuhr sie fort, „es ist nichts von Bedeutung. Mein Leben war bis hieher immer so gleichförmig und ruhig, daß es mich schon verwirrt, wenn ich etwas zu wählen, über etwas zu entscheiden habe. Warum fiel es mir doch nicht eher ein, Ihnen alles zu überlassen. Nach dem Schauspiele trage ich Ihnen die Sache vor, und will nun auch nicht wieder daran denken, noch viel weniger mich im Genusse des Vergnügens stören lassen." — Die Vorstellung nahm ihren Anfang, und eine lautlose Aufmerksamkeit unter den Zuschauern ehrte das Meisterwerk und die Bestrebungen der Spielenden. Clementine war nie so schön gewesen. Ihr erstes Auftreten erregte ein leises Flüstern der Bewunderung, ihr erstes Wort die tiefste Stille. Aber nichts verglich sich mit dem Eindrucke, den sie auf Wallenfeld hervorbrachte. Er vergaß alle Verhältnisse, er wähnte wirklich zu sein, was er nur schien, er eignete sich mit Entzücken die Liebe Klärchens für Egmont, die Treue und Hingebung zu, die Clementine so wahr darstellte. Wie sie zu seinen Füßen saß, zu ihm aufblickte, seinen Worten lauschte, wie er sie umfaßte und sein nannte, war kein Streit mehr in seiner Brust; ihr gehörte sein Leben. Die Liebe begeisterte ihn, er strebte die Geliebte zu erreichen, er rang nach ihrem Lobe und lös'te seine Aufgabe meisterhaft. Nun lag er auf dem Ruhebette, hingestreckt zu künstlichem Schlummer, in süßen Gedanken an die Seligkeiten, die immer lichter vor seiner Seele aufgingen. Da

schwebte Klärchens Gestalt über ihm in überirdischem Lichte, umflossen von dem Glanze der Verklärung, und vollendete den Zauber, den er nicht mehr von sich zu weisen suchte.

Der Vorhang fiel, in jedem Herzen erklang das gesehene, das gehörte nach; Ausrufungen der Freude, des Beifalls füllten den Saal, nach und nach erschienen die Spielenden, nur Clementinen sah man umsonst entgegen, und ein Bedienter benachrichtigte Julien, die gnädige Frau habe sich sogleich nach der letzten Scene in ihren Wagen begeben, den sie dem Fräulein wiedersenden wolle. Ungeduldig erwartete ihn Julie. Die vorgenommene Unterredung mit Clementinen lag ihr am Herzen; die Gesellschaft war ihr drückend, sie sehnte sich nach Einsamkeit, nach freundlichem Rath, und die Zeit, welche wahrscheinlich noch vergehen mußte, ehe sie aus diesem bunten Getümmel scheiden konnte, dehnte sich ihr zu einer Ewigkeit aus.

Unterdessen hatte auch Wallenfeld, zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um noch eine gleichgültige Conversation zu ertragen, den Saal und das Haus verlassen. Sein Pferd trägt ihn durch die tiefe Nacht, aber in seiner Seele ist Licht und Glanz. Der Entschluß, um Clementinens Hand zu bitten, ist nun unerschütterlich fest, nichts steht ihm mehr im Wege, denn gerade heute ist sein Prozeß entschieden worden, und ihm bleibt nun zwar ein sehr mäßiges, aber sicheres unangefochtenes Besitzthum. Morgen will er sein Schicksal erforschen, nicht noch einmal soll die Sonne untergehen, ohne den Glücklichsten

zu beleuchten. — Aber warum soll sie nicht schon mit ihrem Aufgange den ersten Tag eines neuen Lebens bezeichnen? Dort auf der Höhe strahlt Clementinens Fenster, wie ein lichter Stern, sie ist daheim, allein, noch ist es nicht zu spät, und nur ein Seitenweg trennt ihn von ihr. — Er wirft das Pferd herum, es trabt rascher von der Sehnsucht des Reiters beflügelt. Immer näher glänzt das erleuchtete Fenster, schon bellen die Hunde des Dorfes, er ist ihr nahe! Wie klopft sein Herz, wie fliegt sein Verlangen der geliebten Einsamen entgegen! Staunende Diener empfangen ihn, man heißt ihn warten, er steht dicht vor ihrem Zimmer, er hört ihre Stimme, er zittert abgewiesen zu werden; aber nun öffnet sich die Thür, und noch in demselben Gewande, in welchem sie in Egmonts Traume erschien, tritt Clementine ihm entgegen.

Fast mit Wallenfeld zugleich war auch Julie zu Hause angelangt, und kaum hatte sie ein Nachtkleid angelegt, als sie durch mehrere Gemächer, die ihre Wohnungen trennten, zu Clementinen eilte. In ein Cabinet tretend, das nur noch ein Vorhang von ihrer Mutter Zimmer scheidet, hört sie eine männliche Stimme. Sie stutzt, sie will sich entfernen, um dem Gaste nicht zu begegnen, jetzt vernimmt sie ihn deutlicher, — es ist Wallenfeld. Bebend schleicht sie an den Vorhang und erhebt ihn leise. Wallenfeld ist vor Clementinen niedergesunken, sie bittet ihn angstvoll aufzustehen, sie zu verlassen. —

„Und ohne Hoffnung soll ich gehen!“ ruft er aus.

„Ich habe keine für Sie,“ antwortet Clementine,

aber ihre Stimme ist unsicher, von Thränen erstickt, sie kämpft sichtlich mit sich selbst und fleht ihn an, sie jetzt, nur jetzt sich selbst zu überlassen. — Noch einen Blick wirft Julie auf Beide. Ihn sieht sie zum letzten Male. Sie verläßt mit wankendem Schritte das Cabinet, wirft sich auf ihr Lager und durchweint die Nacht. Ihr Entschluß ist gefaßt. Sie muß nun dies Haus verlassen, und Clementinen, deren Glück sie hindern würde. Sie weiht sich der Trauer, der Einsamkeit und Pflichterfüllung, die Zahl ihrer frohen Stunden ist voll.

Unglücklicher noch als Julie brachte Clementine die lange Winternacht hin. Nicht ein großer entschiedener Gram, nein, tausend zerreißende Gefühle erfüllten ihre Seele. Frühere Stürme schienen wiederzukehren, neue gesellten sich zu ihnen, und ein prüfender Blick in ihr eigenes Herz zeigte ihr eine Tiefe, in die sie noch nie eingedrungen war. Dachte sie nun vollends in dieser grauenvollen Stille an ein seltsames Ereigniß des Abends zurück, so befiel sie ein Schauer, und ihre aufgeregte Phantasie vermehrte die Schrecknisse, die uns so wehrlos finden, wenn nächtlicher Schatten auf der Erde und in unserer Seele waltet. Sie hatte nämlich die letzte Scene Klärchens mit Brakenburg eben geendet, und wandte sich, ihn zu verlassen, als ihr Blick zufällig in eine Ecke auf den Zuschauerplatz fiel, und sie dem bleichen Gesichte des unglücklichen Merwitz begegnete, der sie bewegungslos anstarrte. Ergriffen von diesem Anblicke, von der Aehnlichkeit der Situationen hatte sie kaum so viel Fassung die letzten Worte zu sprechen, und wieder

in jene Ecke schauend, erblickte sie die strafende Erscheinung zum zweiten Male. Wer beschreibt ihr Gefühl, ihr Entsetzen! Während sie den Zuschauern lächelnd als eine Verklärte vorschwebte, tobte der Schmerz in ihrer Brust, und wie der Vorhang sie den Blicken entzog, eilte sie bebend in ihren Wagen, um in der Einsamkeit sich allen Qualen hinzugeben, die auf sie eindrangen. Sie dachte nicht daran, sich auszukleiden, sie sah nur seine düstern Züge, und wünschte sich an Klärchens Stelle, ausgelöscht, wie das Flämmchen, das mit ihr stirbt. „War er es wirklich?" fragte sie sich, „oder haben die Geister die Macht, uns sichtbar zu werden, wenn wir ihrer vergessen! Wollte er mir sagen, daß ich ihn gemordet habe?" — —

In diesen Gedanken ward sie durch Wallenfelds späten Besuch überrascht. Bei seinem Anblicke überflog sie eine Erinnerung an die Leidenschaftlichkeit seines heutigen Betragens, an einige Worte, die sie erschreckt hatten, und nur durch den spätern gewaltigeren Eindruck verdrängt worden waren. Er ließ sie nicht lange in Zweifel. Sein volles Herz strömte über, das langverborgene trat auf seine Lippen, und vor ihr stand auf einmal ein wunderbares Glück, das sie nicht fassen, sich nicht zueignen durfte. Ja, ein Glück! — Denn in diesen Augenblicken, wo er mit der Beredtsamkeit der Liebe zu ihr sprach, empfand sie es klar, wie dieser Mann ihr nie gleichgültig gewesen, wie er der einzige auf Erden sei, dem sie Leben und Freiheit, dem sie Liebe geben möchte. Sie schauderte vor dem Lichte, das ihr Herz erleuchtete.

Die Zärtlichkeit für den, der jetzt um ihre Liebe warb, die Wünsche ihres verwandelten Herzens, so unwillkürlich sie waren, welch' ein strafbarer Verrath an der Freundin schienen sie ihr. Mit ängstlicher Hast trieb sie Wallenfeld von sich, sie war erschöpft, ohne Fassung, und zum ersten Male des Trostes beraubt, ihren Schmerz an Juliens treuen Busen auszuweinen. Es war keine Frage, was sie zu thun hatte. Für Julien, nicht für sie, war Wallenfeld geboren, ein Rausch, ein Blendwerk war es, was ihn zu ihr führte, was ihn der früheren Neigung untreu machte; — sie mußte ihm entsagen. Um einige Jahre älter als er, mit einem verwundeten Herzen, mit der Ahnung eines frühen Verblühens, nie gewöhnt zu einfachem, häuslichen Wirken, und durch falsche Leitung ohne die Tugenden, die die Gattin und Mutter zieren, wie durfte sie die Hand nach einem Loose ausstrecken, dessen sie sich unwerth fühlte, und das eine Andere, Würdigere so ganz verdiente. Sie weinte, — aber nicht blos aus Schmerz. Die Größe und Schönheit des Opfers erhob ihr Herz, sie glaubte sich veredelt, von ihrer Schuld gegen Merwitz durch diese Buße gereinigt, und ein langer Brief an Wallenfeld, der ihm alle Hoffnung nahm, war erst geendet, als ein mattes Licht den nahen Morgen verkündigte.

Julie hatte mit schwerem Herzen den Augenblick erwartet, Clementinen auf die nahe Trennung vorzubereiten. Beide sahen sich wieder, tief bekümmert, und doch mit der Ueberzeugung, ein unverbrüchliches Schweigen bewahren zu müssen. Clementine durfte nicht erfahren,

was Julie wußte, — jene sah nur in dieser Abreise die wohlthätige Veranstaltung einer höhern Hand; das einzige Mittel, Julien zu verbergen, was geschehen war, und Wallenfeld sich selbst und seine frühere Neigung wiederfinden zu lassen. Darum widerstand sie der Trennung nicht, die noch gestern ihr undenkbar gewesen sein würde. Sie suchte gefaßt und muthig vom Wiedersehen zu sprechen, fragte nach allen Umständen der Reise, nach ihrer Dauer, die Julie gegen ihre Ueberzeugung verkürzte, verabredete den Briefwechsel, und vermied absichtlich ihre tiefe Rührung zu zeigen. Aber als Julie nun aufstand, um sie zu verlassen, schien es ihr, als sähe sie zum letzten Male dies holde Kind, das vor ihren Augen erwachsen war, das sie mütterlich geliebt hatte, das ihre Freundin und Trösterin gewesen war. Die Einsamkeit ihres Herzens nach diesem letzten Verluste drang zerreißend auf sie ein, und sie stürzte sich weinend an Juliens Hals, die sie mit Gewalt an die bewegte Brust preßte. Julie weinte mit ihr. Immer enger hielten sie sich umfaßt, die vertrauten Herzen schlugen an einander, die Lippen blieben stumm. „Wenn reisest Du?" fragte endlich Clementine.

„Morgen schon," war die Antwort, „die Tante will es so, und muß es sein, so ist es schnell am besten."

„Mein Segen geht mit Dir," sagte Clementine, und wandte sich schluchzend hinweg. Julie verließ das Zimmer. Sie durchstreifte die Gärten, ihr so lieb und heilig durch tausend Erinnerungen, sie besuchte noch einmal alle Plätze um das Schloß, jeder sprach sie traulich an,

und zeigte ihr eine Freude der Vergangenheit. Hier hatte sie den schönsten Frühling, den schönsten Sommer gelebt. Noch lag alles im starren Winterschlaf, aber schon begannen einzelne wärmere Sonnenblicke den Schnee zu schmelzen, und die Erde erschien unbedeckt, die nun bald der freundliche Blumenteppich schmücken sollte. Ach, dann war sie weit entfernt, und wenn die Blumen wieder blühten, deren Gedeihen sie gern beobachtete, die sie warten und pflegen half, brachten sie ihr keinen Genuß, und verwelkten von ihr ungepflückt. — „Möchten sie dann meine Freunde an mich mahnen,“ sagte sie zu sich selbst, und Thränen stiegen in ihr Auge. Sie dachte an Wallenfeld. Scheidend von diesem Aufenthalte, wo ihre Hoffnungen starben, ließ sie ihr Herz zurück, das nur einmal lieben konnte.

Mit der Morgendämmerung rollte der Reisewagen über den Hof. Clementine war ihm bis vor das Thor gefolgt, sie stand nun auf einem Hügel, und erwiederte das Abschiedszeichen, das ihr Juliens weißes Tuch zuwehte. Wie einsam fühlte sie sich! Wie öde dünkte ihr das Schloß und die Umgebung! Wie unentbehrlich zur Ertragung eines leeren freudenlosen Daseins schien ihr das fröhliche, jugendliche Leben, das jetzt von ihr geschieden war. Aber sie konnte sich nicht verschweigen, daß Julie zu ihrem Glücke sich entfernte. Einige Monate werden vergehen und sie wird wiederkehren. Alles wird dann anders und besser stehen. Wallenfeld wird, muß erkennen, was er verlor, was er verschmähte. Julie soll seine augenblickliche Verirrung nie ahnen, und beider

„Daß Sie das konnten, befremdet mich nicht," fuhr der Graf fort, und ergriff gerührt Clementinens Hand. „Ich habe Sie immer herzlich geliebt, und eben deswegen liegt Ihr Geschick mir am Herzen. Die Welt nennt mich einen Sonderling, weil ich die Wahrheit ohne Rücksicht spreche; sie mag recht haben, aber liebe Frau von Ahlen, der Sonderling ist gut und zuverlässig. Ich möchte Sie als eine geliebte beglückende Hausfrau sehen, ich möchte Ihnen Pflichten geben, weil ich weiß, daß ihre Uebung zufrieden macht, ich möchte einen Kreis von Kindern um Sie sehen, für die Sie sorgten, und die einst Ihr Alter erfreuten. Von der Liebe denken wir Alten nun freilich anders als die schwärmende Jugend. Ist aber Liebe die innige Anhänglichkeit, die der Zeit und dem Unglück trotzt, so hat Merwitz sie bewiesen, und Sie sind ihm den Lohn seiner Treue schuldig. Zwar er selbst wirbt nicht mehr um Ihre Hand, doch, kenn' ich Sie recht, so dürfen Sie nur die Ursache erfahren, warum er keinen Wunsch mehr hegt, um sich für ihn zu entscheiden. — Daß er sein Leben in mancher Schlacht wagte, daß er es gern opfern wollte, wissen Sie schon. Das Loos fiel anders. Er kam zurück, aber mit einem Arme. Eine Kugel traf den linken, sie war dem Herzen so nahe, lassen Sie mich glauben, daß sie es nur darum verschonte, weil es bestimmt war, noch fröhlich zu schlagen."

Clementine verhüllte ihr Gesicht, ihre Thränen strömten unaufhaltsam; sie ergriff des alten Mannes Hand, und drückte sie an ihr Herz, an ihre Lippen. „Wo ist Curt?" rief sie aus. — „Er ist noch in der Mühle,"

war die Antwort, „mein treuer Bedienter, der einzige den wir mit uns nahmen, verrieth mir seinen Plan in dieser Nacht abzureisen, und noch um Mitternacht forderte ich sein Ehrenwort, mich nicht zu verlassen.“

„Sie sollen von mir hören,“ sagte Clementine. Der Graf sah sie forschend an, sie fiel in seine Arme. „Ich will Ihre Zufriedenheit gewinnen!“ rief sie dann. Er drückte sie an sich, und legte seine Hand auf ihre Locken. „Gott segne Deinen Entschluß, mein Kind,“ sagte er feierlich, seine Augen waren feucht, aber sie glänzten jugendlich froh unter dem ergrauten Haar. „Darf ich ihn vorbereiten, darf ich ihn morgen bringen?“ Sie bewegte den Kopf bejahend, sprechen konnte sie nicht. Ihre Seele war so voll. Auch Wallenfelds Bild war noch darin, sie schied auf ewig von ihm. Auch Julien, auch ihm war dies Opfer geheiligt. Aber vor allem brachte sie es gern, rein und frei dem Treuen, der um ihretwillen einen großen Verlust trug, ja sie fühlte jetzt schon die Seligkeit, ein verarmtes Leben wieder froh und reich machen zu können.

Wer möchte nun aber wagen, das erste Wiedersehen, Curts Entzücken und Clementinens wechselnde Gefühle zu schildern. Genug, was sie feierlich sich selbst gelobte, hält sie treu, und nach wenigen Wochen tritt sie an den Altar, von ihrem väterlichen Freunde geleitet. Häusliche Stille soll nun den Bund enger ziehen, und auf des Grafen Rath geht die Reise sogleich nach Merwitzens Gütern, die ziemlich entfernt liegen. Clementine folgt gern dahin, und vernimmt mit Vergnügen, daß

auch der Graf sie begleiten wird. — Nur an Julien sendet sie ein Lebewohl, und legt, wie vormals, die geheimsten Gedanken ihres Herzens in die Brust der Freundin nieder.

Indessen lebt Wallenfeld still und trübe in der Gegend fort, die mit dem Abschiede ihrer interessanten Bewohnerinnen allen Reiz für ihn verloren hatte. Er sieht beide nicht mehr, aber nie wird er sie vergessen. Clementinens letzten Brief hatte er erhalten, doch nur die Gewißheit, sie wolle nicht für ihn leben, dringt in sein Gemüth ein, alles übrige läßt er ungelesen, und wirft das Blatt unwillig von sich, um sich einem Unmuthe zu überlassen, der so heftig ist, wie seine Leidenschaft. In dieser Stimmung überraschte ihn das Gerücht, was über Merwitzens Anwesenheit in der Gegend umherlief. Man sagte sich laut, daß dieser Bedauernswerthe Clementinen liebe, man setzte hinzu, daß er von ihr getäuscht sei, und nachdem er vergebens den Tod gesucht habe, sie an jenem Abende in Egmont mit einem Schmerze wiedergesehen hätte, der aller Gegenwärtigen Mitleid erregte. Wallenfeld wünschte Ueberzeugung. Er besuchte den Grafen, er drängte sich an Merwitz, und erkannte in ihm einen so edlen festen Sinn, einen so hoch gebildeten Geist, und trotz seines ernsten Schweigens einen so tiefen Gram, daß er ihn achten und Clementinen beschuldigen mußte. Er glaubte nun in dieser anspruchslosen Hülle die herzlose Gefallsucht zu sehen, der auch er zum Opfer geworden war, und er verachtete die glänzenden Eigenschaften, die ihn hingerissen hatten. — Alle Ge=

sellschaften meidend, brachte er den Rest des Winters in der tiefsten Einsamkeit zu. Doch auch hier fand er keinen Frieden; denn nur zu bald nahete sich ihm eine Gefährtin, der das Herz nur im betäubenden Taumel sich verschließen kann. Es war die Reue. Konnte er sich verhehlen, daß sein Wankelmuth diese Strafe herbeigerufen hatte? Konnte er sich leugnen, daß ihm Julie unendlich theuer war, ehe Clementinens schimmernde Reize sie überstrahlten? — Alle seine Gedanken waren nun quälend, er wünschte ihnen zu entfliehen, er suchte Beschäftigung, er ritt und fuhr, jagte und spielte, und durchstrich Feld und Wald mit rastloser Eile. Der Himmel war während seiner Abgeschiedenheit so freundlich geworden, alles lachte ihm entgegen. Die zartbelaubten luftigen Zweige, die grüne Saat, die fröhliche Thätigkeit auf den Feldern, die steigenden wirbelnden Lerchen erinnerten ihn an den vorigen Frühling, wo er Clementinen und ihre Tochter zuerst sah. Alles war wie damals, wo er Julien liebte, und mit den jungen Blüthen trat ihr Bild rein und unschuldig vor seine Seele. An die verjüngte Natur war ihr Andenken geknüpft; wohin er blickte, sprach es ihn wehmüthig an. Wie sonst trug ihn jetzt sein Pferd oft in den Abendstunden auf das Schloß. Der Gärtner empfing ihn dann freundlich, und öffnete das Gartenhaus, in welchem er ehedem mit den Frauen zu sitzen pflegte. Nun war er allein mit seinen Träumen hier, und wenn er bis in die tiefe Dämmerung trüben Gedanken und einem ernsten Forschen in seiner Brust nachhing, so blieb es ihm nicht verborgen, daß die Ent-

fernung Clementinens Andenken umschleiert hatte, während die Liebe zu Julien, durch Entbehrung gemehrt, geprüft und veredelt ward. Er ging wohl auf die Wiesen, die an den Garten gränzten, aber die Gefährtin fehlte ihm, die so gern seinen botanischen Belehrungen lauschte, und nach jedem Kräutchen mit ihrer süßen Stimme fragte. Wenn er ihr den Strauß von Wiesenblumen bot, wie freundlich lächelte sie ihm zu; jetzt bückte er sich oft nach dem gelben Klee, den sie vorzüglich liebte, sammelte das dunkelblaue Gedenkemein dazu, Augentrost, Tausendgüldenkraut, und die glühend rothe Feldnelke, und war das Sträuschen fertig, so mochte er es gern im Gartenhause an ihren Platz legen, sie gegenwärtig wähnen, und so alles vergessend, jene Zeit erneuen, wo noch keine Verirrung ihn von ihr geschieden hatte. Vor allem aber erregte eines Abends der Anblick des vielfarbigen Hyacinthenbeetes die Erinnerung des Neujahrmorgens in ihm, wo er, von eben diesem Dufte angehaucht, neben Julien saß, und sie so traulich, so rührend zu ihm sprach. Heiße Sehnsucht durchdrang seine Brust, er blickte hinauf an ihre einsamen verschlossenen Fenster, und betrat trauriger als je sein ödes stilles Haus. Seine Phantasie, immer bereit ihn zu quälen, malte ihm hier die waltende Hausfrau in Juliens Gestalt, in der freundlichen ruhigen Wirksamkeit, deren Zeuge er so oft war. — Leidenschaft und Wankelmuth, er fühlte es bitter, hatten den Segen der Häuslichkeit von ihm gescheucht.

So gestimmt mußte ihm der Brief Clementinens, den ein Zufall noch einmal in seine Hände gab, höchst bedeu-

tend und tröstlich werden. Denn jetzt erst las er ihn bedachtsam und mit ganz andern Empfindungen als vormals, jetzt erst lernte er seinen Inhalt verstehen. Wie entzückte ihn nun Clementinens Ueberzeugung, er sei für Julien bestimmt und besitze ihre Liebe, wie wenig bedurfte es der Beredtsamkeit, mit welcher dieser Brief in jener Nacht des Scheidens ausgestattet ward, um ihn davon zu überreden. Er hoffte wieder, er überließ sich freudig dem Gedanken einer Wiedervereinigung, die so ungewiß, so entfernt schien. Juliens Aufenthalt kannte er nicht; in Clementinen wußte er jetzt eine Freundin seiner Liebe, aber durfte er sich ihr mit Wünschen nahen, die so verschieden von den früheren waren? Und war nicht auch sie ihm verschwunden?

Liebende Herzen träumen sich gern einen geistigen Zusammenhang, der auch in entfernten Gegenden sie verknüpft, und ohne Worte, ohne Schrift und Zuruf, ein Band erhält, das vom Schicksal in Schutz genommen wird. Mag dies ein schöner Traum sein, so ist es doch gewiß, daß die Liebe der Gegenwart nicht bedarf, um fortzuleben, daß sie, selbst ohne Hoffnung des Glücks, durch tausend süße unzerreißbare Fäden an das Geliebte sich anschließt. So finden wir auch Julien noch mit eben den Gefühlen wieder, mit welchen sie von Wallenfeld schied. Abgezogen von allem Geräusch brachte sie die Zeit hin, welche der Badekur des Fräuleins bestimmt war, und so reich auch die Natur um sie prangte, schlug dennoch ihr Herz den bekannten Gegenden fröhlich entgegen, als sie sich zu Ende des Sommers der Heimath wieder

nahten. Sie durfte nicht daran denken, die kränkelnde Tante zu verlassen, die jetzt ihrer Pflege so sehr bedurfte, und willigte gern ein, sie an den Ort zu begleiten, der ihre ersten Kinderjahre sah. Nur noch ein kleiner Umweg sollte gemacht werden, um der Tante das Wiedersehen einer Jugendfreundin zu verschaffen, und es erregte in Julien ein schmerzlich süßes Gefühl, als sie vernahm, diese Dame wohne in einem Städtchen, nur wenig Meilen von dem Schlosse entfernt, wo sie so schöne Tage genoß. Sie ward dadurch um so mehr in Gedanken eingewiegt, da auch die Tante immer stiller und ernster neben ihr saß, je näher der Wagen seinem Ziele kam. Es war einer von den heitern Sommerabenden, ohne Wolken, wo die Luft mit jedem Hauche uns Wohlgerüche zuführt. Man hielt vor dem netten freundlichen Hause, welches der Tante noch wohl erinnerlich war, obgleich sie es in zwanzig Jahren nicht betreten hatte. Alles sah hier festlich und geschmückt aus. Denn nicht nur die Bedienten erschienen in stattlichen Livreen, auch die Wände der geräumigen Hausflur prangten mit zierlichen Blumengewinden, und durch die weit geöffnete Gartenthür konnte man eine zahlreiche Gesellschaft im bunten Gemisch wahrnehmen. Wie ungern nun auch das Fräulein sich diesem Kreise zugesellen mochte, so sah sie sich doch bald genug durch die Umarmung ihrer Freundin entschädigt, und vergaß im fröhlichen Rausche dieses Wiederfindens die Absonderung, der sie schon so lange gewohnt war. Die Hausfrau, eine angenehme Matrone, ließ sie nur aus den Armen, um sie den Gliedern ihrer

Familie vorzustellen, und es fand sich, daß gerade heute der Vorabend der Vermählung ihrer ältesten Tochter gefeiert ward, in welcher die Tante das lebendige Bild der Mutter zu erkennen glaubte; — ein liebliches blühendes Mädchen, von Glück und Freude verschönt, heiter wie ihr Schicksal, und fleckenlos wie der Himmel, der ihrem Bunde lachte. Julie wünschte ihr recht aus vollem Herzen Glück, und während die älteren Frauen sich im Fluge mancherlei wichtiges mittheilten, kannten sich die Mädchen schon genug, um sich ungezwungen wohl bei einander zu befinden. — Es war nun Zeit geworden, sich der Gesellschaft zu nahen, die fern von dieser einzelnen Gruppe in einer großen Laube beisammen war. Aber welche Empfindungen durchdrangen Juliens Herz, als sie, gleich beim ersten Umherblicken, Wallenfeld wahrnahm, der, eben so überrascht als sie selbst, sie mit der höchsten Bewegung anzusehen schien. Sie zitterte und hatte kaum Kraft, die Näherstehenden zu begrüßen, und einige unbedeutende Fragen verständig zu beantworten. So oft hatte sie dies Wiedersehen gedacht, in tausend verschiedenen Lagen es ausgemalt, und dennoch, wie unvorbereitet fand es sie! Sie glaubte zu träumen, und diese seltsame Täuschung mehrte sich noch, als nun auch der Baron und seine Frau aus dem Hintergrunde hervortraten, und sie sich, wie durch einen Zauberschlag, in der Mitte so lieber Bekannten, in der Nähe dessen sah, den sie einzig liebte. Erst durch die liebreiche Ansprache der Baronin fand sie ihre Fassung wieder; wie manches gab es da zu fragen, wie manches zu erzählen! Cle-

mentinens Name ward zuerst genannt, ihr Geschick lag beiden so nahe, und man wußte so wenig von ihr. — Indessen hatte sich auch Wallenfeld genähert, seine Augen hingen forschend an Julien. Sonst begegneten sich ihre Blicke frei und leicht, jetzt schlug sie die ihrigen erröthend an den Boden, und in ihrer bewegten Brust ward der Schmerz wieder neu, mit welchem sie ihn zum letzten Male, vor Clementinen um Liebe flehend, erblickte. Diese Erinnerung schien ihr eine ewige Scheidewand zu ziehen, die nichts wieder niederzureißen vermochte.

Die Dämmerung sank herab, schimmernde Lampen im dunkeln Grün ersetzten das Licht des Tages. Man vertheilte sich in die magisch beleuchteten Gänge, und die fröhliche Braut ergriff Juliens Hand. Scherzend ereilte sie der Bräutigam, und mit diesem trat Wallenfeld hinzu. Es schien natürlich, daß man die Mädchen trennte, aber Juliens Herz klopfte ungestüm, da Wallenfeld ihren Arm in den seinigen legte; stumm, zitternd ging sie an seiner Seite neben den glücklicheren Gefährten hin. „Julie," flüsterte er ihr leise zu, „wie glücklich bin ich! Ich sehe Sie wieder, nachdem die Entfernung mich erst gelehrt hat, was Sie mir waren. Ich segne den Augenblick, der mich an diesen Ort führte, geben Sie mir die Hoffnung, daß ich hier mein Glück wieder gefunden habe."

Schmerz und Wonne kämpften bei diesen Worten in Juliens Brust, aber der Schmerz errang den Sieg. Denn diese Sprache der Liebe, die ihr so süß tönte, hatte sie ja eben so feurig an jenem Abende gehört, der ihre Ruhe vernichtete. Konnte ihr treues Herz sich dem

Wankelmuthe, der Untreue ergeben? Eine unendliche Wehmuth ergriff sie, und gedrängt von Wallenfelds zärtlichem Ungestüm, vermochte sie nicht zu bergen, was in ihr vorging, nicht abzuwägen, was sie sprach. „Lassen Sie uns das Andenken unserer frohen Stunden bewahren,“ sagte sie, „ohne Entwürfe für die Zukunft, und ohne Hoffnungen, die verloren sind. Vielleicht täuscht sich Ihr Herz, es glaubt mich zu lieben, weil es den wahren Gegenstand seiner Wünsche verlor. Aber möchte das meinige auch für Sie entscheiden, nie würde ich meine Ruhe einem so schnell wechselnden Gefühle vertrauen.“

„Wenn Sie denn meine Verirrung kennen,“ sagte er schmerzlich, und zögerte vorwärts zu gehen, weil sich eben ein Theil der Gesellschaft in lauter Fröhlichkeit nahte, — „so glauben Sie auch meiner Reue. Sie ist wahrhaft, sie ist ohne Falsch, und unterwirft sich gern Ihrer Prüfung.“

Die herzutretenden jubelnden Gäste überhoben Julien der Antwort. Nur zu gewiß wankte ihre Kraft, sie hätte vielleicht den Ueberredungen der Liebe nicht widerstanden. Doch nun sahe sie sich von Wallenfeld getrennt, den die jungen Männer mit sich fortgezogen; ihr Nachdenken, ihre Zweifel erwachten von neuem, sie fühlte sich vereinzelt in dem muntern Haufen, peinlich aufgeregt durch die Lustigkeit, die sie umgab, und der sie maschinenmäßig sich anschließen mußte. Ihre Tante hatte sich schon zur Ruhe begeben, auch sie entschlüpfte jetzt dem Getümmel, nachdem sie noch einen Blick auf Wallenfeld geworfen hatte, dem es nicht wieder gelungen war, sich

ihr zu nähern. Sie sah, wie seine Augen ihr folgten, und ihr Herz blieb bei ihm zurück.

Doch, nun in der Stille ihres Zimmers, wie mannigfaltig sind ihre Gefühle, ihre Gedanken. Sie fühlt es, die Entscheidung ihres Schicksals liegt in ihrer Hand. Der geliebte Mann ist ihr nahe, er denkt, er spricht wie vormals, weggelöscht scheint alles, was sie trennte. Aber kann sie selbst aus ihrer Erinnerung es verbannen? Darf sie dem wünschenden Herzen folgen, da eine warnende Stimme ihm widerspricht? Morgen wird er sie noch einmal fragen, und was soll sie antworten? Sie schaut in die gestirnte Halle hinaus, die sich prächtig über ihr wölbt, und ein leises unausgesprochenes Gebet fleht um Erleuchtung, um väterlichen Rath. „Führe Du selbst mein Herz!" ruft sie hinauf in die lautlose Nacht, und ein frommer Glaube tröstet sie nun, sie werde das rechte wählen!

Vom nahen Kirchthurme schlug es Ein Uhr. Julie öffnete leise der Tante Schlafgemach, das sie theilen sollte. Erwachend winkte diese sie zu sich, und sagte: „Wenn es nicht zu viel geopfert wäre, Julchen, so möchte ich Dich durch eine schnelle Abreise um die Hochzeitfreude bringen, und ich will es nur gestehen, daß ich schon im geheim von meiner Freundin Abschied genommen, und die Pferde um vier Uhr, wenn noch alles schläft, bestellt habe. Zwar war es anfangs anders beschlossen, aber Du weißt ja, wie wenig laute Festlichkeiten mir zusagen, und von Dir bin ich lange gewohnt, daß ein Ball Dir nicht zu sehr am Herzen liegt."

Julie versicherte ihren Gehorsam mit bebender Stimme. „Der Himmel hat entschieden," dachte sie, und eilte der Tante ihre Verwirrung, ihre Thränen zu verbergen. Ja, noch einmal Thränen um ein Glück, das vielleicht keines war, das ihr wohl nur wieder lachte, um ihre Ergebung zu prüfen. Es sollten, sie gelobte es heilig, die letzten sein, aber sie flossen bis an den Morgen, wo der rasch fortrollende Wagen sie dem Orte entführte, den sie ruhig betrat, und nun schmerzlich bewegt verließ.

Ein Jahr verging ohne Begegniß in ruhiger Thätigkeit, kleinen Freuden und mancher Sorge. Immer mehr kränkelte die Tante, immer eingeschränkter lebte Julie, bis sie zuletzt das Bette der Schwachen nicht mehr verlassen konnte, und, nur einer traurigen Pflicht noch angehörend, ihr die Augen zudrückte. Es war das zweite Mal, daß in diesen Mauern der Tod ihr eine Stütze entzog, auch ihren Vater hatte sie hier verloren, aber wie so anders war damals ihr Gemüth gestimmt. Kindlich heiter, sah sie durch die Trauer um den Verlornen, in eine morgenröthlich umstrahlte Zukunft; jetzt verhüllte ein schwarzer Flor jede Aussicht. Nur eine Freude lachte ihr noch, sie durfte nun zu Clementinen zurückkehren! Gleich nach dem Tode der Tante hatte sie ihr geschrieben, und noch erwartete sie kaum die Antwort, als Merwitz selbst erschien, sie seiner Frau zuzuführen. Er war Tag und Nacht gereis't, um sie recht bald ihren traurigen Umgebungen zu entreißen; er war ein alter Freund, jetzt der Gemahl ihrer theuersten Freundin, wie tröstlich mußte seine Ankunft ihr sein. Auch bemerkte sie

bald an ihm ein heitres ruhiges Bezeigen, das von innerer Zufriedenheit sprach, und den schmerzlichen Eindruck vernichtete, den der Anblick seines Verlustes ihr gab. Seine ernste tiefe Unterhaltung, wie sie ihr noch aus ihren früheren Jahren erinnerlich war, that ihr wohl, denn lange schon hatte sie nur aus todten Büchern in einzelnen Ruhestunden diesen Genuß geschöpft. Auch Merwitz genoß hier Momente einer Rückerinnerung, die ihm jetzt süß war. Diese Straßen, diese Plätze, diese Spaziergänge, die man aus Juliens Fenster überblickte, hatte er so oft durchwandelt. Hier ward die Neigung in ihm zuerst wach, die ausschließend sein Leben beherrscht hatte, hier empfand er Hoffnung, Liebe, Schmerz und Verzweiflung! —

Julie war auf eine weite Reise in nie gesehene Gegenden gefaßt, als sie den nächsten Morgen mit Merwitz in den Wagen stieg, und nichts gleicht daher der Ueberraschung, mit welcher sie gegen das Ende des Tages immer mehr bekannte Gegenstände, und endlich die runden Thürmchen des Schlosses erblickte, wo sie Clementinen zuletzt sah. Noch glaubte sie nur, Merwitz wolle hier übernachten, allein wie der Wagen nun die hohe Pappelallee erreichte, die schnurgerade auf das Thor zuführte, sah sie eine weiße Gestalt an der Pforte stehen, in der ihr Herz Clementinen erkannte. „Ist es möglich?“ fragte sie, und freundlich lächelte Merwitz ihr zu. „Hier wollte meine Frau Sie wiedersehen,“ antwortete er, „sie kam mit mir vor einigen Tagen hierher. Verzeihen Sie uns diese kleine Heimlichkeit.“

„O Gott, meine theure geliebte Mutter!“ rief Julie aus, und stürzte aus dem Wagen Clementinen entgegen. Sprachlos, mit Thränen der reinsten Freude, lagen sie einander in den Armen. Sie betrachteten sich wechselsweise, gaben sich die süßesten Namen, und jede fühlte ihr Leben erst jetzt wieder ganz und ungetheilt an dem Busen der Freundin.“

Fand Clementine Juliens Farbe weniger frisch, ihren Blick rührender und ernster, ihre ganze Gestalt, in der schwarzen Trauerkleidung, die trüben Begegnisse aussprechend, die sie erlebte, so sah jene hingegen an Clementinen eine eben so auffallende Veränderung. Sie schien gesund und blühend, ja Frohsinn und herzliche Zufriedenheit lagen sichtbar in ihren Zügen, und alles, was Julie in so kurzer Zeit beobachten konnte, zeigte ihr, hier wohne jetzt das Glück, ein stilles sicheres Glück, das Kleinod, das wir oft lebenslang suchen, und geblendet an uns vorübergehen lassen. — Sie sehnte sich sehr nach einem einsamen Herzensergusse mit ihrer Freundin, aber es war spät, und Clementine trieb die Ermüdete zur Ruhe. Ihr Zimmer empfing sie wieder, es war noch ganz wie sie es verließ. Die lieben Bilder ihrer Eltern hießen sie lächelnd willkommen, ihr Piano, ihr Nähtisch, ihre Bücher, alles war auf derselben Stelle. Sie überließ sich mit Freuden dem Gedanken, die Trennung sei nur kurz, nur tagelang, und die Begebenheiten der Zwischenzeit ein trübes Bild ihrer Einbildungskraft gewesen. So müde sie war, konnte sie dennoch der Lok-

kung nicht widerstehen, wenigstens aus dem Fenster noch heute den Garten zu sehen. Merwitz und Clementine gingen unten noch umher. Eine männliche Gestalt begleitete sie, Juliens Herz schlug laut, denn sie glaubte Wallenfeld zu erkennen, und konnte ihr Auge nicht von den Wandelnden wenden. Endlich verschwanden die Gestalten im Schatten, und sie seufzte bei der Vorstellung, daß ihr jenes Bild noch immer so gegenwärtig sei, sich noch immer ihrer Phantasie aufdringe. Denn unfehlbar war Clementinens zweiter Gefährte der alte Graf gewesen, von welchem sie durch Merwitz wußte, wie innig er mit der Familie verbunden war, und Wallenfeld, dessen Namen Niemand nannte, war vielleicht nicht mehr hier, hatte wohl lange schon die vergessen, die seiner noch immer gedachte.

Sonnig lachte der Morgen beim Erwachen in ihr Fenster. Es war nicht mehr früh, sie hatte sich eben angekleidet, da kam Clementine schon, sie zum Frühstücke zu holen. Im Gartenhause fand sie Merwitz, die Frauenzimmer wählten ihre gewohnten Plätze wieder, und eine fröhliche Stunde verging unter Gesprächen, wie sie langgetrennte Freunde führen, abgebrochen und unzulänglich, und doch so angenehm, so traulich. Merwitz ging nach dem Frühstücke und Clementine hing sich an seinen Arm, indem sie Julien baldige Rückkehr verhießen. Auch war nur kurze Zeit verflossen, da trat sie lächelnd herein und zeigte der erstaunten erfreuten Julie ein reizendes Kind, das so eben anfing, die Blicke der Mutterliebe zu verstehen.

„Deine Augen fragen mich, ob ich glücklich bin, liebe Julie," sagte sie, „sieh', hier ist die Antwort. Seit ich dies Kind besitze, erkenne ich den Werth meines Lebens. Aber ich will nicht ungerecht sein. Nein, schon ehe ich Mutter ward, war ich glücklich. Denn wie ich nun in ungetrennter Verbindung mit meinem Manne ihn erst ganz verstehen lernte, wie sich sein Herz mir aufschloß, das noch reicher als sein Geist ist, wie ich an der leitenden Hand meines Freundes meine Pflichten treu zu üben strebte und nun im Sonnenscheine des Glücks nach und nach Curts finstre Stimmung einem milden Frohsinne Platz machen sah, — welch' ein Gemüth hätte ich haben müssen, um mich dieses schönen Lohnes nicht zu freuen? Curts Verlust, den er durch mich trug, vollendete meine Umwandlung! Und jetzt, ja ich sage es Dir mit herzlicher Rührung, jetzt erwiedere ich seine treue Zärtlichkeit aus voller Seele, jetzt gebe ich wieder, was ich empfange, und der Segen der Häuslichkeit ruht auf mir. Ach, Julie, wie eigensinnig sind wir oft in unserm Widerstande gegen das Schicksal, und dennoch ermüdet eine freundliche Hand nimmer, uns dahin zu ziehen, wo wir Freude und Genuß finden sollen. Du weißt, wie ich mich um Jahre bestahl, wo ich glücklich sein und glücklich machen konnte. Wolltest Du eben so handeln, Julchen? Wolltest Du gegen Dein Herz kämpfen, das gewiß vergebend fühlt? Oder empfindest Du gar nichts mehr für Wallenfeld, der Dich so innig liebt?"

„Sie kennen mein Herz," antwortete jene, „fragen Sie sich, ob es eines Wechsels fähig ist. Ich habe Wal-

lenfeld nur entsagt, weil ich an ihm zweifeln mußte, vergessen habe ich ihn nimmer.“

„So nimm denn meine Bürgschaft für ihn!“ rief Clementine, und aus dem Gebüsche neben dem Gartenhause trat er hervor. „Derselbe Ort, der uns so oft beisammen fand, umschließt uns wieder mit denselben Gesinnungen, und was hier oft meine Seele für Euch wünschte, geht nun erfreulich in Erfüllung!“ —

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lohmann, Emilie Friederike Sophie,

Sämmtliche Erzählungen

Bd.: 17

Leipzig 1844

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Germ.4469(17/18
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11091770-5